This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD
LIBRARIES
UNIVERSITY
LELAND STANFORD JUNIOR UNIVERSITY
ORGANIZED 1891

STANFORD
LIBRARIES
UNIVERSITY
LELAND STANFORD JUNIOR UNIVERSITY
ORGANIZED 1891

Militärische Briefe

eines

Verstorbenen

an

seine noch lebenden Freunde.

Jetzt kann ich Euch nur Räthsel offenbaren,
Zur Zeit's uns wieder, dann erfahr't Ihr mehr.

Militäriſche Briefe

eines

Verſtorbenen.

Erſte Sammlung.

„Jetzt kann ich Dir nur Räthſel offenbaren,
Wir ſeh'n uns wieder, dann erfährſt Du mehr.“

Poenitz, Karl Eduard

Militärische Briefe

eines

Verstorbenen

an

seine noch lebenden Freunde,

historischen, wissenschaftlichen, kritischen

und

humoristischen Inhalts.

Zur

unterhaltenden Belehrung

für

Eingeweihte und Laien im Kriegswesen.

Adorf.
Verlags-Büreau,
1841.

Klug iſt's nicht zu verſchweigen,
was Du im Wiſſen gewonnen;
Aber die Kraft nur bekennt,
was ihr am Wiſſen gebricht.

Confucius.

Poenitz, Karl Edmund

Militärische Briefe

eines

Verstorbenen

an

seine noch lebenden Freunde,

historischen, wissenschaftlichen, kritischen

und

humoristischen Inhalts.

Zur

unterhaltenden Belehrung

für

Eingeweihte und Laien im Kriegswesen.

Adorf.
Verlags-Büreau,
1841.

L. T

E 9794

U19
.6
V.1

An den Leſer.

Die Beziehungen der Lebenden zu den Geiſtern der Verſtorbenen, oder umgekehrt, ſind und bleiben für uns ein undurchdringliches Geheimniß; ſie gänzlich leugnen zu wollen, wäre daher lächerlich, doch mag ein Jeder darüber denken wie ihm beliebt.

Hier aber tritt Jemand als Doppelgänger des verſtorbenen Generals Carl von Clauſewitz auf, ſchreibt in deſſen Namen und Geiſte, bedient ſich mithin oft ſeiner eigenen Worte, wo es gilt, die Anſichten deſſelben gegen fremde Angriffe zu vertheidigen, oder das Gediegendſte aus ſeinen Werken zur Kenntniß des größeren Publikums zu bringen. Das giebt der Sache eine ganz eigenthümliche Färbung. War es der Verſtorbene ſelbſt, der hier die Feder führte? Oder flüſterte deſſen Geiſterſtimme dem Verfaſſer zu, was und wie er ſchreiben ſollte? — Ueber dies Alles können wir dem Leſer keine Auskunft geben, und eben ſo wenig die Perſonen namhaft machen, an welche die geheimnißvolle Correſpondenz gerichtet wurde. Bei der Tendenz dieſer Briefe, mit deren Durchſicht und Herausgabe die Verlagshandlung uns beauftragt hat, war ein anderes Verfahren, als das vom Verfaſſer befolgte,

nicht angemessen, und der eingeschlagene Weg erscheint uns eben so schwierig, als er orginell genannt zu werden verdient.

Ein Urtheil über den reichhaltigen und sehr mannichfaltigen Inhalt dieser Briefe zu fällen, ist hier nicht der Ort, das möge den Kunstrichtern überlassen bleiben. Nur soviel glauben wir vorläufig sagen zu dürfen, daß die eingeflochtenen Erzählungen und Gespräche über kriegerische Begebenheiten die Kritik nicht zu scheuen brauchen. Sogar der Charakter der selbstredenden Personen scheint uns möglichst treu gehalten, ihre Rede und Gegenrede ist genau abgewogen, sie enthält eine Kritik der Thatsachen und Ansichten in ganz neuer und sehr ansprechender Form.

Die humoristischen Intermezzo's gewähren eine angenehme Unterbrechung der zum Theil sehr ernsten Lektüre, und streifen, wo sie zu feinen Anspielungen werden, oft in das Gebiet der launigsten Satyre hinein. Dagegen offenbart die überall durchschimmernde patriotische Gesinnung einen recht deutschen Charakter, dem man es auf den ersten Blick ansieht, daß er über jede Nationaleitelkeit hoch erhaben ist, und solche Aeußerungen erwecken Vertrauen.

Leipzig, im August 1841.

Der Herausgeber.

Inhalt.

Seite

Erster Brief. Abreise nach dem Olymp. Quarantaine. Wasserheilanstalt und Dampfbad am Nordpol. Ankunft und Vorstellung bei Jupiter durch Scharnhorst. Was dem Verstorbenen auferlegt wird. Wie Friedrich der Große ihn empfängt und beurtheilt; Charakteristik von Friedrichs Kriegssystem. Zusammentreffen mit Seydlitz. Besuch bei Türenne; über dessen Vertheidigung des Oberrheins im Feldzuge 1675. Gustav Adolph; seine Ansichten über philosophische Kriegstheorien. Akademie der Kriegswissenschaften im Olymp, Tendenz derselben 1

Zweiter Brief. Geselliges Leben im Olymp. Wissenschaftliche Abendgesellschaften bei Minerven; ihr Auftrag an Scharnhorst. Reise nach Tenare; Beschreibung der Oertlichkeit. Versammlung und Musterung der strategischen Ordensgesellschaft; Mars verweist sie in den Stall des Augias. Rückkehr und Einladung zu Gneisenau. Die That und das Wort 19

Dritter Brief. Gustav Adolphs Todesfeier. Große Heerschau im Olymp. Akademische Sitzung und Erörterung der Streitfrage: Ob zu Gustav Adolphs Zeiten der Angriff stärker gewesen sey als die Vertheidigung? Neue Aufschlüsse über dessen Feldzüge in Deutschland 31

Vierter Brief. Empfang bei Napoleon; Bemerkungen über sein Kriegssystem. Napoleons Verdienste um Preußens Wiedergeburt; politischer Rath für die Zukunft. Die französische Propaganda. — Große Calvalcade im Olymp zu Ehren Seydlitzens. Der historische Reitstall des Mars. Münchhausen als Vorreiter. Minerva holt die Gesellschaft auf einem Kriegsdampfwagen ein; Beschreibung desselben; Eindruck den dieses Kunstwerk auf Münchhausen macht 55

Seite

Fünfter Brief. Zeitungswesen im Lager. — Versammlung von Reitergenerälen aus dem dreißigjährigen Kriege. Neue Diskussion über den Werth der Offensive; Rückblicke auf einige Operationen und Schlachten aus jener Zeit, und auf die Hauptursachen großer Erfolge 65

Sechster Brief. Etwas über die Beweggründe zum Handeln im Kriege. Eine kriegswissenschaftliche Diskussion unter Minervens Vorsitz. Vermummte Redner und anonyme Schriftsteller. Feststellung des Begriffs von Angriff und Vertheidigung, in politischer, strategischer und taktischer Beziehung. Bestimmungsgründe für die Wahl einer dieser beiden Kriegsformen. Ansichten eines Römers über das Wesen und den Werth der Vertheidigung . 105

Siebenter Brief. Warum guter Rath oft über Nacht kommt. — Mission nach Tenare. Unfreiwilliger Aufenthalt am Styx. Naturhistorische Merkwürdigkeiten. Ursprung der Mucker; wie Charon sie empfängt. Verwandelung der Philosophen. Charons Gasbereitungsanstalt. Ankunft zweier Philosophen. Verunglückte Beweisführung. Ausflug nach Arkadien. Münchhausens physikalische Experimente mit Pferden; er gründet eine Luftverdichtungsgesellschaft auf Actien 121

Achter Brief. Unterhaltung mit Türenne über Menschen- und Kriegerbildung. Derfflingers Ansichten über wissenschaftliche Bildung. — Türennes Kriegsglück im Elsaß 1674, durch deutsche Uneinigkeit bewirkt. Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst von Brandenburg und der Herzog von Bournonville. Gebrechen der damaligen deutschen Reichsheere. Des großen Kurfürsten Zug zur Befreiung Brandenburgs von den Schweden. Ueber die körperliche Anstrengung im Kriege. Gewaltmarsch des Kurfürsten im Winter 1679, von Berlin nach Tilsit 137

Neunter Brief. Die Paradesucht und Spielerei der Friedenshelden. Derfflinger über das brandenburgische Heer zu seiner Zeit. Ueber die Vortheile der Versetzung höherer Offiziere von einer Waffengattung zur anderen. Türenne über das französische Heer unter seinen Befehlen. Ein Urtheil über Condé und Luxemburg. — Grausamkeiten im Kriege 161

Zehnter Brief. Münchhausens mißlungene Spekulation und Seydlitzens Rückkehr aus Arkadien; Aufmunterung desselben zu nützlicheren Beschäftigungen. Versuche einiger Physiker, Chemiker und Homöopathen. Die Doctoren par excellence. Wie die Che-

Seite

mie zum wesentlichsten Vereinfachungsmittel der Strategie werden kann. Verhandlungen im Olymp über die spanischen Wirren und Spaniens Zukunft; Ultimatum und Executivmaßregeln. Großartiger Amalgamirungsprozeß. Betrachtungen über die höheren moralischen Zwecke künftiger Kriege 178

Eilfter Brief. Herzensergießungen und philosophische Betrachtungen. Wissenschaftliche Tendenz der hinterlassenen Werke des Verstorbenen über Krieg und Kriegführung. Schwierigkeit und Möglichkeit einer philosophischen Kriegstheorie. Unfruchtbarkeit aller strengsystematischen Kriegslehren. Wesen und Zweck einer vernünftigen Theorie des Kriegs 196

Zwölfter Brief. Betrachtungen über die Ursachen von Frankreichs Uebergewicht in der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts, und über Deutschlands politische Bedeutungslosigkeit. Höchster Grad der Demüthigung, welche den Deutschen von Türken und Franzosen widerfährt, oder: die zweite Belagerung Wiens und die Verheerung der Pfalz 215

Dreizehnter Brief. Die Politik, die Kriegskunst und ihre gegenseitigen Beziehungen. Warum der Krieg nur als eine Fortsetzung der Politik mit gewaltsameren Mitteln, gleichsam als ein politisches Instrument, betrachtet werden darf. Die Mittel zum Kriege müssen dem Zwecke entsprechen. Friedrich der Große im Feldzuge 1760. Verschiedenheit der Zwecke im Kriege 241

Vierzehnter Brief. Todesfeier des Herzogs Karl von Lothringen. Die Türkenparade. Ansichten der Zeitgenossen von dem kriegerischen Verfahren gegen die Türken. — Kara Mahomed und Abdurrahman, oder die Vertheidigung von Ofen. Erstürmung dieser Festung 1686, im Angesicht eines türkischen Heeres. Prinz Eugen über den kriegerischen Charakter der Türken. — Intermezzo. Kara Mustapha und Louvois. Merkur überschreitet seine Vollmacht, und bringt eine Gesellschaft deutscher Generale in große Gefahr, aus welcher sie durch Maja's List befreit wird . . . 267

Funfzehnter Brief. Kleine Ursachen und große Wirkungen. — Erzählungen des Prinzen Eugen aus dem Feldzuge 1687 gegen die Türken. Die Theorie im Widerspruche mit der Erfahrung. Diskussion zwischen Eugen und dem Verstorbenen über das Verfahren Suleymans. Des Prinzen Feldzug 1697 und der Sieg bei Zenta; Erläuterungen darüber. Indolenz und Tapferkeit . . 300

Seite

Sechszehnter Brief. Abendgeſellſchaft bei der Minerva. Vertrauliche Mittheilung derſelben über die politiſchen Umtriebe ihrer Geſchwiſter. Geheime Verhandlung über die Vertheidigungsarten großer Flüſſe. Des Verſtorbenen Theorie der Flußvertheidigung; Einwürfe dagegen und Widerlegung derſelben 325

Siebenzehnter Brief. Einladung zu Napoleon. Ueber das Mißlingen des Feldzugs 1812 in Rußland. Der Gehorſam eines Heerführers in Bezug auf erhaltene Befehle. Unterhaltung über vermiſchte Gegenſtände. Napoleon über die militäriſchen Schriftſteller. Ein Selbſtgeſpräch. Ausſichten 364

Erster Brief.

Olymp, den 24. Januar 1832.

Abreise nach dem Olymp. Quarantaine. Wasserheilanstalt und Dampfbad am Nordpol. Ankunft und Vorstellung bei Jupiter durch Scharnhorst. Was dem Verstorbenen auferlegt wird. Wie Friedrich d. Gr. ihn empfängt und beurtheilt; Charakteristik von Friedrichs Kriegssystem. Zusammentreffen mit Seydlitz. Besuch bei Türenne; über dessen Vertheidigung des Oberrheins im Feldzuge 1675. Gustav Adolph; seine Ansichten über philosophische Kriegstheorien. Akademie der Kriegswissenschaften im Olymp, Tendenz derselben.

Hier weile ich nun, mein trauter Freund, zwar fern von Dir und allen den Theuren, die mich erkannten und verstanden, und doch auch geistig Euch näher als sonst. Denn mit Leichtigkeit durchdringt mein Blick die unermeßlichen Räume, welche mich jetzt von Euch trennen; das unruhige Treiben der Erdenbewohner entfaltet sich mir wie ein ungeheueres Drama, und die Beziehungen zu ihnen sind von so eigenthümlicher Art, daß ich Manchem mit lauter Stimme zurufen möchte: „Freund! kehre um, Du bist auf falschem Wege, in einem verderblichen Irrthume befangen.“ Aber meine Stimme würde sein Ohr nicht erreichen, und so muß ich denn geschehen lassen, was zu hindern nicht in meiner Macht steht. Denke Dir nun die Qualen der falschen Propheten, die in ihrer dünkelvollen Weisheit die Menschen zu überreden trachteten: „so und nicht anders müsse man denken und handeln, jede andere Ansicht und Verfahrungsart sey

Seite

Sechszehnter Brief. Abendgeſellſchaft bei der Minerva. Vertrauliche Mittheilung derſelben über die politiſchen Umtriebe ihrer Geſchwiſter. Geheime Verhandlung über die Vertheidigungsarten großer Flüſſe. Des Verſtorbenen Theorie der Flußvertheidigung; Einwürfe dagegen und Widerlegung derſelben 325

Siebenzehnter Brief. Einladung zu Napoleon. Ueber das Mißlingen des Feldzugs 1812 in Rußland. Der Gehorſam eines Heerführers in Bezug auf erhaltene Befehle. Unterhaltung über vermiſchte Gegenſtände. Napoleon über die militäriſchen Schriftſteller. Ein Selbſtgeſpräch. Ausſichten 364

Erſter Brief.

Olymp, den 24. Januar 1832.

Abreiſe nach dem Olymp. Quarantaine. Waſſerheilanſtalt und Dampfbad am Nordpol. Ankunft und Vorſtellung bei Jupiter durch Scharnhorſt. Was dem Verſtorbenen auferlegt wird. Wie Friedrich d. Gr. ihn empfängt und beurtheilt; Charakteriſtik von Friedrichs Kriegsſyſtem. Zuſammentreffen mit Seydlitz. Beſuch bei Türenne; über deſſen Vertheidigung des Oberrheins im Feldzuge 1675. Guſtav Adolph; ſeine Anſichten über philoſophiſche Kriegstheorien. Akademie der Kriegswiſſenſchaften im Olymp, Tendenz derſelben.

Hier weile ich nun, mein trauter Freund, zwar fern von Dir und allen den Theuren, die mich erkannten und verſtanden, und doch auch geiſtig Euch näher als ſonſt. Denn mit Leichtigkeit durchdringt mein Blick die unermeßlichen Räume, welche mich jetzt von Euch trennen; das unruhige Treiben der Erdenbewohner entfaltet ſich mir wie ein ungeheueres Drama, und die Beziehungen zu ihnen ſind von ſo eigenthümlicher Art, daß ich Manchem mit lauter Stimme zurufen möchte: „Freund! kehre um, Du biſt auf falſchem Wege, in einem verderblichen Irrthume befangen.“ Aber meine Stimme würde ſein Ohr nicht erreichen, und ſo muß ich denn geſchehen laſſen, was zu hindern nicht in meiner Macht ſteht. Denke Dir nun die Qualen der falſchen Propheten, die in ihrer dünkelvollen Weisheit die Menſchen zu überreden trachteten: „ſo und nicht anders müſſe man denken und handeln, jede andere Anſicht und Verfahrungsart ſey

fehlerhaft." Jetzt sehen sie mit eigenen Augen, wie die gläubigen Jünger durch ihre Irrlehren ins Verderben geführt werden, und können sie doch nicht mehr davon zurückhalten; ja, was noch schlimmer ist, sie überblicken die ganze Reihe nachtheiliger Folgen, und jede falsche Sentenz, mit der sie sich früher wie mit einem Siegeskranze brüsteten, wird zu einem Pfahl in ihrem Fleische. — So belohnen sich hier die guten wie die bösen Werke, und die Begriffe von Gerechtigkeit werden erst hier vollständig geläutert.

Wir Verstorbenen, wie die Erdenbewohner uns zu nennen belieben, führen, wie Du siehst, ein ganz beschauliches Leben, aber nicht Alle bringen die Zeit in einem dolce far niente zu. Auch ist mir vertraut worden, daß unser Zustand hier noch mancher Veränderung unterworfen sey, bevor wir die Würdigkeit erlangen, durch die Himmelspforte in die Hallen ewiger Glückseligkeit zu treten; ja zuweilen soll sogar der Eine oder der Andere verurtheilt werden, seinen irdischen Cursus noch einmal durchzumachen, was immer als eine Art Gunstbezeugung zu betrachten ist, wenn man nicht blos die Gegenwart, sondern auch die Zukunft im Auge hat. Dergleichen olympische Krebse werden aber zuvor reichlich mit Lethe getränkt, damit sie nicht aus der Schule plaudern können. Die Geschichte von der Seelenwanderung ist also nicht ganz ohne Grund. Nun wirst Du zwar einwenden, daß, sobald es den Verstorbenen gestattet ist, mit den Erdenbewohnern in Correspondenz zu treten, das olympische Geheimniß eben so leicht verrathen werden könne. Aber einmal wird diese Freiheit nur ausnahmweise gestattet, und dann besteht für dergleichen Briefe auch eine geheime Censur, so daß alle indiscrete Mittheilungen augenblicklich unleserlich werden. Ich kann deshalb selbst nicht genau wissen, ob Alles, was ich Dir nach und nach mitzutheilen gedenke, auch immer für Dich leserlich bleiben werde, und muß es auf gutes Glück ankommen lassen.

Vor Allem will ich Dir erzählen, wie ich hierher gelangt bin, und was seit meiner Ankunft im Olymp mir begegnet ist.

Die Reise machte ich in einem neu erfundenen Luftdampfschiffe, dessen Construction und Maschinerie ich aber nicht verrathen darf, weil Jupiter an einer chronischen Augenentzündung leidet, über den vielen Dampf, der jetzt auf der Erde gemacht wird, sehr ungehalten ist, und von der Juno, die den Rauch noch weniger vertragen kann, unablässig gebeten wird, dem Dampfmaschinenwesen bald ein Ziel zu stecken. Die gute Juno hat sogar, da ihr Einfluß auf ihren Gemahl immer schwächer wird, mit Neptun und Pluto ein Bündniß gegen die neue Dampfindustrie geschlossen, und es würde den Machinationen dieses Triumvirats unstreitig gelungen seyn, den leicht zu überredenden Jupiter zu einem Interdict zu bewegen, hätten nicht Minerva, Mars und Merkur im entgegengesetzten Sinne operirt, und die Freiheit der industriellen Entwickelung kräftig in Schutz genommen. Die auf Dampf begründeten modernen Actiengesellschaften können also vorläufig Beruhigung fassen.

Meine Schicksals- und Reisegenossen hofften auf der kürzesten Linie nach dem Olymp zu fahren, als wir uns aber dem Kaukasus genähert hatten, kam ein großer Adler als Staffette an Bord, und überbrachte den Befehl, daß alle an der Cholera Gestorbenen am Nordpol ausgesetzt und dort Quarantaine halten sollten. Das war ein Strich durch unsere Rechnung. Augenblicklich wurde die Richtung nach Norden genommen, und in wenig Stunden waren wir an dem Orte unserer vorläufigen Bestimmung.

Denke Dir aber meinen stillen Kummer, als Aeskulap bald nach uns ankam und mit ächter Magistermiene erklärte: daß die Cholera nicht ansteckend sey, auch wie jede andere Krankheit durch kaltes Wasser und heiße Dämpfe geheilt werden könne, und daß

unſere meiſten Aerzte Ignoranten wären. Das Erſtere hätte ich freilich eher wiſſen mögen, über das Letztere bin ich aber ſelten in Zweifel geweſen; denn das empiriſche Treiben ſehr vieler Aerzte beſteht ja nur darin, daß ſie einem Körper, von dem ſie ſehr wenig wiſſen, andere (Arznei-) Körper appliciren, von denen ſie noch weniger wiſſen. Wie ſoll Gutes dabei herauskommen? Die neue Heilmethode, Homöopathie genannt, beobachtet zwar ein rationelleres Verfahren, und dürfte als ein wichtiger Vorſchritt zu betrachten ſeyn, iſt aber zur Zeit noch zu excluſiv.

Aeskulap ſchritt nun, allerhöchſtem Befehle gemäß, ſofort zu unſerer Purification. Ein halbes Dutzend Bärenhäuter ergriffen mich ohne viele Umſtände, wickelten mich in wollene Decken, machten am Nordpol eine Oeffnung in das Eis, und ließen mich einige Stunden die Wohlthaten gründlicher Erfriſchung empfinden. Hierauf wurde ich auf einen eiſernen Roſt gelegt, unter welchem ein Kohlenfeuer brannte, das den erſtarrten Gliedern bald wieder einige Wärme beibrachte. Um jedoch die Heilung ganz gründlich zu bewirken, und jeden Rückfall unmöglich zu machen, mußte ich noch einige Centner pulveriſirtes Eis verſchlucken. Nachdem der künſtlich erregte Streit zwiſchen Hitze und Kälte in mir ausgetobt hatte, fühlte ich mich wie neu geboren, verzehrte mit dem herrlichſten Appetite ein ſolides Frühſtück, beſtieg dann wieder das Luftſchiff, fuhr nach dem Olymp, und eilte ohne Verzug zu den Pforten des Pallaſtes, den Jupiter bewohnt, um mich bei ihm eingetroffen zu melden.

Eine Beſchreibung der olympiſchen Lokalitäten kann ich Dir heute nicht geben, dazu muß ich mir überhaupt erſt eine neue Terminologie bilden, ſo eine Art Allerweltsſprache. Für jetzt gnüge Dir die allgemeine Bemerkung, daß es hier zwar ſehr großartig, aber doch noch ziemlich irdiſch ausſieht, und daß der Olymp eigentlich nur ein Mittelding zwiſchen Himmel und Erde

ist. Die Bewohner des Olymps sind also in das Reich der Seligen noch nicht eingegangen, und gleichsam nur aggregirte Himmelsbürger. Auch haben die Götter keineswegs ihre eigentlichen Wohnungen hier, sondern nur sogenannte Diensthotels, Absteigequartiere und dergl.

Lützows Jäger hatten an diesem Tage die Ehrenwache am äußern Thor, und empfingen mich mit einem freudigen Hurrah, was mich sehr angenehm überraschte. Größer noch war mein Entzücken, als ich in dem diensthabenden Generaladjutanten unseren biedern Freund Scharnhorst erkannte, der mich herzlich willkommen hieß, und sogleich bei Sr. olympischen Hoheit meldete. Jupiter kramte just in einem Haufen polnischer, französischer, deutscher und russischer Zeitungen herum, deren Inhalt ihn sehr verstimmt zu haben schien; doch empfing und entließ er mich sehr huldvoll. Gern hätte ich im Vorzimmer noch ein wenig mit Scharnhorst geplaudert, dieser wurde aber zu Sr. Hoheit gerufen, und gab mir im Fortgehen einen Wink, mich schnell zu entfernen.

Kaum in der mir angewiesenen Wohnung angekommen, erhielt ich von Jupiter Befehl: allen den Feldherren, über welche ich mich in meinen hinterlassenen Werken über Krieg und Kriegführung günstig oder ungünstig ausgesprochen, ungesäumt meine Aufwartung zu machen. — Ich bat den Kammerherrn, welcher mir diesen Kabinetsbefehl überbrachte, um einige Aufklärung, da ich zwar sehr umfangreiche Manuscripte hinterlassen habe, diese aber vor dem Abdrucke noch mancher Durchsicht und Umarbeitung unterworfen werden sollten, woran mich jedoch der russisch-polnische Krieg und die Cholera mit ihren Folgen gehindert. Aber der Kammerherr, ein Mann von altfranzösischem Typus, zuckte die Achseln, legte bedeutsam den Finger auf den Mund, lächelte geheimnißvoll und empfahl sich.

Du kannſt Dir leicht vorſtellen, lieber Freund, daß meine Verlegenheit nicht gering war. Iſt ein berühmter Mann einmal von der Erde geſchieden, ſo nimmt man es mit dem Urtheil über ihn nicht immer ganz genau, und ich kann mich von dieſer Schuld auch nicht ganz frei ſprechen.

Noch quälte ich mich mit bangen Zweifeln, wie ich dem erhaltenen Befehle genügen könne, als Merkur eintrat und ſich mir zum Führer erbot, wobei der ſchlaue Götterbote einen ſchalkhaften Blick auf mich warf. Nach einem kurzen Pourparler ſetzten wir uns in eine Dampfdroſchke und fuhren zu Friedrich dem Großen.

Nicht ohne einige Befangenheit nahte ich mich der beſcheidenen Villa unſeres ehemaligen Königs, der ſich auch hier ein Sans-souci hat bauen laſſen, das er vorzugsweiſe bewohnt. Es war gerade ſein Geburtstag, und obſchon hier eine ganz andere Zeitrechnung üblich iſt, als auf der Erde, iſt es uns in Privatangelegenheiten doch geſtattet, der lieben Gewohnheit treu zu bleiben. Der alte Fritze, wie ihn die Götterbuben zu nennen belieben, hat ſich ſehr gut conſervirt und ſein altpreußiſches Koſtüm auch hier beibehalten, was mir die ganze Erſcheinung noch viel ehrwürdiger machte; der Zopf war aber bedeutend länger geworden, und reichte faſt bis auf den Fußboden.

Als der König ſeinen Adlerblick forſchend und ſinnend auf mich richtete, rieſelte es mir eiskalt durch die Adern, und ich mag die Farbe wohl ein wenig gewechſelt haben. Doch ermannte ich mich ſchnell, denn ich war mir in meinen Schriften keiner Aeußerung bewußt, welche den Stolz oder die Eitelkeit des großen Mannes hätte verletzen können. Friedrich griff in die Weſtentaſche, nahm eine ſtarke Priſe Spaniol, und redete mich dann mit folgenden Worten an.

„Clausewitz," sagte er, „Er ist entweder zu früh oder zu spät auf die Welt gekommen, und dort nicht immer auf dem rechten Platze gewesen. Hätte Er zu meiner Zeit gelebt und ich Ihn so gekannt wie jetzt, ich würde mich Seines Rathes oft bedient haben, denn so scharfe und vorurtheilsfreie Denker sind eine wahre Seltenheit. Von Seinen Zeitgenossen werden Ihn aber nur Wenige verstehen, denn sie sind viel zu sehr von der Richtigkeit ihrer Systeme eingenommen, als daß sie Ansichten huldigen könnten, die in ihrer Darstellung ohne systematischen Zusammenhang zu sein scheinen, im Grunde aber doch die Elemente einer sehr praktischen Kriegsphilosophie enthalten, wenn sich das auch nicht gleich mit Händen greifen läßt. Beim Kronprinzen haben aber Seine Lehren gute Früchte getragen, und wenn der einmal zur Regierung kommt, wird sich das wohl zeigen."

„Ueber meine Feldzüge haben viele Leute geschrieben, und mir hinterdrein gute Lehren geben wollen, wie ich es hätte besser machen können. Ich bin aber vollkommen überzeugt, daß diese Herren an meiner Stelle, obschon mit denselben Gewaltmitteln ausgerüstet, nicht halb soviel ausgerichtet haben würden, ungeachtet ihrer vielgepriesenen Operationssysteme. Meine ganze Kriegführung war im Grunde sehr einfach, hatte nur die Sicherung Schlesiens und meiner Erbländer zum Zweck. Daß ich nicht warten durfte, bis alle meine Gegner sich gegen mich vereint haben würden, lag in dem großen Mißverhältnisse der Streitkräfte, die wir gegen einander aufbieten konnten; ich mußte also Einen nach dem Andern angreifen, schlagen, zurückwerfen. Das war mein Kriegssystem, und meine viel gepriesene Weisheit bestand darin, daß ich dabei weder über meine Kräfte ging, noch im Siegeslaufe die Grenzen überschritt, die ich mir selbst gesteckt hatte."

„Man hat mich oft getadelt, wo ich Lob verdiente, und

oft gepriesen, wo man mich hätte tadeln sollen. Nur Er allein hat mich verstanden, weil es Ihm mehr darum zu thun war, die Beweggründe meines Thuns und Lassens zu erforschen, als Sich vor den Leuten das Ansehn zu geben, Er verstehe das Kriegführen noch besser als ich. Ein anderes Mal wollen wir mehr darüber sprechen; heute erwarte ich viel alte Freunde und Kriegsgefährten, in deren Kreise ich mich gern ungestört der Vergangenheit erinnere." Der König lüftete hierauf den Hut und ich war entlassen.

Hoch erfreut über diesen guten Anfang, sprang ich mit einem Satze die Treppe hinunter und in den Wagen, wo Merkur meiner harrte. Dieser rollte jetzt eine lange Namensliste auf und fragte, wohin ich meinen Lauf zu richten gedächte? Bei der rosenfarbenen Stimmung, in welche mich das schmeichelhafte Lob eines der ausgezeichnetsten Könige, Feldherrn und Schriftsteller versetzt hatte, war mir das jetzt ziemlich gleich, und ich würde mit kecker Zuversicht selbst vor Napoleon getreten seyn. Doch schien mir der Augenblick hierzu nicht günstig, denn die Katastrophen in Frankreich, Belgien und Polen sollen den ehemaligen Beherrscher und Beschützer dieser Länder sehr betrüben, obschon sie seiner Eitelkeit nicht wenig schmeicheln.

Ich war immer noch unschlüssig, als ich in der Ferne Jagdhörner und Peitschenknall vernahm, und bald darauf einen Phaëton, mit zwanzig geflügelten Hirschen bespannt, heransausen sah. Pollux ritt an der Spitze des windschnellen Postzuges, Kastor saß auf dem Bocke und unser Seydlitz im Wagen. Das Beisammenseyn der beiden Dioskuren setzte mich in Verwunderung; Merkur sagte mir aber, daß heute ein olympischer Schalttag sey, an welchem dieselben gleichzeitig in der Ober- und in der Unterwelt erscheinen dürften. — Kaum war der Wagen in unsere Nähe gekommen, so brachte ein gellendes Pfeifen das geflügelte

Gespann zum Stehen. Im Olymp kennt Einer den Andern, auch wenn er ihn zuvor nie gesehen hat, und was noch mehr ist, man weiß sogar, wie Einer vom Andern denkt. Seydlitz bewillkommte mich daher wie einen treuen Freund, und erzählte mir mit freudetrunkenen Blicken, daß Mars ihn heute zu einer Fuchsjagd geladen und mit ihm fraternisirt habe; daß die Jagd brillant gewesen, auch mancher alte Schulfuchs von den Jagdpagen geprellt worden sey, und daß er sich königlich amüsirt habe; jetzt müsse er aber zum alten Fritzen eilen, doch hoffe er mich bald wieder zu sehen.

Merkur schien von diesem Intermezzo nicht sehr erbaut zu seyn, setzte ohne mich erst zu fragen die Dampfdroschke in Bewegung, und fuhr beim Marschall Türenne vor. Der Vicomte empfing mich höflich, aber kalt, und äußerte sein Mißfallen, daß ich seinen Feldzügen keine größere Aufmerksamkeit gewidmet, und mich so lakonisch darüber ausgesprochen habe. Ich war ein wenig verduzt und konnte zu meiner Entschuldigung nur erwidern: daß ich durch dringendere Arbeiten davon abgehalten worden, die wenigen Notizen nur zum eigenen Gebrauche niedergeschrieben, und für den Druck nicht bestimmt habe, diesen aber auch nicht verhindern könne, weil — wie er ja selbst am besten wisse — den Bewohnern des Olymp eine direkte Einmischung in die Handlungen der Erdbewohner nicht gestattet sey. Das Gespräch nahm bald eine andere Wendung und wurde lebhafter. Ich benutzte jede schickliche Gelegenheit, seinem Feldherrntalente die ihm gebührende Anerkennung wiederfahren zu lassen, wurde aber durch die Frage: „ob ich meine Ansichten über seine Vertheidigung des Oberrheins gegen Montecuculi, im Feldzuge 1675, nicht geändert habe?" sehr in Verlegenheit gesetzt. Nach kurzer Ueberlegung äußerte ich, daß der Erfolg seiner strategischen Operationen allerdings glänzend genannt zu werden verdiene; daß er jedoch durch sein keckes Entgegentreten auf dem rechten Ufer nur einem

so unentschlossenen Feldherrn wie Montecuculi habe imponiren können; daß ich deshalb Anstand nähme, ein solches Verfahren als Grundsatz aufzustellen, weil man, einem thatkräftigen und kampflustigen Feinde gegenüber, stets Gefahr laufe, in den Fluß gejagt zu werden, und daß überhaupt die Bedrohung der Flanke und des Rückens nicht immer gleiche Wirkungen hervorbringe. Der Marschall runzelte die faltenreiche Stirn und schwieg. Nach einigen Minuten sagte er aber: „Ich finde Ihre Zweifel sehr natürlich; bei dem jetzigen Stande der Kriegskunst mögen Sie auch Recht haben. Doch war die Vertheidigung dem Angriffe damals so sehr überlegen, daß man in jeder guten Stellung auch einem unternehmenderen Gegner ohne große Gefahr kühn die Spitze bieten konnte."

Hierauf konnte ich freilich nicht viel erwidern, und um den Vicomte, der im Olymp hoher Achtung genießt, nicht gegen mich einzunehmen, bat ich um Erlaubniß meinen Besuch recht bald wiederholen zu dürfen, um aus seinem Munde Belehrung zu schöpfen. Türenne lächelte freundlich und ich empfahl mich.

Merkur schien es heute auf die Altfranzosen abgesehen zu haben, und kutschirte mich zum Marschall Luxemburg, was mir nicht angenehm war, weil meine kurzen Bemerkungen über dessen Feldzüge ebenfalls nicht viel Schmeichelhaftes enthalten. Es war mir aber dabei gar nicht in den Sinn gekommen, einen kritischen Maßstab an sein Feldherrntalent zu legen; ich wollte nur den Zustand der damaligen Kriegführung skizziren, und Materialien zu meiner Strategie sammeln. Der Kammerdiener des Herzogs trug Bedenken uns zu melden, besann sich aber bald eines Besseren, und kehrte nach wenig Minuten mit der Antwort zurück: der Herzog habe eine schlaflose Nacht gehabt, fühle sich krank und könne Niemand sehen. Ich fragte Merkur, ob ich unter solchen Umständen wiederkommen müsse, um dem Gebote

Jupiters zu gnügen; er meinte jedoch, ich solle nur meine Karte abgeben, und die fernere Einladung des Marschalls erwarten, c'est tout comme chez nous.

Auf meine Bitte, mich zu Gustav Adolph zu führen, öffnete Merkur ein verborgenes Fach im Kutschkasten und drückte an einer Feder. Die Droschke verwandelte sich augenblicklich in ein Luftschiff, wir stiegen einige tausend Ellen senkrecht in die Höhe, und ließen uns vor einem stattlichen Schlosse in gothischer Bauart nieder. Wir traten ein, wandelten durch hohe Bogengänge, stiegen eine breite Marmortreppe hinan, und baten um die Gunst, dem Schwedenkönige aufwarten zu dürfen.

Der edele Held empfing uns in seinem Arbeitszimmer; auf seiner Stirne thronte stille Heiterkeit, sein Auge lächelte gutmüthig. Der Zweck meiner Gegenwart war dem Könige bekannt, und ohne von Merkur, den er seiner Doppelzüngigkeit wegen nicht wohl leiden mag, einige Notiz zu nehmen, lenkte er das Gespräch sogleich selbst auf seine Feldzüge und auf meine damals noch ungedruckten Bemerkungen darüber. Obschon die Unterredung viele Stunden dauerte, will ich Dir doch einige der interessantesten Aeußerungen des Königs wörtlich mittheilen, was mir um so leichter ist, da wir Verstorbenen Alles, was geschieht, uns jeden Augenblick nach Gefallen wieder hervorrufen können.

„Ihre Schriften," sagte Gustav Adolph, werden Aufsehn machen und in den Kriegswissenschaften eine Revolution herbeiführen, die länger dauert, als die französische, mit allen ihren Stadien. Durch Ihre eben so gründliche Untersuchung als lichtvolle Darstellung der Natur des Krieges haben Sie, mein lieber General, alle frühere Theorien und Systeme des Kriegs umgestürzt, und wer jemals dergleichen wieder aufstellen will, muß denselben Weg einschlagen, oder bleibt bei jedem Schritte der Verirrung ausgesetzt. Nur das Naturgemäße ist wahr und

praktisch; das Methodische und streng Systematische wird sehr bald zur Unnatur. Der Krieg entfesselt alle Tugenden, Laster und Leidenschaften des Menschengeschlechts; die Verhältnisse desselben gestalten sich mit der Mannichfaltigkeit, wie die Figuren in einem Kaleidoskop, und ihre Regelmäßigkeit ist weit öfter die Wirkung des Zufalls, als man zu glauben Neigung hat. Die Vorliebe für Systeme mag dies kaum sich selbst gestehen, noch viel weniger anerkennen. Die Systematiker gleichen den Tanzmeistern, welche ihren Zöglingen die Touren mit Kreide auf dem Fußboden vorzeichnen. Je nach Geschmack oder Laune empfehlen sie die schulgerechte Menuette, die zierliche Quadrille, den wirbelnden Walzer, oder den rasenden Gallop, als die vorzüglichste Bewegungsart. So auch die Theoretiker im Kriege. Wie soll dabei die Wahrheit zu Tage gefördert werden?"

„Streng philosophisch gebildete Köpfe sind den Irrthümern noch mehr ausgesetzt, als die Naturmenschen, und es gehört nicht eben zu den Seltenheiten, daß ein altes Weib, oder ein einfacher Bauersmann einen Philosophen eben so schachmatt macht, wie jener Schnitter den Chrysippus, welcher ihm beweisen wollte, daß er sein Getreide nicht werde schneiden können, nur wird davon nicht gern gesprochen. Die Fähigkeit, einzelne Wahrheiten zu Tage zu fördern, macht die angehenden Philosophen leicht zuversichtlich und kühn, und verleitet sie zu dem Irrwahn, daß sie durch dasselbe Verfahren jede Wahrheit zu ergründen vermögen. Die armen Getäuschten! Mit all' ihrer Philosophie können sie nicht erforschen, was der Gegner im nächsten Augenblicke zu thun beabsichtigt, und darauf kommt es doch wohl an. Mancher Feldherr hat kaum eine klare Uebersicht von seiner eigenen Lage, von der Dauerhaftigkeit seiner eigenen Hilfsmittel; er weiß nicht ob das, was er heute beschlossen, morgen noch ausführbar sey, weil über Nacht die Verhältnisse, mithin die Ansichten sich ändern können. Heute noch fühlt er sich vielleicht zum kühnsten

Wagstück aufgelegt, morgen aber ist seine Seelenstimmung eine andere, er ist kleinmüthig, zaghaft, unentschlossen, ohne sich genau des Grundes bewußt zu seyn. Hätte man einen Gradmesser für die Spannkraft des Nervensystems, so ließe sich leichter bestimmen, wie viel oder wie wenig man wagen darf; denn nicht auf den ersten Schritt kommt es dabei an, sondern vielmehr auf den letzten. Soviel Einsicht und Thatkraft hat am Ende ein Jeder, der sich an die Spitze einer Armee gestellt sieht, das Nothwendige zu erkennen und zu beginnen. Aber das Durchführen des Willens, aller Hindernisse und Gefahren zum Trotz, die sich am Schlachttage oft gorgonenartig vermehren, das ist nur den Auserwählten vorbehalten."

„Das Streben der philosophischen Kriegsgelehrten, ihre Wissenschaft auf positive Wahrheiten zu gründen, ist mithin eitel und nutzlos. Eher wird man die Bellona am Spinnrocken sitzen, oder mit dem deutschen Strickstrumpfe in der Hand lustwandeln sehen, als daß der wilde Mars sich bequemen werde, nach der Melodie zu tanzen, die schlechte Musiker mit verstimmten Instrumenten ihm aufspielen wollen. Sie selbst, General, haben zwar die Möglichkeit einer solchen Theorie nicht in Abrede gestellt, und die Hoffnung ausgesprochen, daß es vielleicht einmal einem genialen Kopfe gelingen werde, aus dem von Ihnen zubereiteten wissenschaftlichen Material eine Kriegstheorie zusammenzustellen, die des Positiven genug enthält. Diese Bescheidenheit hat Ihnen meine ganze Hochachtung erworben, und contrastirt gewaltig mit dem Dünkel anderer Theoretiker, die sich für unfehlbar halten, und weder ihren Zeitgenossen, noch ihren Nachkommen klarere und richtigere Ansichten zutrauen. Aber so lange der Krieg aus denselben Elementen zusammengesetzt bleibt, kann Ihre Hoffnung nicht erfüllt werden; man wird sich wie bisher mit Andeutungen begnügen, und die wenigen haltbaren Grundsätze der Kriegführung als Themata betrachten müssen, auf welche jeder Handelnde,

nach Maßgabe der ihm zu Gebote ſtehenden geiſtigen und materiellen Hilfsmittel, beliebige Variationen zu machen hat."

Der König ſprach mit ſolchem Feuer, daß ich ihn kaum zu unterbrechen wagte. Seine Angriffe auf die armen Philoſophen ſchienen mir aber doch ein wenig zu hart, und ich erlaubte mir dieſerhalb die Bemerkung, daß ich ohne Hilfe der Philoſophie bei meinen wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen nicht ſo glücklich geweſen ſeyn würde; auch dürfe ich den Beiſtand, welchen mir die Mathematik, Phyſik, Chemie und manche andere Wiſſenſchaft dabei geleiſtet, nicht gering anſchlagen. „Das glaube ich Ihnen gern," erwiederte Guſtav Adolph, es giebt keine Wiſſenſchaft, aus der man nicht, beim Studium einer anderen, Nutzen ziehen könne, und die Geſchichte meiner Regierung muß Ihnen ſagen, daß ich die Wiſſenſchaftlichkeit auch unter meinen Offizieren ſehr befördert habe; ja, was noch mehr bedeuten will, ich beſtrafte das eigenſinnige Beharren in altritterlicher Unwiſſenheit mit Verluſt der Adelsrechte. Mein wackerer Feldmarſchall Horn hatte ſich auf deutſchen Univerſitäten gebildet, und war ein ſehr philoſophiſcher Kopf. Torſtenſon beſaß die umfaſſendſten Kenntniſſe in ſehr vielen Wiſſenſchaften. Was Beide an der Spitze von Armeen geleiſtet, iſt Ihnen bekannt. Aber der geniale Naturmenſch Baner übertraf ſie dennoch Beide. Keiner verſtand es ſo gut wie er, den Gegner en flagrant delit zu faſſen, und ſeine Kriegführung war nicht weniger ſyſtematiſch, als Ihre Theorie, hielt ſich aber auch eben ſo frei von jedem Methodismus, der nur in den niederen Theilen der Kriegführung anwendbar, und dort inſofern von Nutzen iſt, weil er das präciſe Ineinandergreifen der einfachen Handlungen begünſtigt, deren Wirkungen und Erfolge leichter zu überſehen ſind. Die meiſten Theoretiker ſind in dem ſelbſt beſchränkten Kreiſe ihrer Ideen wie durch Zaubergewalt feſt gebannt, und glauben daher auch mit einer kleinen Anzahl Grundſätze und einigen formellen Verfahrungsarten allen Bedürfniſſen

im Kriege zu entsprechen. Sie gleichen darin den Quacksalbern, die mit drei oder vier specifischen Arzneimitteln alle Krankheiten des Menschengeschlechts heilen zu können vorgeben. Sie streben nach bestimmten Resultaten, während im Kriege Alles unbestimmt ist, und der Kalkül mit lauter veränderlichen Größen gemacht werden muß; sie richten daher ihre Betrachtungen meist nur auf materielle und formelle Dinge, während der ganze kriegerische Akt von geistigen Kräften und Wirkungen durchzogen ist; sie betrachten nur die einseitige Thätigkeit, während der Krieg eine beständige Wechselwirkung der gegenseitigen ist. Alle diese Versuche sind verwerflich, denn die Natur des Kriegs bleibt doch immer dieselbe, und die entfesselten Leidenschaften der handelnden Personen lassen sich nicht wie die Kinder am Gängelbande führen. Aber auch die geistigen Größen und moralischen Potenzen spotten eines zu geregelten Thun's, weil das Genie dadurch ausgeschlossen werden würde. Was das Genie thut, muß aber gerade die schönste Regel seyn, und die Theorie kann nichts Besseres thun als zu zeigen, wie und warum es so ist. Wehe der Theorie, die sich mit dem Geiste in Opposition setzt, sie kann diesen Widerspruch durch keine Demuth gut machen, und je demüthiger sie ist, um so mehr wird Spott und Verachtung sie aus dem wirklichen Leben verdrängen."

Vergebens suchte ich den König von diesem Thema abzulenken, weil ich ihn lieber über seine Feldzüge in Deutschland hätte sprechen hören; aber er hatte sich über das fruchtlose Streben, die Kriegstheorie zu einer positiven Wissenschaft zu machen, so ereifert, daß er vielleicht noch einige Stunden in diesem Tone fortgefahren wäre, wenn nicht Merkur, der sich dabei zu langweilen begann, die nächste kleine Pause zu der Frage benutzt hätte, ob ich künftig den Sitzungen der Akademie als Ehrenmitglied beiwohnen dürfe? Gustav Adolph hat nämlich eine Akademie der Kriegswissenschaften gegründet, welche sich vorzugsweise

mit Erörterung der wichtigſten Streitfragen beſchäftigt, und regelmäßige Sitzungen hält. Er ſelbſt führt den Vorſitz, Friedrich d. Gr. iſt Vicepräſident, Torſtenſon erſter, Schwerin zweiter Sekretär; Merkur hat die Einladungen zu beſorgen. Die Männer des neunzehnten Jahrhunderts können noch nicht zu wirklichen Mitgliedern gewählt werden, haben jedoch Zutritt. — Der König bedachte ſich einen Augenblick, ſagte aber dann: „Ich werde Sie dort mit Vergnügen ſehen, General, und Sie ſollen in der nächſten Sitzung einen Commentar zu Ihrer Abhandlung über meine Feldzüge in Deutſchland hören, die Sie als ein noch junger Offizier niedergeſchrieben haben.“ — Ein gnädiges Kopfnicken gab uns zu verſtehen, daß er allein zu ſeyn wünſche.

Merkur fragte mich, ob ich heute noch mehr Beſuche machen wollte, ich ſehnte mich aber nach Ruhe und bat heimzukehren. Er entfaltete hierauf einen ungeheuren Fallſchirm, und ſo kamen wir ſchnell wieder an mein Quartier. Beim Fortgehen raunte mir der Götterbote vertraulich in's Ohr, daß er morgen einen Steinadler nach der Erde entſende, um in der Umgebung von Berlin ein feines Mädchen zu belauſchen, in welches Jupiter verliebt ſey. Wenn ich alſo meinen Freunden einige Nachrichten zu geben wünſche, ſolle ich ihm das Briefchen nur zuſenden. Ich nahm das Anerbieten dankbar an, und Du weißt nun, mein Trauter, wie Du zu gegenwärtiger Epiſtel gekommen biſt.

Zweiter Brief.

Olymp den 16. Mai 1832.

Geſelliges Leben im Olymp. Wiſſenſchaftliche Abendgeſellſchaften bei Minerven; ihr Auftrag an Scharnhorſt. Reiſe nach Tenare; Beſchreibung der Oertlichkeit. Verſammlung und Muſterung der ſtrategiſchen Ordensgeſellſchaft; Mars verweiſt ſie in den Stall des Augias. Rückkehr und Einladung zu Gneiſenau; die That und das Wort.

Wie hier doch Alles ſo wunderbar geordnet iſt! Durch die Beſchreibungen eines griechiſchen Satyrikers irre geleitet, hatte ich mir von dem Treiben der Halb-, Viertels- und Achtelsgötter, welche hier die haute volée bilden, keine ſehr günſtige Vorſtellung gemacht. Aber einige verliebte Abenteuer Jupiters abgerechnet, geht es unter den hohen und höchſten Herrſchaften jetzt recht anſtändig zu, die libertinage iſt aus der Mode gekommen, und in der bonne société befindet man ſich wirklich in guter Geſellſchaft. Die Unterhaltung erſtreckt ſich über die intereſſanteſten und belehrendſten Gegenſtände, beſonders in den Soirées der Minerva, und damit es nicht an Stoff gebricht, erhalten die Zutrittsfähigen allerhand Aufträge, über deren Erledigung ſie auf Verlangen Bericht erſtatten müſſen.

So hatte Minerva z. B. unſern Scharnhorſt beauftragt, das Thun und Treiben aller Strategen ins Auge zu faſſen, und ich wurde von unſerem Freunde eingeladen, ihn auf ſeiner Rundreiſe zu begleiten. Mit hinreichenden Kabinetspäſſen verſehen, reiſten wir nach Tenare ab. Es iſt dies bekanntlich der Eingang in die Unterwelt, ein wahrhaft ſtrategiſcher Schlüſſelpunkt, von pittoresker Anſicht. Das Wort „Unterwelt" darf Dich aber nicht in Schrecken ſetzen, denn von Tenare bis zur Hölle, wo die auf ewig Verdammten wohnen, iſt noch ſehr weit.

Denke Dir die Katakomben von Paris, oder beſſer noch die Salzbergwerke von Wieliczka, millionenmal vergrößert und Du haſt dann einen ungefähren Begriff von den räumlichen Verhältniſſen der Unterwelt, ſo weit wir dieſelbe durchſtreifen durften. Die oberſten zehn Höhlen, von welchen die kleinſte größer iſt, als die Mark Brandenburg, ſind ſolchen Verſtorbenen zum Aufenthalte angewieſen, bei welchen das Reich der Gnade noch nicht zum Durchbruche gekommen iſt, die aber doch einige Anwartſchaft darauf haben. Es ſind meiſt überſpannte Köpfe, ſtörrige Burſche, die keine raison annehmen wollen. Sie erfreuen ſich hier einer Art von comfort, doch nur auf Augenblicke, und haben auch ihre böſen Stunden, zumal wenn der Läuterungsprozeß mit ihnen vorgenommen wird.

„Tief unten aber iſt's fürchterlich,
und der Menſch verſuche die Götter nicht,
und begehre nimmer und nimmer zu ſchauen,
was ſie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen."

Es war ein ſchöner Maimorgen, als wir im raſchen Fluge vor Tenare anlangten, und, nach Vorzeigung unſerer Päſſe und Empfehlungsſchreiben, von Charon ſogleich übergeſchifft wurden. Am rechten Ufer des Styx empfing uns ein niedlicher Kammerpage der Proſerpina; er hatte die Geſtalt eines Teufelchen, wie ſie in Mozarts Don Juan vorkommen, war aber weiß geſprenkelt und trug ſeinen Stutzſchwanz mit ſchöner Fahne im Exceß, gerade ſo wie mein brauner Meckelnburger, den ich an der Moskwa verlor. Der Kleine bot ſich uns als Führer an. Wir ſtiegen 365 in ſchwarzen Marmor gehauene Stufen hinan, und gelangten auf eine ungeheuere natürliche Plattform, welche gleichſam das Entrée von Tenare bildet. Die warme Frühlingsſonne hatte die Bewohner der oberſten Höhle auf dieſe Plattform gelockt, wo ſie allerlei Kurzweil trieben. Unter ihnen befanden ſich auch mehrere renommirte Strategen, die nach ihren Syſtemen durch far-

bige Käppchen unterschieden waren; ich darf sie jedoch nicht näher bezeichnen, weil Scharnhorst es mir verboten hat.

Anfangs ging es unter diesen Herren ganz friedlich und freundlich zu. Bald aber fing Jeder an, sein Steckenpferd zu tummeln, und da gabs Zank und Streit, so wie sie einander zu nahe traten. Der Eine baute ein thurmhohes Kartenhaus, um die nothwendige Ausdehnung der Basis und die erforderliche Größe des Objektivwinkels zu ermitteln. Der Andere zeichnete parallele, divergirende und convergirende Operationslinien in den Sand und schlug den supponirten geduldigen Feind mit leichter Mühe aus dem Felde. Ein Dritter ließ ein Dutzend zur Bedienung bestimmte Kammerteufelchen in einen Kreis treten, Front auswärts machen, und dann eine Viertelstunde lang p. ss. n., worauf er sich bemühte, die Wasserscheiden aufzufinden, deren dominirende Eigenschaften sorgfältig untersucht wurden. Ein Vierter karrte eigenhändig Sand herbei, legte sich ein künstliches Bergelchen an, besetzte diesen beherrschenden Punkt mit seiner Wenigkeit, und triumphirte dann hohnlachend über seine Collegen. Ein Fünfter endlich wollte den Eingang von Tenare verschanzen, und durch Besitznahme dieses Schlüsselpunktes der ganzen Unterwelt strategische Gesetze vorschreiben.

Du siehst, mein Freund, daß hier eine Art bicêtre ist, und die guten Leutchen werden von Proserpinen, deren besonderer Obhut sie aus Rücksicht auf ihr zartes Gehirn anvertraut sind, auch eben so behandelt, wie in Paris, das heißt, man läßt sie gewähren, so lange sie sich ruhig und friedlich betragen. Aber der Kartenhausmann gerieth in den heftigsten Zorn, als ihn sein Nachbar mit den parallelen Operationslinien in die Queere kam. Der Wasserscheidemann fluchte, daß seine Quellen früher versiegt waren, bevor er den beherrschenden Rücken finden konnte. Der Mann auf dem Sandberge schimpfte auf die Umstehenden, weil

ſie keine Notiz von ihm nehmen wollten. Der Beſitzer des Schlüſſelpunktes aber wurde von Cerberus niedergerannt, welcher ihm zwiſchen den ausgeſpreizten Beinen durchlief. Einer beſchuldigte den Andern, daß er ſich unangenehm mache, von Worten kam es bald zu Thätlichkeiten, und zuletzt ging es zu, wie weiland auf den polniſchen Reichstagen.

Als der Spektakel ärger wurde, hörte man entfernten Donner rollen, und kaum hatte ich Scharnhorſt aufmerkſam darauf gemacht, ſo ſenkte ſich eine feuerfarbene Wolke auf die Plattform herab, und Mars trat aus dieſer ätheriſchen Reiſechaiſe mit erzürnter Miene unter den Haufen der Streitenden. „Genug des Kinderſpiels," donnerte er die Beſtürzten an, „ſonſt laſſe ich Euch dieſe Beſchäftigungen ein volles Jahrtauſend hindurch zur Strafe fortſetzen, und in den Stunden der Erholung die Zwangsjacke anlegen." — Er pfiff hierauf dem Cerberus, welcher die ganze ſtrategiſche Ordensgeſellſchaft wie geduldige Lämmer nach dem Stalle des Augias trieb, der ihnen vorläufig zum Sommeraufenthalte angewieſen wurde.

Die ganze Plattform war plötzlich wie rein gefegt, denn die übrigen anweſenden Tenarier, vom paniſchen Schrecken ergriffen, waren gleichzeitig in ihre Zellen geſchlüpft. Nur die Kammerteufelchen blieben zurück, und ſuchten durch poſſierliche Sprünge den zornigen Kriegsgott zu beſänftigen, deſſen Flammenblicke jetzt ſpähend umherſtreiften, als ſuche er neue Gegenſtände ſeines Ingrims. Mir war dabei nicht ganz wohl zu Muthe; ich näherte mich Scharnhorſt, der ſich ſinnend an eine Napoleonsweide gelehnt hatte, und Alles um ſich her zu vergeſſen ſchien. „Wie iſt Dir, Freund?" redete ich ihn an, „glaubſt Du nicht, daß die Reihe nun auch an uns kommen werde?" — „Sey unbekümmert," erwiderte er, wir gehören nicht zu den, falſchen Propheten, die jedes ihrer Hirngeſpinſte für ſublime Ideen

und unbestreitbare Wahrheiten ausgeben. Was Du und ich je über Kriegführung geschrieben haben, mag zwar ebenfalls nicht ganz frei von Irrthümern seyn; doch kann uns Niemand den Vorwurf machen, daß wir uns dabei als eitle und dünkelhafte Gecken benommen. Haben wir doch selbst, und namentlich Du, mein Lieber, Mißtrauen in die Richtigkeit unserer eigenen Folgerungen gesetzt, und die Unzulänglichkeit menschlichen Wissens ehrlich anerkannt. Wäre Deine Sprachweise nicht zuweilen etwas keck und herausfordernd, man müßte Dich unbedingt den bescheidendsten Theoretiker nennen."

Kaum hatte Scharnhorst diese Trostworte ausgesprochen, als Se. kriegerische Hoheit vor uns stand. „Willkommen auf Tenare, Ihr Herren von der Feder," redete Mars uns an, „was hat Euch denn hierher geführt? Wollt Ihr etwa Mohren weiß waschen?" — Scharnhorst berichtete, was Minerva ihm aufgetragen, und bat um Erlaubniß, seine Rundreise mit mir ohne Verschub fortsetzen zu dürfen. „Diese Mühe könnt Ihr Euch ersparen," erwiederte Mars mit freundlicher Miene, „meine kluge Schwester Minerva hat mich von ihrem Plane unterrichtet und gebeten, Euch die Sache zu erleichtern. Deshalb lockte ich die ganze strategische Gesellschaft auf die Plattform, um Euch von ihrem nutzlosen Treiben einen Totalüberblick zu geben. Wenn Ihr sonst nichts weiter in Tenares Hallen zu suchen habt, so könnt Ihr mit mir in den Olymp zurückkehren, in meiner Wolke reist sichs comfortabler, als in der olympischen Diligence, die man so achtbaren Herren, wie Ihr seyd, gar nicht hätte anbieten sollen. In Zukunft wendet Euch in Betreff des Fortkommens nur an meinen Reisestallmeister." Wir traten in die Wolke und kehrten in den Olymp zurück.

Scharnhorst veranlaßte mich in seiner Behausung abzusteigen, um über die heutigen Vorgänge ungestört ein wenig plau-

dern zu können; hier fanden wir aber eine so dringende Einladung von Gneisenau, daß wir uns sogleich in sein niedliches Schloß Sommerschenburg begaben, welches er sich hier oben hat bauen lassen. Als besondere militärische Merkwürdigkeit muß ich erwähnen, daß in einem entlegenen Theile des anstoßenden Parks die Festung Colberg, wie sie im Jahre 1807 beschaffen war, mit allen Angriffs- und Vertheidigungsarbeiten en miniature ausgeführt ist. Dergleichen wichtige Momente aus früheren Zeiten hat hier fast jeder Veteran in natürlicher Darstellung.

Der wackere Feldmarschall empfing uns mit der ihm eigenen Herzlichkeit und freute sich sehr, daß ich ihm sobald nachgefolgt sey, womit ich aber aus vielen Gründen nicht ganz einverstanden war. Es entspann sich hierüber zwischen uns ein Gespräch, das ich Dir gleich wörtlich mittheilen will.

Gneisenau. „Der Krieg, in welchem wir als bewaffnete Zuschauer zu figuriren bestimmt waren, hatte zu wenig Interesse für mich, als daß ich eine wirksamere Theilnahme daran ernstlich hätte wünschen mögen. Zu einem Kriege gegen die Franzosen ist keine Aussicht, so lange Louis Philipp das Scepter führt. Unsere kriegerische Laufbahn war also zu Ende, und obschon ich mich im Kreise meiner Familie sehr glücklich fühlte, empfand ich doch zuweilen ein geheimes Sehnen nach Veränderung, über dessen Grund ich mir selbst keine Rechenschaft geben konnte. Ich bin daher mit meiner Versetzung in den Olymp recht wohl zufrieden, und Sie, Freund Clausewitz, werden bald dieselben Empfindungen theilen. Man befindet sich zwar hier in einem permanenten Zustande der Disponibilität, fühlt aber auch nicht mehr den unruhigen Drang nach Thaten, und lebt das Stillleben eines Weisen."

Ich. „Meine Verhältnisse auf der Erde sind nicht ganz dieselben gewesen. Ihr kriegerischer Ruf, Herr Feldmarschall,

war bereits gegründet, der meinige sollte es erst noch werden, denn was ich bis dahin im Kriege geleistet, war wenigstens nicht von der Art, daß es in den Büchern der Geschichte verzeichnet werden dürfte. Ich kann nicht bergen, daß die Cholera alle meine Plane durchkreuzt hat, und muß lebhaft bedauern, daß es mir vom Schicksal nicht einmal vergönnt wurde, meine literarischen Werke zu beendigen, die dem militärischen Publikum jetzt als Bruchstücke dargeboten werden, was mich schiefen Beurtheilungen aussetzt."

Gneisenau. „Wenn es Ihnen hauptsächlich um den Nachruhm zu thun ist, so seyn Sie unbesorgt, lieber Clausewitz, der wird Ihnen nicht fehlen, und was die Geschichte betrifft, so ist darauf kein zu großer Werth zu legen. Sie soll zwar ein Tagebuch der Großthaten seyn, und es muß allerdings auch den edelsten Charakter erfreuen, seinen Namen oft darin mit Auszeichnung genannt zu sehen. Aber die Geschichtschreiber haben in der Regel zu viel vorgefaßte Meinungen, als daß sie Gerechtigkeit üben könnten gegen Jedermann, und unsere Kriegsgeschichtschreiber lassen sich noch gar zu sehr von falschen Theorien beherrschen. Was aber die schiefen Beurtheilungen betrifft, so ist der Mann der That denselben noch mehr ausgesetzt, als der Mann des Worts, ein Beispiel davon liefern Blücher und ich. Wie oft ist nicht behauptet worden, unser ehrwürdiger Schlachtenfürst sey nur ein braver Haudegen gewesen, und verdanke den wohlverdienten Kriegsruhm hauptsächlich meinen Rathschlägen und Anordnungen. Gleichwohl kann es nicht leicht einen größeren Irrthum geben. Der Ruhm, den sich Fürst Blücher als Feldherr erworben, ist sein unbestrittenes Eigenthum, und mein ganzes Verdienst besteht darin, daß ich in seine Ideen mit Leichtigkeit einging, seine Ansichten sogleich zu den meinigen machte — weil ich selten etwas Erhebliches daran auszusetzen fand — und das großartige Detail der Heerführung ganz in seinem Sinne anord-

nete. Blücher würde in jener verhängnißvollen Zeit immer einen tüchtigen Gehilfen, der König aber keinen zweiten Blücher gefunden haben."

Scharnhorst. „Ihre Bescheidenheit, lieber Graf, ist allgemein bekannt und kann nicht mehr befremden. Auch unterschreibe ich die Richtigkeit Ihres Schlußwortes mit voller Ueberzeugung. Aber auch das Publikum hat so unrecht nicht, nur irrt es darin, daß es die Ursachen der glücklichen Erfolge mehr in Ihrem Kopfe als in Ihrem Herzen sucht. Nur durch das freiwillige Unterordnen der eigenen Ideen und Ueberzeugungen wurde es Ihnen möglich, ganz in die Ideen des Fürsten Blücher einzugehen, sie augenblicklich in entsprechende Befehle zu verwandeln, woraus jene Harmonie entsprang, die so Großartiges bewirkte. Blücher war, trotz seines Alters, ein Feuerkopf und mithin zu kühnen Uebereilungen geneigt, die in der höchsten Stellung leicht sehr nachtheilig werden können, wie die Ereignisse am 12. bis 14. Februar 1814 zur Genüge bewiesen haben. Der Chef seines Generalstabes mußte also nothwendig ein Mann seyn, der sich mit ihm ganz identifizirte; denn das Geltendmachen anderer und besserer Ansichten würde nur die entgegengesetzte Wirkung hervorgebracht, überhaupt Disharmonie erzeugt haben. Ich zweifele aber sehr, ob sich Jemand gefunden haben würde, der sich so gut zu Blüchers Vertrauten eignete, als gerade Sie, lieber Feldmarschall, und Sie können mit gutem Rechte die eine Hälfte seines Kriegsruhmes für sich in Anspruch nehmen; hat der alte Herr doch selbst wiederholt versichert, daß er ohne Sie viel weniger geleistet haben würde."

Gneisenau. „Nun wir wollen das jetzt auf sich beruhen lassen, mein vortrefflicher Freund; aber gestehen Sie nur aufrichtig, bringt das Wort nicht oft größeren Nachruhm als die That? Sie traten zu einer Zeit als Lehrer auf, in welcher Fin-

sterniß die Köpfe umnebelte. Ihre Vorträge fanden eifrige Zuhörer, Ihre militärischen Schriften begierige Leser; Sie haben viel ausgezeichnete Schüler gebildet, einen großen Theil der Kriegswissenschaften umgestaltet, vervollkommt, und praktisch nützlicher gemacht. Ihr Name wird in ganz Deutschland, ja selbst im Auslande, mit hoher Achtung genannt, und ihr Nachruhm würde schon als Lehrer und Schriftsteller gesichert seyn, hätten Sie dem auch keine anderen militärischen Verdienste hinzugefügt. Unser Freund Clausewitz, dessen Geist Sie ebenfalls herangebildet haben, wird durch die hohe Genialität seiner kriegerischen Ansichten und Lehren sich gleichen Ruhm erwerben, er hat das Werk fortgesetzt, das Sie so rühmlich begonnen, und in mancher Beziehung seinen Meister übertroffen. — Wie verhält es sich dagegen mit der kriegerischen That? die Mehrzahl der Theilnehmer daran schreibt sich auch einen guten Theil des Ruhmes zu; der unverschämte Ehrgeizige, der Neidische, Verkleinerungssüchtige, Böswillige, sie Alle suchen denjenigen zu verdunkeln, der eigentlich die Seele der That war, und schmücken sich nicht selten mit dessen Lorbeeren. Viele ausgezeichnete Kriegsthaten kommen oft nicht einmal zur öffentlichen Kenntniß, weil der Urheber zu bescheiden, vielleicht nicht à la mode war, oder gerade durch diese That die Fehler seiner Vorgesetzten wieder gut machte, ihnen eine Beschimpfung ersparte u. s. w. Gründe genug, die ganze Sache mit Stillschweigen zu übergehen, oder wohl gar das Verdienst auf geschickte Weise sich selbst zuzuschreiben. — Der Mann des Worts hat dergleichen nicht zu befürchten, denn er ist ohne Theilnehmer an seinen Werken, die er ganz allein hervorbringt. Hierbei ist also ein Absprechen des Verdienstes nicht gut möglich, denn wollte auch Einer auftreten und sagen: „das habe ich geschrieben," so würden Hunderte darauf antworten: „er lügt!" Und was die schlechten Kritiker betrifft, so stellen sie sich ja selbst an den Pranger, weil das Publikum auch ein

Urtheil hat, und sich ein ungerechtes Urtheil nicht so leicht aufdringen läßt."

Scharnhorst. „In vieler Beziehung haben Sie nicht Unrecht, lieber Feldmarschall, da Sie aber selbst an das Urtheil des Publikums appelliren, so möchte ich fragen: ob darauf so großer Werth zu legen sey, oder, wenn das hier nicht in Frage steht, ob das Publikum den Werth des Wortes und der That stets zu würdigen wisse? Die That spricht für sich selbst; das Wort bedarf häufig erst der Erläuterung. Eine kriegerische That von Bedeutung erwirbt sich ganz unwillkürlich den Beifall und die Bewunderung Aller, welche davon Kenntniß haben. Die erhabenste Idee, in einfachen Worten ausgedrückt, wird aber nicht selten zu einer Albernheit gestempelt, sogar von Männern, denen man größere Einsicht zutrauen sollte. Der schriftstellerische Ruhm ist also bisweilen eben so zweideutig als der kriegerische, und es machen am Ende nur die bildenden Künste und Künstler eine Ausnahme, weil das Anschauungsvermögen allgemeiner verbreitet ist, als das Urtheilsvermögen. Indeß will ich zugeben, daß ein großer, ja auch ein nur mittelmäßiger, aber glücklicher Feldherr auf größeren Nachruhm rechnen darf, als der größte Schriftsteller unseres Faches, weil man nur zu geneigt ist, Zweifel in seine praktische Befähigung zu setzen, so lange er nicht Gelegenheit hatte, auch hiervon Proben abzulegen; habe ich Freund Clausewitz recht verstanden, so ist es hauptsächlich das, was ihn über den früheren Abtritt vom irdischen Schauplatze bekümmerte. Aber es ist wirklich eine Frage, ob mein gefühlvoller Freund auch diejenige Härte des Gemüths gehabt haben würde, welche zu einer Führung des Krieges nach seinen Grundsätzen zuweilen erforderlich ist.

Ich. Diese Frage habe ich mir allerdings oft vorgelegt, und sie so ganz entschieden zu meinen Gunsten nicht beantworten kön-

nen. Doch hoffe ich, daß das eifrige Streben nach Erreichung des beabsichtigten Zweckes, dessen ich mir stets bewußt gewesen bin, bei Anwendung der unerläßlichen Mittel mir auch die nöthige Energie gegeben haben würde, wobei ich mich durch die Ueberzeugung zu stärken gesucht hätte, daß durch zeitgemäße freiwillige Aufopferung von Hunderten, unfreiwillige größere Opfer vermieden werden könnten."

Gneisenau. „Ueber diesen Punkt bin auch ich mit mir nicht ganz ins Reine gekommen, denn die Anforderungen, welche die Pflichten eines Feldherrn zuweilen an seine Hartherzigkeit machen, sind doch in Wahrheit sehr groß! Was Sie, lieber Scharnhorst, vorher über die Unzweideutigkeit des Feldherrnruhmes sagten, kann ich aber auch nicht unbedingt zugeben. Ist Ihnen doch selbst bekannt, welche ungereimte Urtheile über Napoleons Feldherrntalent gefällt worden sind. Hat es nicht vieler Jahre bedurft, um einige unserer Generäle, die sich für hochgebildet halten, zu überzeugen, daß Napoleons Kriegskunst in etwas Besserem bestehe, als in dem plumpen Drauflosgehen mit überlegenen Massen? Mit wenig Mitteln Großes durchführen, wie unser einziger Friedrich that, nimmt sich zwar noch viel erhabener aus. Das hängt aber nicht ausschließlich von der Genialität eines Heerführers ab, sondern von ganz eigenthümlichen Verhältnissen, die herbeizuführen in keines Menschen Gewalt steht. Friedrich beurkundete den großen Feldherrn dadurch, daß er die Verhältnisse und den Charakter seiner Gegner fast immer richtig beurtheilte, in der Anwendung seiner Vertheidigungsmittel mit großer Energie zu Werke ging, und sich durch die nicht seltenen Niederlagen keineswegs entmuthigen ließ. Wer aber die Ursachen seiner glücklichen Erfolge in der fortgesetzten Anwendung eines besonderen Operationssystems, oder wohl gar in der schrägen Schlachtordnung erblicken wollte — wie immer noch hier und da uns

ein König ſein irdiſches Leben auf dem Schlachtfelde beſchließt, und eine ſolche Feier begehen kann.

Herzog Bernhard von Weimar war von Mars beauftragt worden, dem Jubelhelden entgegen zu reiten; ihm folgten alle anweſenden Generale aus jener Kriegeszeit, eine ehrwürdige Schaar, deren Thaten mir immer große Bewunderung eingeflößt haben. Ich fragte meinen Nachbar, ob der König mit einer Ehrenſalve empfangen werde, erhielt aber zur Antwort: daß Jupiter alles Schießen verboten habe, weil er hier den Donnerer allein ſpielen wolle.

Als Guſtav Adolph ſich mit ſeiner glänzenden Suite näherte, beugte jeder Krieger ſein rechtes Knie, auch die Pferde knieten nieder. Auf ein Zeichen Bernhards ſtimmte das ganze Heer den kräftigen Geſang an: „Eine feſte Burg iſt unſer Gott!“ Wir ſangen Alle andächtig mit, ſelbſt der alte Tilly, denn jeglicher Glaubensunterſchied hat hier ein Ende; Leopold von Deſſau brummte aber dieſes ſein Lieblingslied, das er unſeres Herrgotts Dragonermarſch zu nennen beliebte, nach der Weiſe des Deſſauer Marſches, da er auch jetzt noch keiner anderen Geſangweiſe fähig iſt, ſo ſehr ſich auch Apoll bemüht, ihn etwas melodiſcher zu machen.

Nach Beendigung des Geſanges ritt der König die Front beider Treffen entlang, worauf Herzog Bernhard den Vorbeimarſch anordnete, der mit ganzen Regimentern in ſchönerer Haltung erfolgte, als ich das jemals von unſern Truppen geſehen habe, obſchon der Vorbeimarſch bekanntlich den Hauptbeſtandtheil unſerer Friedensübungen ausmacht *). Als die Revue zu Ende war, vernahmen wir einen Donnerſchlag, und augenblick-

*) Dieſer Brief iſt, was man nicht überſehen darf, 1832 geſchrieben. Anmerkung des Setzers.

lich verschwand das ganze Heer, denn es bestand nur aus Luftgestalten.

Ein zweiter Donnerschlag zauberte das Stockholmer Schloß im vergrößerten Maßstabe hervor. Merkur ließ sich in einer hellblauen Wolke mit gelber Einfassung herab, und lud den König ein, das Haus seiner Väter zu betreten, wo die Beglückwünschungsdeputationen seiner bereits warteten. Die anwesenden Fürsten und Generale folgten ihm dahin.

Die nun beginnende Gratulationscour war im hohen Grade imposant, doch übergehe ich die Einzelnheiten mit Stillschweigen, weil ich Dir interessantere Mittheilungen zu machen habe. Das darauf folgende Mittagsmahl, wozu wir Alle geladen wurden, zeichnete sich durch köstliche Einfachheit aus. Wir wurden mit Ambrosia in zehn verschiedenen Zubereitungen bewirthet, und tranken Nektar mousseux. Nach aufgehobener Tafel athmeten wir Wonneluft, und fühlten uns in seltenem Grade begeistert. Dies hatte Merkur, der bei der Tafel die Honneurs machte, sehr weise eingerichtet, denn Gustav Adolph wollte gegen Abend eine akademische Sitzung halten, zu welcher auch ich und mehrere der Anwesenden Eintrittskarten erhielten.

Die Versammlung bestand an diesem Tage nur aus solchen Mitgliedern der Akademie, welche zu den Zeitgenossen des dreißigjährigen Krieges gehörten. Das von Gustav Adolph gewählte Thema war die Streitfrage: Ob der Angriff stärker sey als die Vertheidigung? und es sollte die Erörterung auf historischem Wege erfolgen. Du weißt, mein Lieber, wie ich über diesen Gegenstand denke, und kannst Dir leicht eine Vorstellung machen, mit welchen Erwartungen ich den Diskussionen einer Versammlung von Männern entgegen sah, deren Wissen und Erfahrung im Kriege selbst von den berühmtesten Notabili-

täten der Napoleon'schen Zeitgenossen kaum um ein Weniges übertroffen werden dürfte.

Der Versammlungsort war ein niedliches Coliseum, welches Merkur, nach dem Muster des unter Vespasian in Rom erbauten, hervor gezaubert und mit den schwedischen Nationalfarben ausgeschmückt hatte. An den Wänden ringsherum hingen die eroberten Fahnen in schönster Symmetrie. Aufrecht gestellte Kanonenröhre von jeglicher Länge bildeten die Einfassung der verschiedenen Räume im Innern, und trennten die Eingeweihten von den Laien. Sämmtliche Sitze bestanden aus Kanonenkugeln, würfelartig auf einander gestellt, was nur im Olymp — wo ein anderes Gesetz der Schwere gilt — möglich ist, und waren mit hellblauen Sammetkissen belegt. Der Präsidentensitz glich einem Königsthrone. Die Beleuchtung schien mir anfangs sehr spärlich zu seyn; sobald aber der Huissier die Ankunft des Königs meldete, stiegen aus der äußeren Reihe der Kanonenröhre Leuchtkugeln empor, kreuzten sich hoch über der Mitte des Saales, entfalteten dann hellblau und gelb gestreifte Fallschirme, und bildeten einen strahlenden Kranz von funkelnden Sternen, der durch unsichtbare Gewalt in der Schwebe gehalten wurde, und eine prachtvolle Beleuchtung gab.

Nachdem der König den Präsidentensitz eingenommen hatte, gab Torstenson mit der Glocke das übliche Zeichen, daß die Verhandlung nun ihren Anfang nehmen könne, worauf die feierlichste Stille eintrat.

„Es ist Euch bekannt, meine Freunde," hub **Gustav Adolph** an, daß der große Cyrus nur ein schmales Stück Land mit 1,200,000 Unterthanen beherrschte, als er auf die Eroberung von Lydien und Babylon ausging. Der macedonische Alexander gebot über ein nicht viel zahlreicheres Volk, und hatte dennoch die kühne Idee, Kleinasien zu unterwerfen. Beide haben ihre Zwecke

erreicht und selbst Größeres bewirkt, als sie sich anfangs vorgenommen. Diese Männer sind meine Vorbilder gewesen, und durch ihr glänzendes Beispiel ermuthigt, entschloß auch ich mich, obgleich nicht mächtiger als jene Fürsten der Vorzeit, dem deutschen Kaiser 1630 den Krieg zu erklären. Ihr wisset, welche Fortschritte ich auf seinem Gebiete machte, und wie nahe wir daran waren ganz Deutschland zu unterwerfen, als ich den Kriegsschauplatz verlassen mußte. Aus diesen und vielen anderen kriegerischen Ereignissen hat man gefolgert: daß der Angriff unbedingt stärker als die Vertheidigung sey, und es handelt sich jetzt darum, die Sache gründlich zu untersuchen, wir wollen uns aber nur mit derjenigen Periode des schwedisch-deutschen Krieges beschäftigen, an welcher ich selbst Theil genommen habe. Feldmarschall Horn hat sich als erster Sprecher einschreiben lassen, er wolle nun seinen Vortrag beginnen." — Horn bestieg die Rednerbühne, und ich will Dir, mein Freund, die nun folgende Debatte wörtlich mittheilen.

Horn. „Im Reichsrathe herrschte damals eine große Meinungsverschiedenheit, ob es besser sey, den Angriff des Kaisers abzuwarten, oder ihn selbst anzugreifen. Die geehrte Versammlung weiß aber, daß der damalige Reichstag aus den tüchtigsten Männern bestand. Für die Vertheidigung entwickelten der Kanzler Oxenstierna und ein Theil der Senatoren folgende Gründe:

1. Der Kaiser und die Ligue hätten ein Heer von 150,000 Mann; was Schweden an Truppen aufzubringen im Stande wäre, ließe sich kaum in die Wagschale legen.

2. Dem Kaiser stände keine Flotte zu Gebote, er könne also die Schweden nur in dem von ihnen besetzten Ostpreußen angreifen, und hier wäre es ihnen leicht, sich gegen überlegene Angriffe zu schützen.

täten der Napoleon'schen Zeitgenossen
übertroffen werden dürfte.

Der Versammlungsort war ein
Meilur, nach dem Muster des un
ten, hervor gezaubert und mit d
ausgeschmückt hatte. An den
eroberten Fahnen in schönster S
nenemöbre von jeglicher Länge
denen Räume im Innern,
den Laien. Sämmtliche S
...artig auf einander ge
ein anderes Gesetz der Schwe.
...Sammetkissen be.
...Die Beler
...sobald aber
...Augen aus der
...empor kreuzten
...dann hellble
...strahlend
...bare Gew
...prachtvolle Beler

Nachdem der K
und ... mit
... man it
... Stelle eintrat

Es ist Euch F

...nicht...
...und seines...
...nahmen, wenn der...
...Liebe, wie der auf die...

...wurden zwei...
...übrigen...
...andere zum Vordermann...
...einer 15,000 Mann...
...nicht ratsam...
...man Gefahr...
...noch irgend eine...
...Betragen...

...der politischen...
...den Umständen...
...keinen sicheren...

... wurde zu Gunſten des Angriffs

... und einige andere deutſche Provinzen
...ch wenig gelitten hätten, würden Jedem,
... erſchiene, ihren Beiſtand nicht verſagen.
...es auswärtige Mächte daran nehmen müß-
... ſeiner Uebermacht herunter gebracht zu ſehen,
...nicht von ihnen einen thätigen Beiſtand erwar-
Eben dieſe Betrachtung beruhige über einen An-
...eben, der wenigſtens vor der Hand dadurch ſehr
...) würde.

Mangel an Lebensmitteln mache in Preußen eine
...hmung ſo ſchwierig, daß man einſtweilen daſelbſt gar
...res bedürfe.

... Die Sicherheit gegen eine Landung hinge von der Thä-
und Umſicht der Flotte ab. Wäre dieſe geſchlagen oder
widrige Winde zerſtreut, ſo ſey eine Landung um ſo eher
...befürchten, als die Spanier zur See dem Kaiſer Beiſtand
...en könnten.

4. Der Beiſtand, welchen Schweden von andern Mächten
...rwarten dürfte, hinge von dem Erfolge ſeiner Waffen ab. Eine
...kräftige Offenſive, mit Glück durchgeſetzt, müßte uns nothwen-
...dig neue Mittel zur Nährung des Krieges an die Hand geben.
Was die eigenen Hilfsquellen beträfe, ſo flöſſen ſie zwar nicht
reichlich, aber doch regelmäßig.

5. Stralſund, ein für Schweden ſo unendlich wichtiger Platz,
ließe ſich nur durch die Offenſive erhalten.

6. Schweden müſſe bei einem Defenſiv-Kriege durch ...
mung des Seehandels viel mehr leiden, als bei der Offenſive.
Dieſen Gründen fügten einige Senatoren noch folgende hin

7. Daß der Kaiser sich stets als ein Feind Schwedens gezeigt habe, und daß es also ein sehr wichtiger Gegenstand der schwedischen Politik wäre, seine Macht zu schwächen.

8. Daß nicht blos Stralsund, sondern auch Wismar und die Insel Rügen sehr wichtige Besitzungen für Schweden seyn würden, um den Kaiser mehr von dem baltischen Meere zu entfernen.

9. Daß, sobald die Kaiserlichen sich zu Herren von Stralsund machten, die Holländer Alles anwenden würden, es ihnen wieder zu entreißen, und daß diese, im Fall sie darin glücklich wären, natürliche Feinde von Schweden werden würden.

10. Daß ein in Deutschland vernichtetes schwedisches Heer Schweden in seiner Vertheidigung nicht wesentlich schwächen würde, weil dasselbe noch 30 große Schiffe und die Landmiliz übrig behielte.

11. Endlich, daß Schweden, wenn es seine Verbündeten, die Protestanten, die Herzöge von Meckelnburg und Pommern, im Stiche ließe, alle Achtung in Europa verlieren würde.

„Bei sorgfältiger Erwägung dieser Gründe für die Vorzüglichkeit des Angriffs oder der Vertheidigung springt es stark in die Augen, daß die meisten derselben politischer Natur waren, welche von dem Gegenstande unserer Erörterung thunlichst ausgeschlossen bleiben sollen. Von den militärischen Gründen sind aber die wichtigsten subjectiver Art. Es war bereits unwiderruflich beschlossen, den Verbündeten in Deutschland zu Hilfe zu kommen, weshalb eine unmittelbare Vertheidigung Schwedens gar nicht zum Kriegsplane paßte, und es handelte sich nur noch darum, wie man die Abneigung gegen einen neuen Krieg am leichtesten überwinden konnte. Der entschiedene — wenn auch nicht klar ausgesprochene — Wille eines geliebten Monarchen, dessen

bewiesene Einsicht und Geschicklichkeit das größte Vertrauen einflößten, dürfte mithin als der entscheidendste Grund anzusehen seyn, und wir haben nicht erst nöthig, die Haltbarkeit der übrigen Gründe und Gegengründe zu untersuchen. Halten wir uns dafür lieber an die Thatsachen.

„Die schnelle Besitznahme der Inseln Rügen, Usedom, Wollin und einiger Küstenorte bezeichnen in jenem Kriege unsere ersten Schritte. Wir verdankten diese Erfolge der Unachtsamkeit und Nachlässigkeit unserer Gegner mehr noch, als dem materiellen Uebergewicht, welches die Kriegsflotte uns verschaffte. Nachdem auch Stettin seine Thore den Schweden geöffnet hatte, trat aber in unserer Offensive ein Stillstand ein, weil wir zu schwach waren, sie weiter fortzusetzen, und erst die Ankunft der Truppen erwarten mußten, die ich aus Preußen herbeiführte. Die Gesammtmacht der Schweden belief sich nachher auf 25,000 Mann. Eben so viel hatte auch der kaiserliche Feldherr Torquato in Pommern, doch standen außerdem 30,000 Kaiserliche in Meckelnburg. Dieses Mißverhältniß der Streitkräfte auf dem Kriegsschauplatze verdient Beachtung, und ich muß die hochachtbare Versammlung sogleich mit einem Lehrsatze bekannt machen, der hier zur Erörterung kommt.

Ein fremdes Mitglied der heutigen Versammlung hat in seinen Schriften gesagt: die Vertheidigung sey die stärkere Form des Krieges mit dem negativen Zweck, der Angriff hingegen die schwächere Form mit dem positiven Zweck. — Wir bitten die edelen und hochachtbaren Herren, das Negative und Positive scharf ins Auge zu fassen, denn es dient in der Praxis als Ausgleichungsmittel, und führt in den meisten Fällen ein Gleichgewicht zwischen beiden Kriegsformen herbei, das aber durch andere Verhältnisse oft wieder gestört wird. Hätte General Torquato ein kaiserliches Erbland zu vertheidigen ge-

habt, so konnte er seine Streitkräfte auf einem Punkte konzentriren, und über die Schweden herfallen, sobald diese sich im Lande ausbreiteten. Hätte aber das schwedische Heer ihn zuvor in einer Schlacht überwinden wollen, um sich dann desto freier bewegen zu können, so stand es ihm frei, eine starke Stellung zu beziehen, in welcher er dem Angriffe mit Ruhe entgegen sehen konnte. So günstig waren aber Torquato's Verhältnisse nicht. Er mußte die Bevölkerung im Zaume halten, seine Macht folglich auf mehrere Punkte vertheilen. Dennoch wagte er es, sich mit höchstens 16,000 Mann bei Garz aufzustellen, um das weitere Vordringen des schwedischen Heeres zu hindern, wobei er sich durch die Besetzung von Greifenhagen die Verbindung mit Colberg lange Zeit erhielt.

„In Meckelnburg waren die Verhältnisse von derselben Art. Hätte der Herzog Savelli, welcher dort befehligte, sein Heer zusammengezogen und wäre er damit gegen Stettin oder Wolgast marschirt, so würde dies den König in die größte Verlegenheit gebracht haben. Savelli durfte aber so etwas nicht wagen, auch besaß er viel zu wenig Unternehmungsgeist.

„Die Offensive mußte aber dennoch eingestellt werden, denn die Expedition des Königs gegen Mecklenburg konnte nicht als Offensivbewegung gelten; es war nur ein Versuch, ob die Meckelnburger bei einiger Unterstützung geneigt wären, das kaiserliche Joch abzuschütteln; nebenbei sollten auch die Truppenwerbungen des Herzogs von Lauenburg an der Niederelbe unterstützt werden.

„Torquato's sechsmonatliches Ausharren in der festen Stellung bei Garz bildet eigentlich den Kern der Vertheidigung Pommerns. Hätte der König gewußt, daß starke Stellungen nichts weiter sind, als „Andeutungen, wohin man seine Anstrengungen nicht richten dürfe," oder, „daß man sich nur perpendikulär in des Gegners Flanke zu stellen brauche, um des Sieges gewiß

zu seyn," so würde ihn der starrköpfige Torquato in seinen Offensivoperationen weniger gestört haben. Von solcher Weisheit hatte man aber damals noch keine Ahnung. Die Offensive zeigte sich uns hier als eine sehr schwache Form des Krieges, und selbst der positive Zweck kam uns nur in sofern zu Hilfe, daß wir immer mehr von der Nothwendigkeit überzeugt wurden, die Hauptmacht des Feindes anzugreifen und zu schlagen. Die Eroberung von Greifenhagen machte den Anfang, das Weitere wartete der Feind aber nicht ab, sondern zog sich gegen Frankfurt a. d. O. zurück, indem er die Besatzungen von Colberg, Demmin und Greifswalde ihrem Schicksale überließ.

„Was uns zum Besitze von Pommern verhalf, war ein ganz eigenthümlicher Umstand, der mit der Theorie des Angriffs und der Vertheidigung nichts gemein hat, hier aber erwähnt werden muß, um die Stärke des Angriffs nicht zu überschätzen. Das kaiserliche Truppencorps in Pommern war nämlich ganz demoralisirt; doch nicht etwa, weil es sich in der Defensive befand, die nach Behauptung neuerer Theoretiker viel Demoralisirendes haben soll — wovon wir damals nichts wußten — sondern weil Habsucht an die Stelle des Ehrgeizes, Bequemlichkeitsliebe an die Stelle der Ruhmbegierde, Schlaffheit an die Stelle der Disciplin getreten war. Torquato hatte diesen Zustand selbst herbei geführt, sahe die Krisis voraus, schützte Krankheit vor, nnd ward durch General Schaumburg abgelöst, welcher schnellen Rückzug aus Pommern als das einzige Rettungsmittel erkannte. Dieser Wechsel der Dinge wurde herbei geführt durch die thätige Sorgfalt unseres Königs für alle Bedürfnisse der Truppen, und durch die kriegerischen Tugenden der Letzteren, die wiederum zur Folge hatten, daß die Bewohner des Kriegsschauplatzes den Schweden allen Vorschub leisteten, während sie den Kaiserlichen jede Hilfe versagten, sogar an ihnen zum Verräther wurden. Hierzu kam noch der verwaiste Zustand des kai-

ſerlichen Heeres, deſſen Oberfeldherr ſich in Anklageſtand verſetzt ſahe, und bald nach unſerer Ankunft ſeine Entlaſſung erhielt. Hätte ſich Wallenſtein in Perſon nach Pommern oder Meckelnburg verfügen können, wir würden nicht über Stettin hinaus gekommen ſeyn, und ſelbſt dieſen Punkt kaum erreicht, noch weniger behauptet haben.

„Der nächſte Feldzug (1631) iſt ſehr geeignet, die Offenſive für die ſtärkere Form des Krieges zu halten, denn nachdem wir in den erſten acht Monaten nur kurze Bewegungen und unbedeutende Fortſchritte im Eroberungswerke gemacht, hatten wir in den letzten vier Monaten die ungeheure Kühnheit, bis an den Main vorzudringen, ſogar den Rhein zu überſchreiten und Mainz zu nehmen, während unſere neuen Verbündeten Prag und halb Böhmen eroberten. Dies Alles war die Wirkung des Sieges bei Breitenfeld! Aber ein ſo überraſchender Umſchwung aller Verhältniſſe kann nicht die Folge des formellen Verfahrens im Kriege ſeyn, es müſſen damals verſchiedene wichtige Urſachen zuſammen gewirkt haben, über welche der kaiſerliche Feldherr uns die beſte Auskunft geben dürfte, ich lade ihn deshalb ein, die Rednerbühne zu beſteigen, und uns den wahren Hergang der Sache ohne Rückſicht mitzutheilen.“

Tilly ließ ſich nicht lange nöthigen und gab folgende Erläuterungen. „Von dem Zuſtande der kaiſerlichen Macht zu der Zeit, als das ſchwediſche Heer in Pommern landete, iſt es nicht leicht, mit wenig Worten eine klare Vorſtellung zu geben. Wallenſtein und ich hatten kurz vorher alle Feinde des Kaiſers zu Paaren getrieben; unſere Namen waren gefürchtet, Niemand vermochte uns zu widerſtehen. Die Siegeszuverſicht unſerer Truppen kannte keine Grenze, denn die Unfälle vor Stralſund ſchrieb man nur dem Mangel an Schiffen zu. Von Schwedens Kriegsmacht hatten wir eine geringe Idee. Aber Wallenſteins Hoch-

muth und der Uebermuth seiner Truppen machten man [illegible] be- sorgt für die Zukunft, und als [illegible] das Gerücht [illegible] Lan- dung der Schweden verbreitete, konnte [illegible] Be- denken nicht verbergen. Ferdinand [illegible] nur seine Familienzwecke im Auge [illegible] schen Maßregeln zu bewegen. [illegible] seiner Truppen, und [illegible] auf den Geist [illegible]

„Wallenstein war [illegible] nige; wir [illegible] Hauptsache nicht aus den Augen. [illegible] mir nichts Gutes: [illegible] tugendliche Offiziere. [illegible] Gene- ralissimus war [illegible] Begriff [illegible] das In- teresse meines [illegible] Kurfürsten von Baiern [illegible] mir mehr am Herzen, als das [illegible] auszusetzen, daß [illegible] verfolgen wurden. Das [illegible] Ligue war [illegible] gebot darüber mit fast unumschränkter Macht [illegible] Kaisers hingegen [illegible] ling, der ihnen [illegible] rüchtiger General [illegible] Aber Sandl [illegible] mern verloren [illegible] meiner Ankunft in Mecklenburg zu behaupten. [illegible] Eile einige Truppen bei Frankfurt zusammen und [illegible] mir zu seiner Unterstützung. Bei Neu-Brandenburg [illegible] doch auf den schwedischen Obersten Kniphausen, der mich [illegible] Tage lang mit seinen 2000 Mann aufhielt, obgleich ich [illegible] 20,000 Mann hatte. Wahr ist es, daß ich anfangs wenig Ernst brauchte, diese fast rings von Wasser umgebe[illegible] in meine Gewalt zu bringen; die Truppen hatten ang[illegible]

ſche bei naſſer Witterung machen müſſen, Geſchütz und Munitionswagen waren noch zurück. Aber auch meine lebhafteren Angriffe ſcheiterten an der Unerſchrockenheit dieſer Heldenſchaar, die am Ende nur dem Mangel unterlag. Meine Hochachtung vor derſelben ſteigerte ſich noch mehr, als ich erfuhr, daß Knipphauſen zu ſo tapferem Widerſtande keinen Befehl gehabt, daß er ſeinen Poſten überhaupt nur deshalb ſo hartnäckig behauptet, weil er denſelben ohne Befehl nicht zu verlaſſen wagte; der ihm zugeſchickte Befehl zum Rückzuge wurde aber von meinen Kroaten aufgefangen. — Wenn in einem Heere ſo wackere Geſinnungen vorherrſchen, muß es von einem vortrefflichen Geiſte beſeelt ſeyn, und das iſt ſtets ſeine größte Stärke. Hierzu kam noch, daß Savelli in Demmin inzwiſchen das unrühmlichſte Gegenſtück zu jener Vertheidigung lieferte. Ich verlangte, daß er vor ein Kriegsgericht geſtellt werden ſollte, aber die Militärjuſtiz in Wien ſcheint Bedenken getragen zu haben, einen ſo vornehmen Sünder beim Genick zu faſſen.

„Von dieſem Augenblicke an gab ich Meckelnburg ſtillſchweigend auf. Noch blieb mir zwar der Ausweg übrig, dem Könige eine Schlacht zu liefern, auch näherte ich mich ihm wirklich in dieſer Abſicht bei Schwedt. Mein erlauchter Gegner ſcheint aber damals die Vertheidigung auch für die ſtärkere Form gehalten zu haben, denn er wartete ganz ruhig, bis ich ihn angreifen werde, was ich zu unterlaſſen gut fand, weil ich nicht Luſt hatte, ähnliche Erfahrungen wie vor Neu-Brandenburg zu machen. Der Rückmarſch war bereits beſchloſſen, ich trat ihn mit der Ueberzeugung an, daß die wirkſamſten Maßregeln ergriffen werden müßten, um den Fortſchritten der Schweden Einhalt zu thun; ſie wieder aus Deutſchland zu vertreiben, ſchien mir ſchon nicht mehr möglich, denn ihre Macht wuchs mit jedem Tage, während auf unſerer Seite das Selbſtvertrauen immer ſchwächer wurde.

„Magdeburgs Stolz zu demüthigen, war jetzt mein eifrigstes Bestreben; gelang es mir, diese Stadt in meine Gewalt zu bringen, so erhielt meine Herrschaft zwischen der Elbe und Weser einen starken Stützpunkt, dessen Lage eine plötzliche Unternehmung auf Meckelnburg und Pommern sehr erleichterte. Der König glaubte durch die Bedrohung Frankfurts mich von Magdeburg abzuziehen, und ich will nicht läugnen, daß man zuweilen einen Punkt oder eine Gegend auf diese Weise retten oder vertheidigen kann. Es kommt aber dabei lediglich auf die momentane Wichtigkeit der betreffenden Punkte an, und diese Schätzung wird in den meisten Fällen nur auf einer Seite richtig seyn. Für den König hatte die Rettung Magdeburgs einen größeren Werth, als die Befreiung Frankfurts für den Kaiser; denn gesetzt auch letztere Stadt unterwarf sich den Schweden, so konnten diese damals nicht wagen in Schlesien vorzudringen, so lange Brandenburg und Sachsen noch zum Kaiser hielten. Der Fall Magdeburgs schwächte aber das Ansehen des Königs in Deutschland und mußte ihm für die Verbindung mit seinem Lande Besorgnisse einflößen. Ich ließ mich deshalb nicht irre machen, so sehr auch die kaiserlichen Generale in mich drangen, die Belagerung aufzuheben. Der Erfolg hat bewiesen, daß meine Voraussetzung richtig war. Man hat die Züchtigung der Magdeburger eine Grausamkeit genannt, wozu mich der Fanatismus angetrieben haben soll; sie war aber nur ein Akt der Nothwendigkeit. Die Magdeburger hatten meine Soldaten bis zur höchsten Erbitterung gereizt, die weder ich noch Pappenheim zu zügeln vermochten, so viel Mühe wir uns auch gegeben haben. Die Bewohner einer erstürmten Stadt waren stets der Plünderung und den Mißhandlungen ausgesetzt, sobald sie an der Vertheidigung Theil genommen; dieser Umstand darf nicht übersehen werden, denn er ist zu wichtig. Hieraus erklärt sich die hartnäckige Vertheidigung aller Städte von Bedeutung, die lange

Daner des Krieges überhaupt, und der Einfluß der Volksſtimmung insbeſondere. Wer die öffentliche Meinung für ſich hatte, durfte das Kühnſte wagen, er mochte angreifen oder ſich vertheidigen; dieſer Beiſtand fehlte uns aber in Norddeutſchland gänzlich.

Bald nachher traten Verhältniſſe ein, aus welchen einige neuere Kriegsverkünſtler gefolgert haben, daß unſere Operationen ganz planlos geweſen ſeyn müßten. Frankfurt und Magdeburg waren gefallen, aber der König ſowohl als ich machten rückgängige Bewegungen; Erſterer wendete ſich nach Brandenburg und Meckelnburg, ich rückte in das Heſſiſche. Wir fühlten nämlich Beide das Bedürfniß, unſeren Rücken und unſere Verbindungen zu ſichern, unſere Baſis moraliſch zu befeſtigen. In Betreff des ſchwediſchen Feldherrn hat man daran keinen Anſtoß genommen, mich ſelbſt traf aber der Tadel der Kriegsverkünſtler, welche verlangten, ich ſollte durch Meckelnburg nach Pommern marſchiren, und des Königs Verbindung bedrohen. Was wäre aber dann aus meiner eigenen Verbindung geworden? Ganz Thüringen und Heſſen befanden ſich in einer ſo aufgeregten Stimmung, daß meine Kuriere große Mühe hatten, unangefochten nach Baiern und wieder zurück zu kommen. Die Stimmung in Kurſachſen war etwas gemäßigter, immer aber ſehr bedenklicher Art. Ich verſuchte zuerſt die Heſſen zu entwaffnen, aber Landgraf Wilhelm drohte mit Gegenwehr und war gerüſtet. Inzwiſchen hatte der König den Kurfürſten von Brandenburg zu einem Bündniſſe gezwungen, Meckelnburgs Herzöge wieder eingeſetzt, und eine ſehr vortheilhafte Stellung bei Werben an der Elbe genommen; ſein moraliſcher und politiſcher Einfluß auf Norddeutſchland wurde immer größer, ſeine Baſis umfangreicher und ſolider, denn mit dem Lande gewann er auch die Herzen der Bewohner. Dieſes Geſtändniß koſtet mich viel Ueberwindung, aber ich bin es der Wahrheit ſchuldig. Die Kriegs-

verkünſtler begreifen die Wichtigkeit ſolcher Verhältniſſe freilich nicht, weil ſie ſich nur mit Linien, Winkeln und Zahlen beſchäftigen, und die moraliſchen Potenzen von ihren Berechnungen ausſchließen. Ich fühlte aber die Verminderung meiner Macht nur zu ſehr, und mußte mich zu einigen Gewaltſchritten entſchließen.

„Mit ungewöhnlicher Schnelligkeit marſchirte ich über Magdeburg gegen Werben, aber mein kluger Gegner vermied die Schlacht, und erwartete meinen Angriff in feſter Stellung. In meinen Erwartungen getäuſcht, ging ich bis Magdeburg zurück; der König folgte mir zwar, aber auf dem anderen Elbufer, ſo daß ich ihm nichts anhaben konnte. Meine Truppen litten Mangel, wurden mißmuthig und verließen ihre Fahnen in großer Anzahl. Jetzt blieb mir nichts mehr übrig, als mich nach Kurſachſen zu wenden, deſſen Entwaffnung mir ohnehin vom Kaiſer aufgetragen war. Ich rückte ohne Widerſtand bis Leipzig. Die Kriſis kam immer näher.

„Seit der Eroberung Pommerns durch die Schweden waren acht Monate verfloſſen, in welchen der König Frankfurt, Landsberg und einige Städte in Meckelnburg genommen, außerdem jede entſcheidende Schlacht vermieden hatte. Gleichwohl dürfte es aber ſchwer ſeyn zu beweiſen, daß dieſer Zeitraum beſſer hätte benutzt werden können; was der König ſcheinbar verſäumte, brachte er ſpäter um ſo leichter wieder ein. Er hatte Großes im Sinne und mußte deshalb ſeine Macht vorher politiſch und militäriſch conſolidiren, was er mit ſeltener Umſicht gethan. Die Zeit iſt dabei ein wichtiges Element, denn im Kriege darf man nichts übereilen. Das Zutrauen von Völkern und Verbündeten erwirbt man ſich nur durch eine ſichere und feſte moraliſche Haltung, nicht durch glatte Worte oder glänzende Verheißungen. Durch ähnliche Mittel hatte ich mir früher Süddeutſchland unterworfen, wo ich größere Sympathien fand. Bemerkenswerth iſt noch, daß des

Dauer des Krieges überhaupt, und der Einfluß der Volksſtimmung insbeſondere. Wer die öffentliche Meinung für ſich hatte, durfte das Kühnſte wagen, er mochte angreifen oder ſich vertheidigen; dieſer Beiſtand fehlte uns aber in Norddeutſchland gänzlich.

Bald nachher traten Verhältniſſe ein, aus welchen einige neuere Kriegsverkünſtler gefolgert haben, daß unſere Operationen ganz planlos geweſen ſeyn müßten. Frankfurt und Magdeburg waren gefallen, aber der König ſowohl als ich machten rückgängige Bewegungen; Erſterer wendete ſich nach Brandenburg und Meckelnburg, ich rückte in das Heſſiſche. Wir fühlten nämlich Beide das Bedürfniß, unſeren Rücken und unſere Verbindungen zu ſichern, unſere Baſis moraliſch zu befeſtigen. In Betreff des ſchwediſchen Feldherrn hat man daran keinen Anſtoß genommen, mich ſelbſt traf aber der Tadel der Kriegsverkünſtler, welche verlangten, ich ſollte durch Meckelnburg nach Pommern marſchiren, und des Königs Verbindung bedrohen. Was wäre aber dann aus meiner eigenen Verbindung geworden? Ganz Thüringen und Heſſen befanden ſich in einer ſo aufgeregten Stimmung, daß meine Kuriere große Mühe hatten, unangefochten nach Baiern und wieder zurück zu kommen. Die Stimmung in Kurſachſen war etwas gemäßigter, immer aber ſehr bedenklicher Art. Ich verſuchte zuerſt die Heſſen zu entwaffnen, aber Landgraf Wilhelm drohte mit Gegenwehr und war gerüſtet. Inzwiſchen hatte der König den Kurfürſten von Brandenburg zu einem Bündniſſe gezwungen, Meckelnburgs Herzöge wieder eingeſetzt, und eine ſehr vortheilhafte Stellung bei Werben an der Elbe genommen; ſein moraliſcher und politiſcher Einfluß auf Norddeutſchland wurde immer größer, ſeine Baſis umfangreicher und ſolider, denn mit dem Lande gewann er auch die Herzen der Bewohner. Dieſes Geſtändniß koſtet mich viel Ueberwindung, aber ich bin es der Wahrheit ſchuldig. Die Kriegs-

sachen nur zu sagen, daß meine Generale den Kopf, die Truppen den Muth verloren hatten; auch mein Vertrauen war erschüttert. Der königliche Feldherr allein kann uns sagen, wodurch es ihm möglich wurde, so Großes zu vollbringen."

Gustav Adolph nahm hierauf das Wort und äußerte sich über seine Verhältnisse wie folgt: „Der glückliche Erfolg im Kriege entsteht jederzeit aus dem Zusammenwirken vieler Ursachen, von denen immer nur diejenigen berücksichtigt werden, welche am meisten in die Augen fallen. In der Vorbereitung zum Kriege und in der ersten Einleitung dazu liegen zwar eben so viele Bedingungen des Sieges, als in der wohl durchdachten Führung des Krieges; was aber die letztere betrifft, so muß wohl erwogen werden, mit welcher Gewalt ein Feldherr ausgerüstet ist. Ich führte den Krieg in meinem eigenen Interesse, war König auch in meinem Heere. General Tilly hingegen führte den Krieg im Auftrage zweier Fürsten, die einander mit eifersüchtigen Augen betrachteten, und konnte sich auf seine Unterfeldherren viel weniger verlassen.

„Die Stimmung in Deutschland war mir genau bekannt; ich wußte, daß sich die Gemüther in einer politischen Gährung befanden, daß man eine durchgreifende Aenderung wünschte, und sie von mir erwartete. Die Völker seufzten nach Erlösung von dem gewaltigen Drucke. Hierauf baute ich meine Plane; nur unter solchen Umständen war es möglich zum Ziele zu gelangen. Mein erstes Auftreten mußte also höchst vorsichtig seyn, es durfte die Lasten des Krieges nicht vermehren, ich mußte mit dem Lande zugleich auch die Bewohner für mich zu gewinnen trachten. Zu diesem Zwecke brachte ich starke Vorräthe von Getreide mit, welches zu geringen Preißen an die Bewohner verkauft wurde. Meine Soldaten, an gute Mannszucht gewöhnt, mußten alle Bedürfnisse baar bezahlen. Hierdurch fanden sich die Pommern

bewogen Alles aufzubieten, die kaiserlichen Truppen vertreiben zu helfen, wodurch sie doppelten Gewinn erhielten. Diesem unsichtbaren Beistande verdanke ich sehr viel, er wird aber in der Regel viel zu gering angeschlagen, weil die meisten Theoretiker das Kriegführen wie eine Aufgabe der constructiven Geometrie behandeln, und das, was den Ausschlag giebt, häufig ganz übersehen.

„Was von meiner Kriegführung gesagt worden, ist in der Hauptsache wahr, doch sind wir mit Beantwortung der aufgeworfenen Frage: ob der Angriff stärker sey als die Vertheidigung? noch nicht weit gekommen. Ganz abstrakt genommen möchte die Entscheidung zu Gunsten der Vertheidigung ausfallen. Im concreten Falle kommen aber so vielerlei wirkende Kräfte in Betracht, daß die Entscheidung große Schwierigkeiten hat. In Bezug auf die damaligen Verhältnisse muß vorerst der Zustand beider Heere erwogen werden. Die schwedischen Truppen waren abgehärteter, genügsamer, gehorsamer, beweglicher und ausdauernder als die des Kaisers. Durch Vermehrung und Verbesserung der Musketen erhielt das Fußvolk eine größere Feuerwirkung, welche durch die zahlreichen Regimentskanonen noch bedeutend erhöht wurde. Ich durfte also dem Feinde schon mit einiger Zuversicht entgegentreten. Aber meine Truppen hatten bisher nur gegen Dänen, Russen und Polen gekämpft, und die Kaiserlichen standen in dem Rufe der Unüberwindlichkeit, besonders die Kürassiere und Pikeniere. Auch General Tilly galt für unüberwindlich, denn er hatte in zehn auf einander folgenden thatenreichen Feldzügen alle seine Gegner besiegt, und war mir an Mannichfaltigkeit der Kriegserfahrung überlegen. Aus diesen Gründen fand ich es meinem Vortheile angemessener, den Angriff lieber zu erwarten, als selbst anzugreifen. Politisch und strategisch blieb ich aber in der Offensive, so lange ich es vermochte.

„Bis zur Schlacht bei Breitenfeld handelte ich nach diesen Grundsätzen, und man weiß mit welchem Erfolge. Auch bei Breitenfeld ließ ich mich angreifen, denn ich konnte in Wahrheit nichts Besseres thun, als meine 100 Kanonen unausgesetzt in die dichten Streitmassen des Gegners schießen zu lassen, dessen Feuer nur schwach und ohne erhebliche Wirkung war. Nachdem ich viele seiner Angriffe abgewiesen hatte, und seine Ordnung gebrochen sahe, ging ich selbst zum Angriff über, der nun die größte Wirkung hatte.

„Von diesem entscheidenden Tage an wurde ich kühner, meine Zuversicht theilte sich den Truppen mit, und es schien uns nichts mehr unmöglich. Dieser moralische Aufschwung bestimmte mich zu einer energischen Offensive, welche noch dazu durch bedeutenden Zuwachs an Kräften und Hilfsmitteln jeglicher Art erleichtert wurde. In den nächsten sechs Monaten überschritten wir Angesichts des Feindes den Main, den Rhein, die Donau und den Lech, eroberten viele feste Städte und unterwarfen die reichsten Provinzen, denn unser Uebergewicht war jetzt allgemein anerkannt. Man hat mich getadelt, daß ich gegen Mainz und nicht nach Wien marschirt bin; das Letztere würde leicht, aber eben deshalb auch ohne erheblichen Erfolg gewesen seyn. Von Ferdinands Halsstarrigkeit war keine Nachgiebigkeit zu erwarten, und Oestreich konnte ich doch nicht militärisch besetzen, denn ich würde dort keine Verbündeten gefunden haben. Was sollte ich also in Oestreich? Des Kaisers Macht war damals in Franken, und Tilly sein rechter Arm. Dort war meine Gegenwart dringend nothwendig, auch der Spanier wegen, die in der Rheinpfalz standen und mir leicht gefährlich werden konnten. Da aber doch etwas gegen Böhmen unternommen werden mußte, um die kaiserlichen Rüstungen zu hintertreiben, beauftragte ich den Kurfürsten von Sachsen damit, und erreichte dadurch auch einen wichtigen politischen Zweck.

„Aber mitten im Siegeslaufe lernte ich die schwache Seite der Offensive kennen, denn meine Streitkräfte wuchsen nicht in demselben Verhältnisse, wie die Ausdehnung des Kriegsschauplatzes, und ich hatte den Kulminationspunkt des Sieges bereits überschritten. Die Einnahme und Unterwerfung vieler Städte in Franken, Schwaben und Baiern brachte mir zwar große Vortheile, es fehlte mir aber eine zweite siegreiche Schlacht, wozu sich kein Gegner darbot. Hätte der Kurfürst von Baiern am Lech Stand gehalten, so würde ich sein Heer dort vielleicht vernichtet haben; aber auf Tillys klugen Rath führte er es gegen Ingolstadt zurück, und schloß sich, später in Regensburg ein.

„Während ich mich in Baiern nach allen Richtungen ausbreitete, vertrieb Wallenstein die Sachsen aus Böhmen und bedrohte die Oberpflalz. Meine Truppen waren damals am Oberrheine, in Schwaben, Franken, Thüringen und Niedersachsen vereinzelt, zählten aber mit den Verbündeten über 150,000 Mann. Ich befand mich ungefähr in derselben Lage, wie der Kaiser zur Zeit meiner Landung in Pommern, denn meine Eroberungen hatten mir Feinde zugezogen, und die Truppen waren nicht mehr von so guter Art wie sonst. Wallensteins Heeresmacht schätzte ich gering, und suchte nur die Vereinigung derselben mit den Baiern zu hindern. Da mir das nicht gelang, marschirte ich nach dem befreundeten Nürnberg, welches ich zum Centralpunkt des Widerstandes ausersehen hatte, bis meine entfernteren Corps sich mir genähert haben würden. In stark verschanzter Stellung und mit Geschütz überreich versehen, erwartete ich hier Wallensteins Angriff; die Sachen gestalteten sich aber auf eine völlig unerwartete Weise. Wäre der Herzog von Friedland heute in unserer Versammlung, so würde ich ihn ersuchen die Gründe zu entwickeln, welche ihn damals bewogen, viele Wochen lang sich unthätig mir gegenüber zu stellen, und nicht einmal die Ver-

einigung mit den ankommenden Corps zu verhindern. Er muß eine sehr hohe Meinung von der Stärke seiner Stellung gehabt haben, welche der Erfolg indeß gerechtfertigt hat. Dieser Kampf zwischen gegenseitiger Beharrlichkeit kostete uns viel, sein härteres Gemüth trug den Sieg davon, durch welchen aber nichts entschieden wurde. Vielleicht gingen seine stillen Voraussetzungen nicht alle in Erfüllung; wäre aber Pappenheim seinen Befehlen gehorsamer gewesen und schneller aus Niedersachsen aufgebrochen, so konnte ich allerdings in Nachtheil kommen.

„Eben so originell war Wallensteins plötzlicher Einfall in Kursachsen, wodurch er alle meine Plane durchkreuzte. Besser als auf diese indirekte Weise konnte Baiern nicht von den Schweden befreit werden. Aber es kommen hier weit mehr die politischen, als die geometrischen Verhältnisse in Betracht, denn wäre Sachsen z. B. eine kaiserliche Provinz gewesen, so hätte ich ihn dort stehen lassen und meine Eroberungen in Baiern, Schwaben und dem Elsaß ruhig fortgesetzt. So aber mußte ich einem bedrängten Bundesgenossen zu Hülfe eilen, zu dessen Standhaftigkeit ich kein großes Vertrauen hatte.

„Unser letztes Zusammentreffen bei Lützen liefert einen neuen Beweis, daß die Vertheidigung damals auch ohne Schanzen gute Dienste leistete; und es ist gar sehr die Frage, ob die Kaiserlichen dort geschlagen worden wären, wenn ich und Pappenheim nicht getödtet wurden. Alle meine Angriffe scheiterten an der Standhaftigkeit der Kaiserlichen, und ich hätte sie am Ende vielleicht eingestellt, wie bei Nürnberg. Die Fortschritte, welche die Schweden nach meinem Falle machten, würden ohne Pappenheims Fall den Sieg schwerlich entschieden haben.

„So hängt der Erfolg im Kriege stets mehr von der Persönlichkeit der Handelnden, als von dem Einflusse formeller und materieller Zustände ab, und das Geheimniß des Sieges liegt

hauptsächlich in der Kraft des Willens. Dieselbe Bewandniß hat es auch mit Angriff und Vertheidigung. Hält sich der eine Theil für unwiderstehlich, der andere für unüberwindlich, so müssen Beide sich aufreiben, wenn sie von gleicher Hartnäckigkeit und nicht sehr ungleichen Kräften sind. Die moralischen Kräfte sind aber in der Regel ungleicher als die physischen; die stärkere Willenskraft wird dann entscheiden.

„Unsere Diskussion soll hiermit noch nicht geschlossen seyn, für heute wollen wir aber die Sitzung aufheben."

Du wirst in diesen Verhandlungen viele meiner Grundsätze wiederfinden, mein Freund, aber auch eine Widerlegung fremder Lehrsätze. Kämen jene Worte aus dem Munde lobhudelnder oder gallsüchtiger Rezensenten, so würde darauf kein Werth zu legen seyn. Es waren aber Feldherren von anerkannter Meisterschaft, welche im Rückblick auf ihre Thaten und die ihrer Gegner so urtheilten, und dadurch erhalten diese Aeußerungen eine höhere Bedeutung. Was aber die erhobene Streitfrage betrifft, so scheint es, daß ihre Beantwortung höchst schwierig ist, und in verschiedenen Kriegsperioden auch verschieden ausfallen dürfte. Es wird hier nicht an Veranlassung fehlen, die Diskussion wieder aufzunehmen, und die Richtigkeit des aufgestellten Lehrsatzes an anderen kriegerischen Ereignissen zu erproben. Für dieses Mal sey es aber genug, und Du kannst wenigstens aus dem Gange der mitgetheilten Verhandlung entnehmen, daß selbst die erfahrensten Feldherren nicht so vorschnell im Urtheil sind als Mancher unserer theoretischen Strategen.

Vierter Brief.

Olymp, den 18. April 1833.

Empfang bei Napoleon; Bemerkung über sein Kriegssystem. Napoleons Verdienste um Preußens Wiedergeburt; politischer Rath für die Zukunft. Die französische Propaganda. Große Cavalcade im Olymp zu Ehren Seydlitzens. Der historische Reitstall des Mars. Münchhausen als Vorreiter. Minerva holt die Gesellschaft auf einem Kriegsdampfwagen ein, Beschreibung desselben; Eindruck, den dieses Kunstwerk auf Münchhausen macht.

Mit den mir auferlegten Besuchen bin ich nun zu Ende. Der Empfang war verschieden, je nachdem ich die Herren gelobt oder getadelt hatte. Zu belehrenden Unterhaltungen kam es aber nicht, man ging entweder absichtlich nicht darauf ein, oder behielt sich die Erläuterungen für künftige Besuche vor. Nur **Napoleon** machte eine Ausnahme, und äußerte sich umständlich über seine letzten drei Feldzüge. Er nannte Scharnhorst und Blücher seine gefährlichsten Gegner in jenem Kampfe, und setzte lächelnd hinzu, indem er mich beim Ohrläppchen faßte, „Sie hätten mir durch Enthüllung meiner strategischen und taktischen Geheimnisse großen Schaden zufügen können, wären dieselben von Ihnen früher verrathen worden. Den gelehrten Formenmenschen da unten war meine Kriegführung völlig unbegreiflich, denn sie zeichnete sich durch nichts weniger aus, als durch künstliche Formen. Alles war höchst einfach darin. Mein Geheimniß bestand vornehmlich in der besseren Oekonomie mit Zeit und Kräften, ein Gegenstand, der gar nicht ins Auge fällt und doch von entscheidender Wichtigkeit ist; Sie sind der erste Theoretiker gewesen, der die Leute darauf aufmerksam gemacht hat. Ich kam zur rechten Zeit auf den entscheidenden Punkt, und siegte im entscheidenden Momente durch meine Uebermacht. In

hauptsächlich in der Kraft des Willens. Dieselbe Bewandniß hat es auch mit Angriff und Vertheidigung. Hält sich der eine Theil für unwiderstehlich, der andere für unüberwindlich, so müssen Beide sich aufreiben, wenn sie von gleicher Hartnäckigkeit und nicht sehr ungleichen Kräften sind. Die moralischen Kräfte sind aber in der Regel ungleicher als die physischen; die stärkere Willenskraft wird dann entscheiden.

„Unsere Diskussion soll hiermit noch nicht geschlossen seyn, für heute wollen wir aber die Sitzung aufheben."

Du wirst in diesen Verhandlungen viele meiner Grundsätze wiederfinden, mein Freund, aber auch eine Widerlegung fremder Lehrsätze. Kämen jene Worte aus dem Munde lobhudelnder oder gallsüchtiger Rezensenten, so würde darauf kein Werth zu legen seyn. Es waren aber Feldherren von anerkannter Meisterschaft, welche im Rückblick auf ihre Thaten und die ihrer Gegner so urtheilten, und dadurch erhalten diese Aeußerungen eine höhere Bedeutung. Was aber die erhobene Streitfrage betrifft, so scheint es, daß ihre Beantwortung höchst schwierig ist, und in verschiedenen Kriegsperioden auch verschieden ausfallen dürfte. Es wird hier nicht an Veranlassung fehlen, die Diskussion wieder aufzunehmen, und die Richtigkeit des aufgestellten Lehrsatzes an anderen kriegerischen Ereignissen zu erproben. Für dieses Mal sey es aber genug, und Du kannst wenigstens aus dem Gange der mitgetheilten Verhandlung entnehmen, daß selbst die erfahrensten Feldherren nicht so vorschnell im Urtheil sind als Mancher unserer theoretischen Strategen.

---

wie ein Phönix aus der Asche. Preußen hat den großen Männern aus seiner Mitte Standbilder gesetzt, um ihr Andenken zu ehren, wie sich das von der Dankbarkeit gegen sie erwarten ließe. Mein Bild hingegen ward verbannt, und doch seyd Ihr mir den größten Dank schuldig."

Der Kaiser schwieg; in seinem Innern schien eine große Bewegung vorzugehen, er ging einige Male im Salon mit raschem Schritte auf und nieder, und trat dann wieder auf mich zu. „Das Continentalsystem und der Rheinbund sind für Deutschland zwei wichtige Lehren gewesen. Ahmet das erstere nach, und laßt Euch nie wieder zu partiellen Bündnissen mit benachbarten Großmächten verleiten; diesen Rath glaube ich Euch schuldig zu seyn, denn Ihr Deutsche seyd ein gutmüthiges Volk, dem ich auch zu manchem Danke verpflichtet bin." — „Doch ich vergesse," setzte Napoleon nach einer Pause hinzu, „daß wir Beide da unten nichts mehr zu schaffen haben. Aber unser Geist möge die Menschen umschweben, und ihnen im Traume zuflüstern, was zu ihrem Heile dient."

Das Gespräch ging dann auf Frankreichs Zustände über, die Napoleon beklagenswerth fand, weil das Vertrauen zur Regierung zu schwach sey. Die Propaganda nannte er eine Gesellschaft halb aus Narren, halb aus Teufeln gebildet. „Zwangsjacken, Kartätschen und deutsche Hiebe sind die besten Mittel, diese Bande unschädlich zu machen."

Napoleon hat jetzt etwas Resignirtes und Schwärmerisches in seinem Wesen, das ihn höchst liebenswürdig macht, doch lebt er sehr zurückgezogen und sieht nur seine Getreuen bei sich. Merkur vertraute mir, daß er noch nicht alle Rechte und Freiheiten der Bewohner des Olymp genieße, weil seine Asche erst aus dem englischen Bann erlöst werden müsse. Jupiter soll auf ihn, als den größten Donnergott des Erdballs, eifersüchtig seyn, und ihm man-

ſtrategiſcher Beziehung haben das andere Feldherrn zuweilen auch gethan, die Oekonomiſirung mit den Kräften in meinen großen Entſcheidungsſchlachten, durch welche ich ganze Königreiche mit einem Schlage zertrümmerte, iſt mir aber eigenthümlich, und von dem Nutzen ſtarker Reſerven hatte vor mir kein Menſch eine Ahnung."

Auf Napoleons Frage: wie man in Preußen jetzt über ihn urtheile? konnte ich nur erwiedern, daß man ſeinem Feldherrntalente die höchſte Anerkennung zolle, daß aber der alte Groll noch nicht erloſchen ſey. „Auch jetzt noch nicht?" fiel mir der Kaiſer verwundert ins Wort; „ich dächte doch man ſollte endlich einſehen, daß Preußen ſeine Wiedergeburt nur mir verdankt. Hochmuth und Eigendünkel hatten Euch umnebelt, Ihr träumtet von den Siegen des vorigen Jahrhunderts und vergaßet darüber Gegenwart und Zukunft. Als ich die Preußen bei Jena geſchlagen und bis in die äußerſten Winkel ihres Landes getrieben hatte, verloren ſie den Kopf und ließen ſich die härteſten Demüthigungen gefallen. Nur wenige von Euch wurden durch die Ereigniſſe nicht ganz niedergebeugt, und ſannen auf Mittel, das Land von dem Drucke meiner Herrſchaft zu befreien. Der ſogenannte Tugendbund und die anderen kleinen Vereine waren nur zu dieſem Zwecke gebildet. Aber ohne die ſtrenge Züchtigung, die Euch damals von mir und meinen Marſchällen widerfuhr, würdet Ihr aus eurer Lethargie nicht erwacht ſeyn. Das Unglück, welches über einzelne Menſchen oder ganze Völker zuweilen hereinbricht, wird für ſie immer zum Glück, ſobald ſie nicht den Muth verlieren. Es iſt, als würde ihre Thatkraft nur in einen engeren Raum zuſammengedrängt, um ſich, einer Spiralfeder gleich, mit deſto größerer Spannkraft zu entwickeln, ſobald der Druck ſchwächer wird oder ganz aufhört. Ohne jene Kataſtrophe wäre Preußen verknöchert und abgeſtorben, hätte alle politiſche Bedeutung verloren; durch dieſelbe erwachte es zu einem neuen Leben, erſtand

wie ein Phönix aus der Asche. Preußen hat den großen Männern aus seiner Mitte Standbilder gesetzt, um ihr Andenken zu ehren, wie sich das von der Dankbarkeit gegen sie erwarten ließe. Mein Bild hingegen ward verbannt, und doch seyd Ihr mir den größten Dank schuldig."

Der Kaiser schwieg; in seinem Innern schien eine große Bewegung vorzugehen, er ging einige Male im Salon mit raschem Schritte auf und nieder, und trat dann wieder auf mich zu. „Das Continentalsystem und der Rheinbund sind für Deutschland zwei wichtige Lehren gewesen. Ahmet das erstere nach, und laßt Euch nie wieder zu partiellen Bündnissen mit benachbarten Großmächten verleiten; diesen Rath glaube ich Euch schuldig zu seyn, denn Ihr Deutsche seyd ein gutmüthiges Volk, dem ich auch zu manchem Danke verpflichtet bin." — „Doch ich vergesse," setzte Napoleon nach einer Pause hinzu, „daß wir Beide da unten nichts mehr zu schaffen haben. Aber unser Geist möge die Menschen umschweben, und ihnen im Traume zuflüstern, was zu ihrem Heile dient."

Das Gespräch ging dann auf Frankreichs Zustände über, die Napoleon beklagenswerth fand, weil das Vertrauen zur Regierung zu schwach sey. Die Propaganda nannte er eine Gesellschaft halb aus Narren, halb aus Teufeln gebildet. „Zwangsjacken, Kartätschen und deutsche Hiebe sind die besten Mittel, diese Bande unschädlich zu machen."

Napoleon hat jetzt etwas Resignirtes und Schwärmerisches in seinem Wesen, das ihn höchst liebenswürdig macht, doch lebt er sehr zurückgezogen und sieht nur seine Getreuen bei sich. Merkur vertraute mir, daß er noch nicht alle Rechte und Freiheiten der Bewohner des Olymp genieße, weil seine Asche erst aus dem englischen Bann erlöst werden müsse. Jupiter soll auf ihn, als den größten Donnergott des Erdballs, eifersüchtig seyn, und ihm man-

cherlei Beschränkungen auferlegen, obschon Minerva und ihre Geschwister stark dagegen geeifert haben.

Da fällt mir eben ein, daß ich vor wenig Tagen einer großen Cavalcade beigewohnt habe, welche Mars zu Ehren Seydlitzens anstellte. Eigentlich waren nur die Reitergenerale der beiden letzten Jahrhunderte dazu geladen, doch durfte Jeder noch einen guten Freund mit bringen, und so ward auch mir durch des edlen Zietens Einladung die Theilnahme an dieser olympischen Lustbarkeit gestattet.

Mars ging als Maltheserritter, Bellona hatte sich à l'anglaise gekleidet und das Schlangenhaar à l'enfant frisiren lassen; ein weißer Kastorhut mit grünem Gazeschleier vollendete den Reitanzug. Das Ende ihrer Reitpeitsche bildete ein kleines Flämmchen, welches bei jeder Bewegung Funken sprühte. Sie ritt einen pechschwarzen Rappen mit wild flatternder Mähne und feurigen Augen, Bucephalus genannt, derselbe, welcher den macedonischen Alexander einst durch den Granicus trug. Für Seydlitz war das edle Pferd bestimmt, mit welchem sich der römische Consul Decius Mus freiwillig in den Abgrund stürzte, um den Zorn der Götter durch seinen Opfertod zu besänftigen; es war ein schönes Berberroß, wie man sie heut zu Tage nicht mehr sieht, und Mars hatte durch die Wahl desselben Seydlitzens heldenmüthige Todesverachtung in der Schlacht bei Zorndorf ehren wollen. Mars hingegen bestieg den kastanienbraunen thessalischen Hengst, den Xenophon in der Schlacht bei Cunaxa und auf seinem berühmten Rückzuge geritten. Sein Marstall gleicht überhaupt einem historischen Museum, denn er enthält nur berühmte Pferde von berühmten Feldherren und besonders kühnen Reitern, welchen hier die sorgsamste Pflege zu Theil wird.

Du kannst hieraus abnehmen, wir brillant wir Alle beritten waren, und ich bedaure nur, daß ich Dir die Geschichte aller

dieser Pferde, welche selbst nach Jahrtausenden die ganze Schönheit und das Feuer ihrer Jugend beibehalten, nicht mittheilen kann. Mir war Karl des Zwölften sogenannter „Brandklepper" vorgeführt worden, ein capitales Pferd von angenehmen Gängen. Der König selbst ritt Gustav Adolphs Schimmel, auf welchem dieser in der Schlacht bei Lützen erschossen wurde, und der letztgenannte Schwedenkönig hatte Pappenheims Fuchshengst bestiegen, der bei Prag seinen kühnen Reiter mitten in den Lanzenwald der Pikeniere des Grafen Schlick trug, hier aber sich verblutete. Derfflinger ritt des großen Kurfürsten Schäcken von Fehrbellin. General Werth saß auf dem langen Molwitzer Schimmel Friedrich des Großen. Baner und Gesler hatten gegenseitig mit den Pferden gewechselt, die sie bei Wittstock und Hohenfriedberg geritten. Torstenson ritt das Leibpferd Herzog Bernhards, Zieten ritt Türennens Schäcken, auf dem dieser bei Saßbach getödtet ward, und der Herzog Christian von Braunschweig bestieg Tillys dänischen Grauschimmel. Viele Theilnehmer an dieser Cavalcade zogen es vor, ihre eigenen Pferde zu reiten, alle aber erschienen in ihrer ehemaligen Tracht. Man erblickte also ganz und halb Geharnischte, kahle Schwedenköpfe, Allongeperücken, Haarbeutel und Zöpfe, ein seltsames Gemisch von Kopfverzierungen.

Den Vorreiter machte Münchhausen, dessen Gesellschaft Seydlitz sich erbeten hatte. Jener ritt das berühmte Pferd, welches beim Sprunge durch ein Gewächshaus Vorder- und Hintertheil verloren haben, und dennoch auf dem Rumpf fortgallopirt seyn soll. Er hatte eine kleine Steeple-chase vorgeschlagen, um Gelegenheit zu bekommen, der Gesellschaft seine Kunststücke zu zeigen, doch befahl ihm Bellona auf der olympischen Straße zu bleiben, weil mehrere Damen zu Wagen nachfolgen wollten.

Wir setzten uns gleich von der Stelle aus in Gallop, denn

andere Gänge werden hier nicht geritten, und unterhielten uns sehr angenehm. Ich schloß mich vorzugsweise den Schweden und meinen Landsleuten an, und ließ die Franzosen für sich allein schwatzen. Baner lenkte das Gespräch auf die letzte akademische Sitzung und äußerte, daß er mit den Ansichten der Redner über die Vorzüge der Defensive nicht recht einverstanden sey, doch habe er sich der Theilnahme an jener Diskussion enthalten wollen. Nächstens werde er aber eine Versammlung von Generalen veranstalten, um die Sache neuerdings zur Sprache zu bringen, und mich dazu einladen, was ich dankbar annahm.

Nachdem wir einige Stunden geritten waren, wurde auf einer blumenreichen von tausendjährigen Eichen beschatteten Wiese Halt gemacht, abgesessen und gelagert. Die Luft war schwül und der Thermometer zeigte im Schatten 24 Grad nach Reaumur. Ich sehnte mich nach einiger Erfrischung, doch kaum war dieser Wunsch in mir laut geworden, so standen auch allerhand kühlende Leckereien in kristallnen Schalen auf netten Alabastertischen vor mir im Grase; ein bequemer Armsessel stellte sich von selbst daneben, und lud mich durch eine verborgene Flötenuhr freundlich zum Sitzen ein. So wird man im Olymp bedient, wenn man sich der Gnade der Götter und Göttinnen erfreut. — Ich fragte Merkur, der überall das Fac totum ist und auf dem wirklichen Pegasus hergeritten war, was man hier wohl beginnen werde, da die Gesellschaft noch Jemand zu erwarten schien; aber der Götterbote deutete statt aller Antwort auf eine lichte Dampfwolke, die sich mit großer Schnelligkeit uns näherte, und verschwand unter der Menge.

Diese luftige Erscheinung fesselte bald meine ganze Aufmerksamkeit. Es war keine gewöhnliche Reisewolke, deren die Götter erster und zweiter Klasse der olympischen Rangordnung vorzugsweise sich zu bedienen pflegen, sondern eine ganz unbeschreib-

lich seltsame Wolke, die in ihrem Innern etwas Großartiges geheimnißvoll verbergen zu wollen schien. Als die Wolke näher kam, mäßigte sich die Schnelligkeit ihrer Bewegung, wir vernahmen sehr harmonische Trompetentöne, und zuletzt ganz deutlich den Krönungsmarsch aus dem Oberon. Sobald der Marsch zu Ende war, stand die Wolke still, verwandelte sich plötzlich in einen niedlichen Regenbogen, in dessen sanfter Wölbung Minerva erschien, auf dem Siegeswagen stehend, ganz so wie er auf dem Brandenburger Thore in Berlin zu sehen ist. Die Kriegsgöttin wurde von der ganzen Gesellschaft mit lautem Jubel empfangen, und Seydlitz hatte die Ehre, beim Aussteigen ihr die Hand reichen zu dürfen.

Während die Göttin sich unter die Gesellschaft mischte und sich nachlässig auf eine Ottomane warf, führte mich Merkur an den Wagen und sagte zu mir: „Das ist ein Meisterstück des Aeolus, das er nur mit Hülfe Vulkans in dieser Vollkommenheit zu Stande gebracht hat. Es ist ein Kriegs- und Friedenswagen zu gleicher Zeit, von der künstlichsten Konstruktion, das Sinnbild des bewaffneten Friedens. Die Pferde haben Dampfmaschinen im Leibe, verdichtete Luft ist die bewegende Kraft, und die Schnelligkeit beträgt 50 englische Meilen in der Stunde. Als Friedenswagen vertritt er die Stelle eines Remorqueurs, und Minerva hatte auch die Absicht, die Damen der olympischen Vorhallen auf diese Weise hierher zu kutschiren, da man auf unseren macadamisirten Straßen mit solchen Wagen eben so schnell fahren kann, wie auf den englischen Eisenbahnen. Diana, welche die hohe, mittle und niedere Jagd im Olymp zum Erblehn hat, besorgte aber, daß ihre Hirsche, Rehe und Hasen, durch die ungewöhnliche Erscheinung erschreckt, in entferntere Reviere wechseln würden; Ceres fürchtete, daß die Wagen von der Straße abkommen und durch ihre Maisfelder gehen möchten; die geladenen Damen selbst waren wegen ihrer Toupés und Chignons in

Sorge, und mochten sich der Gesellschaft nicht in derangirtem Kopfputze zeigen. So unterblieb denn die projektirte Fahrt, und Minerva kam allein.

„Als Kriegswagen ist das Ding wahrhaft furchterregend. Will man den Feind blos von der Stelle vertreiben, so tritt aus der Brust der Pferde, mittelst eines Federdrucks, eine Reihe Spieße heraus, und die äußeren Flanken der beiden auf der Wildbahn gehenden Pferde werden mit sichelartigen Waffen garnirt. Soll aber der Feind durch einen Kugelregen niedergeschmettert werden, dann springen die Pferde hinter den Wagen, es öffnet sich am vorderen Rundtheile desselben eine verdeckte Batterie à la Fieschi von zehn Reihen Dampf-Flintenläufen, wovon jeder in einer Minute 60 Kugeln auf 500 Schritte mit großer Gewalt forttreibt. Im Hintertheile ist sogar eine Batterie congrevischer Racketen angebracht. Außerdem können dem Remorqueur noch 20 Wagen mit 2000 gerüsteten Streitern angehängt werden, ohne die Schnelligkeit der Bewegung sehr zu beeinträchtigen. Hätte man einen solchen Wagenapparat auf der Erde, der Krieg würde bald eine ganz andere Gestalt annehmen. — Auch die kleinen aufrecht stehenden Orgelpfeifen sind nicht zu übersehen; sie werden durch eine verborgene Claviatur in Thätigkeit gesetzt, und spielen Märsche, Tänze, Kriegs- und Friedenslieder, wie man es gerade haben will."

Ich war noch ganz im sinnigen Anschauen vertieft, als mich Jemand auf die Sporen trat, und unsanft auf die Seite drängte. Unwillig wende ich mich gegen den Dränger und erblicke in ihm Münchhausen, der mit weit aufgerissenen Augen, offenem Munde und gespitzten Ohren das mechanische Wunderwerk anstaunte. Sein ganzes Muskelsystem befand sich in so großer Anspannung, daß man die Anatomie an seinem Reitrocke hätte studieren können. Ganz besonders zogen ihn die Dampfrosse an. Der Baron

war in höchster Extase, und ich wollte ihm schon ein Glas Zuckerwasser reichen lassen, als er plötzlich wieder zur Besinnung kam und wie toll fortrannte. Er suchte Seydlitz, und nachdem er ihn gefunden, schrie er nach Austern und Champagner. „Seydlitz," redete er den Erstaunten an, „Du mußt einige Monate Urlaub nehmen und mit nach Tenare kommen, um meinen physikalischen Experimenten beizuwohnen, und mit gutem Rathe mir zur Hand zu gehen. Es hat Dich lange gewurmt, daß die Reiterei das Fußvolk nicht mehr wie zu Deiner Zeit haufenweise niederreiten und den Sieg entscheiden kann; wenn man die Kerls nun auch noch auf die Dampfwagen setzt, so ist ihnen zu Pferde gar nicht mehr beizukommen. Aber das soll bald anders werden, ich trage eine herrliche Idee im Kopfe herum, und Du mußt das holde Kind zur Welt bringen helfen. Entschuldige mich bei der Gesellschaft, die den Heimweg wohl ohne mich finden wird, und komme bald nach." Er stürzte eine Flasche Champagner hinunter, füllte seine Taschen mit Austern und verschwand.

Ueber die näheren Verhältnisse des Barons muß ich Dir im Vertrauen sagen, daß er seiner Lügenhaftigkeit wegen in der zehnten Vorhalle von Tenare so lange wohnen muß, bis er jede seiner Lügen ein tausend Mal in gothischer Schrift mit ellenhohen Buchstaben sauber abgeschrieben, und eben so viele Male darunter geschrieben hat: „Ist Alles nit wahr." Merkur hat berechnet, daß er dazu noch ein volles Jahrhundert brauchen dürfte. Sobald er diese Strafe verbüßt hat, kommt er in die neunte Vorhalle und rückt so nach Verhältniß des Läuterungsprozesses weiter hinauf. Bis zum Bewohner des Olymps wird er es aber niemals bringen; doch erhält er zuweilen Einladungen dahin, denn er ist ein angenehmer Erzähler, und der zeitweilige Genuß olympischer Vergnügungen soll zugleich die Strafe der regelmäßigen Ausschließung davon etwas steigern. Es verhält sich also

mit Münchhauſen, wie mit manchem anderen Subjekte von zweideutigem Charakter, das in der haute volée Zutritt hat: man duldet ihn ſeiner geſelligen Eigenſchaften wegen. Ueberdies verſichert mir Seydlitz, dem ich über das trauliche „Du" meine Verwunderung nicht bergen konnte, daß der Baron ſich ſehr gebeſſert habe.

Unſer Aufenthalt in den olympiſchen Prairien währte nur kurze Zeit, da Jupiter vor der Mittagstafel noch eine geheime Rathsverſammlung halten wollte, zu welcher Mars und Minerva beſchieden waren. Vielleicht erfahren wir bald, was darin beſchloſſen worden iſt.

Fünfter Brief.

Olymp, den 8. September 1834.

Zeitungswesen im Olymp. Versammlung von Reitergeneralen aus dem 30jährigen Kriege. Neue Diskussion über den Werth der Offensive; Rückblick auf einige Operationen und Schlachten aus jener Zeit, und auf die Haupturſachen großer Erfolge.

Die Conferenzen haben seit meinem letzten Briefe kein Ende genommen, und noch jetzt ist hier Alles in großer geheimnißvoller Bewegung. Es muß etwas Wichtiges im Rathe der Götter beschlossen worden seyn, man erfährt aber nichts davon, denn die olympische Hof- und Staatszeitung beschäftigt sich ausschließlich mit gleichgültigen Dingen, und erzählt höchstens einige interessante Göttergeschichten, damit die Abonnenten nicht ganz abspringen. Merkur hat zwar die Concession zur Herausgabe eines olympischen Beobachters erhalten, aber auch — wie er mir selbst vertraute — das feierliche Versprechen ablegen müssen, Nichts darin aufzunehmen, was einzelne Götter compromittiren könnte; wir sind also um Nichts gebessert. Bei so bewandten Umständen bleibt mir nur übrig Dir zu erzählen, was in der erwähnten Versammlung der Generale besprochen worden ist, welche der Feldmarschall Baner ehegestern veranstaltete, um den Werth der Offensive noch einmal zu beleuchten.

Es hatten sich dazu folgende Herren eingefunden. Die Herzöge Bernhard von Weimar, Christian von Braunschweig, Georg von Lüneburg, die Feldmarschälle Torstenson, Aldringen, Pappenheim, Derfflinger, die Generale Mansfeld, Werth, Götz und Königsmark. Der Herzog von Friedland kam erst später in die Versammlung, nahm aber lebhaften Antheil an der Debatte.

Ich war etwas verwundert, keinen General aus dem spanischen Erbfolgekriege und aus Friedrichs Kriegsperiode zu sehen; der alte Derfflinger gab mir aber zu verstehen, daß es nicht gut sey, dergleichen Streitfragen Männern zur Beantwortung vorzulegen, welche ihre Erfahrungen in ganz verschiedenen Kriegen oder Zeiträumen gesammelt hätten, weil die Einrichtungen der Heere, ja selbst die herrschenden Ansichten und Gebräuche in denselben, auf die Kriegführungsart zu großen Einfluß übe, als daß man nicht besondere Rücksicht darauf nehmen müsse. Wir müssen also die Sache vorläufig unter uns Zeitgenossen ausmachen, sonst kommen wir nicht ins Reine. Andere Generale können darüber anders urtheilen, und doch auch Recht haben, aber freilich nur in Beziehung auf ihre Zeit."

Die Gesellschaft wurde jetzt eingeladen, in den anstoßenden Salon zu treten, wo der Feldmarschall Baner mir einen Platz zu seiner Linken anwies, und die Verhandlung mit einer kurzen Einleitung eröffnete. Damit Du aber dem Gange derselben besser folgen kannst, will ich die Herren selbst reden lassen.

Baner. „In einer früheren akademischen Sitzung ist nicht undeutlich zu verstehen gegeben worden, daß die Vertheidigung die stärkere Form des Krieges sey, und man hat dem nur schwach widersprochen. Heute erlaube ich mir diese Frage aufs Neue zur Diskussion zu bringen. Jeder der anwesenden Herren hat sich vorzugsweise als Anführer großer Reiterschaaren ausgezeichnet. Die Reiterei sucht ihre Stärke stets im Angriffe, und verfährt selbst in der Vertheidigung nicht viel anders als beim Angriffe; ihre Siege müssen mit Schnelligkeit errungen werden, die Vertheidigung strebt aber meist nach Zeitgewinn, und sucht die Sache in die Länge zu ziehen. Lassen wir also die Vertheidigung als die stärkere Form des Krieges gelten, so gestehen wir stillschweigend ein, daß die Reiterei einen untergeordneten

Werth habe. Dieser Gegenstand berührt uns demnach sehr nahe, und wir müssen aus dem reichen Schatze unserer Erfahrungen zu beweisen suchen: daß der Angriff die stärkere Form, und die Reiterei die entscheidende Waffe sey."

Herzog **Bernhard.** „Es sind heute gerade 200 Jahre, als ich die Schlacht bei Nördlingen verlor, mit ihr mein neues Herzogthum Franken, und die Hoffnung, jemals wieder beim schwedisch-deutschen Bunde zu Ansehen und Würden zu gelangen. Dieser Bund verlor in Folge meiner Niederlage zwei mächtige Stützen, Sachsen und Brandenburg, und ich mußte mich bald nachher den Franzosen in die Arme werfen, oder meiner Feldherrnlaufbahn Valet sagen. Jene verhängnißvolle Schlacht, eine der entscheidendsten seit Gustav Adolphs Tode, verlor ich nur, weil ich den Angriff für stärker hielt als die Vertheidigung. Mein verständiger College, der Feldmarschall Horn, war ganz dagegen; er verlangte: wir sollten die Verbindung mit dem nur schwach eingeschlossenen Nördlingen herstellen, eine Flanke daran stützen, und den Angriff erwarten. Aber ich ging in seine Ansichten nicht ein, zog sie im Kriegsrathe sogar etwas in's Lächerliche, gewann dadurch die Stimmen der übrigen Generale, und machte mein ganzes fürstliches Ansehen geltend, damit der Angriff beschlossen werde. — Der wackere Horn, welcher der eigentliche Befehlshaber unseres Heeres war, ließ sich nicht überreden, gab aber nach, weil er der öffentlichen Meinung nicht entgegentreten wollte, und als erfahrner General sehr richtig urtheilte: daß man von einer gemißbilligten Vertheidigung sich keinen glücklichen Erfolg versprechen dürfe.

„Wir griffen also den Feind an, dessen Stärke wir nicht genau übersehen konnten, machten zwar einige Fortschritte, eroberten sogar seine Geschütze, stießen aber beim weiteren Vordringen immer auf größeren Widerstand und wurden geschlagen. Der

Feldmarschall gerieth in Gefangenschaft, und ich entging derselben nur durch ein Wunder. Seit jenem Tage urtheilte ich anders über Angriff und Vertheidigung, ich schätzte die letztere nicht mehr so gering, und den ersteren nicht mehr so hoch. Die Eroberung des Elsaß und Hochburgund, die Angriffsschlachten, welche ich in den folgenden drei Feldzügen gewann, haben bewiesen, daß mein Vertrauen zum Angriffe deshalb nicht erschüttert worden ist. Ich fand es aber doch mehrmals meinem Vortheil angemessener, mich auf die Vertheidigung zu beschränken, und würde ohne dieses abwechselnde Verfahren den Entsatz von Breisach nicht gehindert, das Elsaß nicht erobert, noch weniger behauptet haben."

Werth. „Bei den letzteren Ereignissen bin ich stark betheiligt, weshalb man mir auch Gehör schenken wolle. Doch muß ich die hochachtbaren Herren um Nachsicht bitten, wenn ich meine Worte nicht so zierlich setze, wie der edele Herzog; ich bin ein einfacher Reitersmann, und verstehe mich besser darauf, den gordischen Knoten zu durchhauen, als ihn zu lösen.

„Als der edele Herzog Bernhard im Sommer **1637** Anstalten machte, aus dem Elsaß hervorzubrechen, um das Vordringen des Feldmarschall Baner an der Elbe zu erleichtern, und am Ende wohl gar mit ihm an der Donau wieder zusammen zu treffen, und das alte Spiel zu wiederholen, das ich so oft gestört hatte — da schickte der Kaiser mich an den Rhein, um solch Unheil zu verhüten. Ich war nur erst aus Frankreich zurück, wo ich den Parisern ein wenig an den Puls gegriffen und ihn sehr schwach gefunden hatte. Das war ein Reiterzug, meine Herren, der über den Werth der Offensive ganz allein absprechen könnte! Ganz Paris kam auf die Beine, aber nicht etwa um mich aus der Nachbarschaft zu vertreiben, das wagten die Leutchen nicht, ja die grands seigneurs wirkten sich sogar Schutzbriefe

für ihre Luſtſchlöſſer bei mir aus — ſondern um nach Orleans zu flüchten, weil man nur hinter der Loire vor mir ſicher zu ſeyn glaubte. Hätte der Cardinal-Infant ſich nicht ſo lange vor Corbie aufgehalten, und wäre er mir auf dem Fuße gefolgt, ich glaube Ludwig XIII. hätte uns die Schlüſſel der guten Stadt Paris ſelbſt überreichen müſſen! Aber ich wollte eigentlich nicht von dieſem Reiterzuge ſprechen, und muß wieder an den Rhein zurück.

„Mein kaiſerlicher Herr befahl mir alſo, dem edeln Herzog Bernhard entgegen zu treten, welcher bei Rheinau und Wittenweiher ein weitläuftiges Schanzenwerk auf beiden Ufern und mehrern Inſeln des Rheines hatte errichten laſſen. Breiſach war damals noch nicht belagert, ich zog alſo einen Theil der Beſatzung an mich, da ich nur etwa 2000 Reiter mitgebracht hatte, wurde ſpäter noch durch den Herzog Savelli verſtärkt, und habe durch wiederholte Angriffe im Auguſt und September die weiteren Fortſchritte der Weimeraner und Franzoſen nicht nur gehindert, ſondern ihnen im November auch alle Schanzwerke genommen, ſie aus dem verfluchten Waſſerloche vertrieben, und dem ganzen Spaße ein Ende gemacht. Hätten wir irgendwo eine Vertheidigungsſtellung genommen, ſtatt den Gegner anzugreifen, wir würden nimmer zum Ziele gelangt, wahrſcheinlich aber geſchlagen worden ſeyn.“

Herzog **Bernhard.** „Ihr damaliges Verfahren gegen mich, mein tapferer General, war den Umſtänden vollkommen angemeſſen, und ich laſſe Ihrem militäriſchen Scharfblicke und der Tapferkeit Ihrer Reiter, welche mehrmals die Schanzen zu Fuß angriffen, und im Innern derſelben meine Musketiere und Konſtabler niederſäbelten, volle Gerechtigkeit widerfahren. Kein anderer General des Kaiſers würde im Stande geweſen ſeyn, meinen Einfall in Schwaben zu hindern, denn nur Ihrem bis an Verwegenheit grenzenden Muthe und Ihrer ſeltenen Beharrlich-

keit haben meine Truppen endlich unterlegen. Aber Sie überſehen dabei, Herr General, daß ich es eigentlich war, der ſich ſtrategiſch — wie wir jetzt der Kürze wegen ſagen — in der Offenſive befand, denn ich wollte ja aus dem Elſaß nach Schwaben und Baiern vordringen, und daß Sie, trotz Ihrer wiederholten Angriffe, dieſe Länder doch nur gegen mich vertheidigen wollten. Sie haben alſo damals bewieſen, daß eine geſchickte und thätige Vertheidigung beſſere Dienſte leiſte als der Angriff, wenn er nicht durch beſondere Verhältniſſe begünſtigt wird, wie Ihr berühmter Marſch nach Paris. Hatten Sie mir nicht durch ein ähnliches Verfahren auch den Sieg bei Nördlingen entriſſen? Zwar befand ſich dort der König von Ungarn ſtrategiſch in der Offenſive, er lieferte mir aber eine Defenſivſchlacht, und es war insbeſondere Ihr Reiterflügel, der mich ins Unglück brachte, weil Sie kluger Weiſe anfangs ſehr unthätig blieben, mich ſicher machten, mich dadurch verleiteten meinen linken Flügel zu ſchwächen, um den ſiegreichen rechten Flügel zu verſtärken, dann aber mit Ungeſtüm über den geſchwächten Flügel herfielen, und auch den ſiegreichen dadurch zum Stehen brachten. Wenn der Vertheidiger, wie Sie, hübſch hinter dem Berge hält, ſich nicht in die Karte ſehen läßt, durch leicht hingeworfene Trümpfe den Gegner zu gewagtem Spiele verleitet, und ſeine Matadoren in der Hand behält, bis der Augenblick gekommen iſt ſie geltend zu machen, dann kann er ſtets mit Sicherheit auf glücklichen Erfolg rechnen. Die Verſchiedenheit der Anſichten über die Stärke des Angriffs und der Vertheidigung entſteht meiſt nur durch eine Verwechſelung der Begriffe. Wer den Angriff ſeines Gegners erwartet, ſey es nun auf ſeinem Kriegsſchauplatze oder nur auf dem gewählten Schlachtfelde, iſt allemal in der Vertheidigung, wenn er auch dabei angriffsweiſe zu Werke gehen ſollte."

Werth. „Aber Sie müſſen doch zugeben, Herr Herzog,

daß Sie in der ersten Schlacht bei Rheinfelden, wo Sie mich und Savelli erwarteten, von uns besiegt, und daß wir in der zweiten Schlacht, wo wir Sie erwarteten, von Ihnen total geschlagen wurden. War da der Angriff nicht stärker als die Vertheidigung."

Herzog **Bernhard.** „Er war es allerdings. Aber in der ersten Schlacht konnte ich den vier Regimentern kaiserlichen Fußvolks nur 400 Musketiere entgegen stellen, der Ausgang des Kampfes hing also vom Reitergefechte ab, das für mich nicht günstig ausfiel. In der zweiten Schlacht traf ich des kaiserliche Heer sehr unvorbereitet zum Widerstande, und hatte es schon moralisch überwunden, bevor noch der Angriff allgemein wurde. Hätten Sie dort en chef befehligt, dann kamen die Sachen vermuthlich anders; aber der Herzog Savelli erleichterte mir den Sieg. Uebrigens bin ich weit entfernt zu behaupten, daß keine Angriffsschlacht mit Erfolg gekrönt werden solle, doch muß man einige Bürgschaften für den Sieg haben, bevor man sich hierzu entschließt, und es giebt deren mancherlei."

Herzog **Christian.** „Ich kann den Ansichten meines edeln Vetters nicht beipflichten, obschon mein eigner Angriffszug in die Unterpfalz und die Schlacht bei Höchst (1622) unglücklich für mich ausfielen. Aber im nächsten Feldzuge hat mich Tilly empfinden lassen, was eine gute Offensive bedeutet, ich konnte ja in ganz Niedersachsen keine Ruhe vor ihm finden, und mußte nach der Schlacht bei Stadtlohn auf holländisches Gebiet flüchten. Hierdurch klüger gemacht, vergalt ich es dem ligistischen Feldherrn auf gleiche Weise im Frühjahre 1626, und setzte ihn durch meine unaufhörlichen Angriffszüge in seiner linken Flanke so in Verlegenheit, daß er bis Hessen zurückweichen mußte, ohne vorher in einer Schlacht überwunden worden zu seyn."

Mansfeld. „Auch ich muß meinem Schicksalsgenossen

beistimmen. Nach der Schlacht auf dem weißen Berge vor Prag warf ich mich mit meinem Corps in die Oberpfalz, wurde aber von Tilly bald daraus vertrieben. In der Unterpfalz ging es mir 1622 nicht besser. Der Markgraf von Baden hatte bei Wimpfen eine Stellung genommen, die zwar von Natur nicht stark, aber so mit Geschützen, Sichelwagen und anderen Schutzwehren garnirt war, daß er sich dahinter für unüberwindlich hielt. Was war der Erfolg? Er wurde von Tilly angegriffen und geschlagen. Hätten nicht die 400 Spartaner aus Pforzheim seinen Rückzug mit so heldenmüthiger Aufopferung gedeckt, es wäre von dem markgräflichen Heere kein Mann dem Schwerte entronnen.

„Im Feldzuge 1626 mißlangen zwar meine Angriffe auf Aldringens Schanzenwerke am rechten Elbufer bei Dessau. Dagegen hatte mein großer Angriffszug nach Schlesien den besten Erfolg, und glückte es mir auch nicht, den wetterwendischen Fürsten von Siebenbürgen zu bewegen, mit mir gemeinschaftlich gegen Wien zu marschiren, und dem Kaiser Ferdinand, welchem der Bauernkrieg damals den Kopf warm machte, harte Bedingungen vorzuschreiben; so nöthigte ich doch den Herzog von Friedland, alle seine Offensivgedanken sich aus dem Sinne zu schlagen, und den Erbstaaten des Kaisers zu Hilfe zu eilen."

Wallenstein, der kurz vorher eingetreten war, erhob sich zur Gegenrede. „Nur wenige Feldherren aus jener denkwürdigen Zeit haben die Offensive auf so großartige Weise organisirt, und ihr so viel zu verdanken wie ich. Als ich dem Kaiser, dem die Abhängigkeit von Baiern immer lästiger, die Aufstellung einer größeren Heeresmacht aus eigenen Mitteln aber unmöglich wurde, mich erbot ein Heer von 50,000 Mann zu errichten, das ihm Nichts als die Unterschrift zu einigen Vollmachten kosten solle, hielten mich seine weisen Räthe für einen Betrüger

oder Windbeutel. Aber dieſe Herren begriffen nicht, was den nervus rerum in der Politik wie im Kriege ausmacht; mir war das längſt klar geworden, und ich hatte die Sache reiflich erwogen. Der Kaiſer ging auf meine Vorſchläge ein, und ich ſogleich ans Werk.

„Zur Heerbildung waren damals nur zwei Dinge nöthig: ein guter militäriſcher Ruf und gefüllte Geldkaſten; alles Uebrige fand ſich von ſelbſt. Beides ſtand mir zur Seite. Was ſonſt noch zur vollſtändigen Ausrüſtung eines Heeres erforderlich war, hatte ich auf meinen weitläufigen Herrſchaften ſchon vorbereitet; mir und meinen Freunden gebrach es dazu an Nichts. Leichter noch als die Errichtung, war der Unterhalt eines Heeres, ſobald man von dem Grundſatze ausging: Daß der Krieg den Krieger ernähren müſſe. Ein zweckmäßiges Syſtem von Belohnungen und Strafen machte Offiziere und Soldaten zu gehorſamen Werkzeugen meines Willens, und ich hatte nur noch für angemeſſene Beſchäftigung zu ſorgen.

„Mein neugebildetes Heer war und konnte auch nur zu ergiebigen Angriffskriegen tauglich ſeyn, das durfte ich keinen Augenblick vergeſſen. Je mehr die Kriegsſteuern der unterworfenen Städte und Provinzen meine Kaſſen füllten, deſto ſtärker war der Zulauf zu meinen Fahnen; ich übte eine magnetiſche Kraft auf ganz Deutſchland, ſelbſt auf die Nachbarländer aus. Man diente lieber mir als Anderen, und indem ich durch reichliche und regelmäßige Beſoldung, wozu mir die Mittel nicht fehlten, meine eigene Kriegsmacht verſtärkte, ſchwächte ich zugleich die meiner Gegner, deren politiſche Verhältniſſe die Anwendung ſolcher Gewaltmittel nicht geſtatteten. Die öffentliche Meinung war mir gleichgiltig, ich bedurfte ihrer nicht, da ich im Namen des Kaiſers handelte, und als Feldherr deſſelben durch den Erlaß mancher angedrohten Züchtigung mir ſogar noch Freunde erwarb.

Wie lange ich dieses System würde beibehalten können, war mir selbst nicht klar, aber ich befand mich wohl dabei. Im Jahre 1629 hatte ich 150,000 Mann in meinem Solde, ganz Deutschland zitterte vor mir. Aber schon im folgenden Jahre fühlte ich die Schwächen meines Kriegssystems; ich hatte vor der Hand Niemand mehr zu bekämpfen, wollte die Hilfsquellen der eroberten Länder für künftige Zeiten schonen, und mußte doch auch die Truppen ernähren. Damals machte ich dem Kaiser den Vorschlag, den Fürsten von Siebenbürgen aus dem Lande zu jagen und den Großtürken zu bekriegen. Ferdinand ging aber nicht darauf ein, die Vollziehung des unheilvollen Restitutions-Edikts lag ihm zu sehr am Herzen, und die Nachfolge seines Sohnes auf dem Kaiserthron beschäftigte ihn mehr noch als die Erhaltung desselben. — Noch eine kurze Zeit erhielt ich mich auf der schwindelnden Höhe, indem ich den deutschen Reichsfürsten durch Stolz und Geringschätzung zu imponiren suchte; aber Einige derselben schwärzten mich beim Kaiser an, nannten mich den ärgsten Feind des Reichs und verlangten meine Entlassung, die gerade zu der Zeit verfügt wurde, als Gustav Adolph auf Deutschlands Boden landete. Ich hege die größte Hochachtung vor dem Charakter und dem kriegerischen Talent dieses nordischen Fürsten, aber so lange ich den Feldherrnstab über Deutschland schwang, hätte er niemals wagen dürfen, hier festen Fuß fassen zu wollen! Nach meiner Absetzung fiel das Riesenwerk meiner Macht stückweise aus einander. Das Weitere gehört nicht hierher.

„Wenn ich nun auch zu jener Zeit thatsächlich bewiesen habe, daß die Offensive bis zur Unwiderstehlichkeit getrieben werden kannn, sobald politische und andere Verhältnisse ihr den nöthigen Vorschub leisten; so muß ich doch freimüthig bekennen, daß sie in ihrem höchsten Erfolge gerade am schwächsten sind, wo-

bei ich nur den einzigen Fall ausnehme, daß der Ueberwundene jeden Gedanken an ferneren Widerstand freiwillig aufgiebt. Die hochachtbaren Herren wissen, daß Gustav Adolph sich den größten Theil von Deutschland unterworfen, und auch sogar die öffentliche Meinung für sich hatte, als mich der Kaiser aufs Neue zu seinem Generalissimus ernannte. Meine in der Eil gebildete Streitmacht kam der seinigen in keiner Hinsicht gleich, und dennoch war ich voller Zuversicht, daß es mir gelingen werde, ihn bald nach Niedersachsen zurückzuwerfen. Hätte Arnim beim Rückzuge nach Sachsen mich nicht durch seine Vorspiegelungen getäuscht, oder — wenn er es aufrichtig mit mir meinte — sein Versprechen erfüllt, dann wären die Sachsen schon in Böhmen aufs Haupt geschlagen worden; der Kurfürst hätte sich dem Kaiser unterworfen, mit mir gemeinschaftliche Sache machen müssen, und ich wäre nach Thüringen marschirt, um vereint mit Pappenheim den König von allen seinen Verbindungen abzuschneiden. Es läßt sich natürlich nicht vorhersagen, wo es dann zwischen uns zur Schlacht gekommen seyn, oder wer sie gewonnen haben würde. Ich hätte mir aber auch die großen, damals für mich schwer zu ersetzenden Verluste bei Nürnberg erspart, die mich verhältnißmäßig mehr als den König schwächten. Ueberhaupt sind die Ereignisse bei Nürnberg anders ausgefallen als ich erwartet, meine Voraussetzungen trafen nicht ein. Wie aber auch die Sachen sich gestalten mochten, eine solche Katastrophe, wie nach der Schlacht bei Lützen, würde für mich nicht eingetreten seyn, denn auch der Vertheidiger kann sich durch Bündnisse verstärken, und ich hatte dazu von langer Hand die besten Einleitungen getroffen. Die Niederlage bei Lützen schadete mir nur, weil Sachsen ungeschwächt in feindseliger Stimmung verharrte. Uebrigens war ich sehr krank, mein tapferer Pappenheim todt, und der Winter vor der Thür; ich mußte also nach Böhmen zurück.

„Noch habe ich dem edlen Grafen von Mansfeld einige Worte zu entgegnen. Die gescheiterten Angriffe auf Aldringens Schanzenwerk vor Dessau dürften beweisen, daß die Vertheidigung stärker sey als der Angriff. Die Mansfelder Truppen waren viel stärker an Geschütz und Fußvolk, als die Kaiserlichen, und bedienten sich ebenfalls der Schanzen und gedeckter Annäherungsgänge. Es gelang auch ihrem Ungestüm unsere Schanzen zu erstürmen, aber mitten im Siegeslaufe mußten sie die Stärke einer gut organisirten Vertheidigung anerkennen. Mein kluger Aldringen hatte die Ankunft der Verstärkungen, welche ich ihm zugeschickt, den Mansfeldern zu verbergen gewußt, und einige Regimenter Küraſſiere rechts aus den Schanzen heraus in ein Gehölz rücken lassen, aus welchem sie plötzlich hervorbrachen, als der Feind des Sieges gewiß zu seyn glaubte. Dieser Angriff und meine Ankunft mit einigen Regimentern Fußvolk entschied, und der edele Graf trat hierauf den Rückzug an. Hätte er wissen können, daß ich ihm auch jetzt noch nicht gewachsen war, so würde er gewiß stehen geblieben seyn, und dann mußte ich seine verschanzte Stellung angreifen, wenn ich mir auf dem rechten Elbufer die Freiheit der Bewegung erringen wollte. Darin besteht ja aber ein Hauptvortheil der Vertheidigung, daß man seine Stärke oder Schwäche leichter verbergen kann.

„Der Angriffszug durch Schlesien durchkreuzte meinen ganzen Kriegsplan gegen den König von Dänemark, das kann ich dem edlen Grafen nicht ableugnen. Doch erhielt er nur Bedeutung wegen des Bauernkrieges in Oestreich, der einen bedrohlichen Charakter hatte, und leicht eine gefährliche Wendung nehmen konnte. Das war mehr eine politische Diversion. Ohne jenen Bauernkrieg würde ich mich daran nicht gekehrt, und mein auf dem nördlichen Kriegsschauplatze dadurch erlangtes Ueberge-

wicht zu entscheidenden Siegen benutzt haben. Und was ist hierin die Ansicht meines sehr verständigen Vetters von Lüneburg?"

Herzog **Georg.** „Meine ganze kriegerische Laufbahn ist eine immerwährende Vertheidigung gegen fremde Eingriffe in meine und meiner Brüder Rechte gewesen, weshalb ich bald die Partei des Kaisers, bald die seiner Gegner nehmen, oder auch neutral bleiben mußte. Ich habe die Vortheile des Angriffs und der Vertheidigung unter sehr verschiedenen Verhältnissen kennen gelernt, und möchte im Allgemeinen zu Gunsten keiner Verfahrungsart absprechen, weil die politischen Umstände bald der einen, bald der anderen ein Uebergewicht verleihen. Doch sind mir manche der hier geäußerten Ansichten völlig neu, und ich folge dem Fortgange der Diskussion mit lebhaftem Antheil."

Pappenheim. „Es fällt mir schwer aufs Herz, daß so berühmte Heerführer der Vertheidigung eine Lobrede halten, die doch gewöhnlich nur von Solchen ergriffen wird, denen es an Muth oder Entschlossenheit zum Angriffe fehlt. Diese Aeußerung darf keinen der edelen und hochachtbaren Herren verletzen, welche sich bereits darüber ausgesprochen haben. Es wird mir aber immer einleuchtender, daß der Mensch seine Ansichten ändert, je älter er wird, ganz unbeschadet der Erfahrungen, die er im Laufe der Zeit gemacht haben könnte. Gewiß ist Niemand unter uns, der nicht mit Stolz an jene Zeiten zurückdenkt, in welchen er an der Spitze eines stattlichen Reitergeschwaders kühn auf den Feind losstürmte, alle Gefahren verachtete, und deshalb auch den Sieg davon trug. In älteren Jahren, oder wenn die Kräfte abnehmen, tritt aber die klügelnde Vernunft hinzu, und demonstrirt a priori oder a posteriori, daß die gemachten Erfahrungen nur Täuschungen gewesen sind. Das böhmische Heer hatte vor Prag (1620) eine recht starke Stellung; General Boucquoi, welcher die Kai-

über Tilly hatte, wollte sie ihm der Erfolg sehr zweifelhaft ein angehender Sechziger, setzte sei- nach zwei Stunden war der Feind vom In allen Schlachten hat Graf Tilly und geschlagen, und hätte er meinen bei Breitenfeld befolgt, wir wären auch dort Sieger ge-

Bauer. „Sie vergessen, lieber Feldmarschall, daß Sie in letzter Schlacht den rechten Flügel, welchen ich befehligte, zwei Stunden lang mit größter Heftigkeit angegriffen haben, und am Ende mir das Feld überlassen mußten."

Pappenheim. „Das ist wahr. Aber die vermaledeiten Musketiere, die Ihr großer König compagnienweise zwischen die schwachen Reiterregimenter gestellt hatte, schossen meinen Küraſſiren so viel Pferde todt, daß sie zuletzt nicht mehr heran zu bringen waren. Auch wollte ich überhaupt die Schweden angreifen, wie sie über den Loberbach gingen, der Generalissimus versagte mir aber jede Unterstützung, und befahl mir zurück zu gehen. Bei Lützen wäre ich aber gewiß glücklicher gewesen, hätte mir nicht die Falkonetkugel den Schenkel zerschmettert."

Herzog **Bernhard.** „Das bezweifle ich, lieber Graf, denn meine Musketiere standen bereits in den eroberten Straßengraben, und hinter ihnen die Reiterei in guter Ordnung."

Pappenheim. „Mag seyn, ich hätte es darauf ankommen lassen. Aber habe ich nicht Magdeburg erstürmt? Hätte ich nicht auch Mastricht erstürmt, wenn der stolze Cordova zu meiner Unterstützung nachgerückt wäre? Habe ich mir durch meine kühnen Angriffszüge im Sommer 1632 nicht ganz Niedersachsen unterworfen? — Was man auch sagen mag, es liegt im Angriffe

eine moraliſche Kraft, die oft fabelhafte Erfolge heibeiführt, was man der Vertheidigung nicht nachrühmen kann."

Götz. „Ich glaube, daß man den Charakter des Gegners ſehr zu berückſichtigen hat. Früher wollte ich auch immer nur angreifen; aber bei Wittenweiher und vor Breiſach wurden meine heftigſten Angriffe vom Herzoge Bernhard mit Kaltblütigkeit abgeſchlagen, und bei Jankau (Jankowitz) ſpielte mir Torſtenſon ſo arg mit, daß ich darüber zu Grunde ging."

Werth. „Davon wiſſen die Bauern um Jankau ein Liedchen zu ſingen*); aber nimm mir's nicht übel, Herr Bruder, Deine Gründe ſind ſehr ſchwach, und Deinen Angriffen fehlte es an Zuſammenhang und Nachdruck. Allen Reſpekt vor dem edeln Herzoge und dem wackern Feldmarſchall Torſtenſon, aber hätte ich am Rheine ein ſolches Heer gehabt wie Du, Götze, Breiſach wäre uns nimmer entriſſen worden. Bei Jankau warſt Du ganz allein ſchuld, daß wir geſchlagen wurden; wenn man zum Angriffe vorgeht, muß man hübſch wiſſen, was man vor ſich hat. Du ritteſt aber mit 25 Schwadronen in eine Gegend hinein, die von unzähligen Gebüſchen bedeckt war, und meiſt ſumpfige Waldwieſen zum allgemeinen Tummelplatz darbot, da iſt mit Reiterei nicht viel auszurichten. Mich wurmt es aber heute noch, daß Hatzfeld nicht zu überreden war, am andern Tage die Schweden wieder anzugreifen, wir hätten gewiß ein Seitenſtück zu Rheinfelden geliefert.

„Wer angriffsweiſe zu Werke gehen will, muß hübſch um ſich ſehen, ſonſt rennt er in ſein Verderben. Meine Späher ließen den Feind niemals aus den Augen, ich ſelbſt hielt mich aber

*) Noch lange Zeit nach jener Schlacht hörte man in dortiger Gegend das Sprichwort: „Der richtet eben ſo wenig aus, wie Götze bei Jankau."
Anmerkung des Herausgebers.

mit meinen Reitern sorgfältig verborgen, veränderte oft meinen Aufenthaltsort, und griff den Feind fast immer unerwartet an. Im Feldzuge **1643** habe ich die Franzosen ganz allein durch meine unaufhörlichen Ueberfälle aus Schwaben vertrieben; das Aufschlagen der Quartiere nahm kein Ende, ich ließ ihnen nirgends Ruhe, und brachte sie so herunter, daß sie sich erst hinter dem Rheine wieder erholen konnten."

Götz. „Nun mit den Franzosen war leicht fertig zu werden, das brauchst Du Dir nicht so hoch anzurechnen, Herr Bruder, und was Deine Umsicht anbelangt, so scheint sie Dich bei Allerheim auch im Stiche gelassen zu haben; denn als Du den rechten Flügel der Franzosen geschlagen, dachtest Du nur an die Verfolgung und verlorst die ganze Schlacht aus dem Gedächtniß, die inzwischen verloren ging."

Baner. „Keine Vorwürfe, Ihr Herren, es ist Niemand unter uns, der frei von solchen Fehlern wäre. Die Fehler aus kühner Uebereilung begangen, bringen stets weniger Nachtheil, als die aus zu großer Bedachtsamkeit. Aber jetzt sey es mir gestattet, auch einmal das Wort zu führen.

„Der Herzog von Friedland hat behauptet, daß er seine Eroberungen nur dem großen Uebergewicht an Streitkräften verdanke, welches er sich durch Anwendung verschiedener Mittel zu sichern gewußt habe. Von Gustav Adolph ist Aehnliches behauptet worden. Der Eine wirkte durch Furcht, der Andere durch Liebe, Beide durch Geld. Wie aber ist es mir denn gelungen, von Meckelnburg nach Franken und Böhmen zu kommen? Gleichwohl war ich selten der Stärkere, wenn ich die Offensive ergriff! Zu Ende des Feldzugs **1635** hatten mich die Sachsen und Brandenburger in Meckelnburg so in die Enge getrieben, daß ich mir fast nicht mehr zu helfen wußte. Da faßte ich abends

bei einem Trinkgelage den Entschluß: ganz plötzlich in Sachsen einzufallen und dort Alles zu verheeren; wir hatten ja für den Abfall Johann Georgs Revanche zu nehmen. Ich ließ das Fußvolk einen Tag früher aufbrechen als die Reiterei, ging bei Werben den 22. Januar 1636 über die Elbe, und stand schon am 1. Februar vor Halle. Fünf Tage später war auch der Kurfürst von Sachsen hier, den ich sonach ohne Schwertstreich zum Rückzuge genöthigt hatte, ich ließ mich aber nicht irre machen, und plünderte das Land am linken Ufer der Saale rein aus. Nur Hatzfelds Ankunft aus Thüringen, mit einem kaiserlichen Heere, nöthigte mich zum Rückzuge gegen Magdeburg. Die Ueberlegenheit meiner Gegner wurde bald so groß, daß ich wieder nach Meckelnburg zurück mußte. Wir nahmen und verloren gegenseitig mehrere Städte an der Elbe und Havel, und suchten uns auf jede Weise Abbruch zu thun. Aber ich blieb doch immer im Nachtheil. Endlich griff ich den Feind bei Wittstock an. Er hatte 16,000 Mann Fußvolk und 14,000 Reiter, ich nur 10,000 Mann Fußvolk und 12,000 Reiter. Aber mein Sieg war vollständig. Ungeachtet der schon weit vorgerückten Jahreszeit (es war Ende September) drang ich nun tief in Deutschland vor. Wrangel mußte Berlin erobern und dann die Oder hinauf bis Frankfurt gehen; ich rückte mit der Hauptmacht, die sich durch Ueberläufer rekrutirt hatte, nach Thüringen und stand den 6. November vor Erfurt; Königsmark wurde nach Westphalen, Leslie nach Hessen gesendet.

„Nachdem Erfurt capitulirt hatte (den 29. December), fiel ich auch in Sachsen ein, wohin Torstenson mit 16 Reiterregimentern vorausgegangen war. Eilenburg und Torgau kamen schnell in seine Gewalt, Leipzig wurde von mir belagert. Die ganze nördliche Hälfte von Deutschland erkannte mich als Sieger an. Auch Leipzig hätte fallen müssen, wäre mir nicht durch

einen falschen Spion die Nachricht hinterbracht worden, daß ein starkes kaiserliches Heer im Anzuge sey, weshalb ich den schon ertheilten Befehl zum Sturme zurücknahm, die Belagerung aufhob, und mich bei Torgau aufstellte. Der Kurfürst hat aber durch jene Täuschung seinem Lande einen schlechten Dienst geleistet; denn als ich erfuhr, daß die Kaiserlichen sich erst vereinigen wollten, verwüstete ich das ganze Land. — Solche Angriffszüge müssen, glaube ich, doch auch etwas beweisen. Aber ich war immer in Bewegung, und meine zahlreichen Reiterschaaren durchstreiften mit kecker Zuversicht ganze Länder, ohne sich an die feindlichen Besatzungen zu kehren, die ihnen ja doch nichts anhaben konnten."

Götz. „Und wie endete dieser Angriffszug? Gallas, Hatzfeld und ich zogen ruhig über Leipzig an die Elbe, überschritten sie bei Pretsch, nöthigten die tapferen Schweden zum Rückzuge gegen die Oder, und schlossen den Herrn Feldmarschall bei Landsberg an der Warthe so eng ein, daß es mir heute noch räthselhaft ist, wie er entkam."

Bauer. „Ich dächte das Räthsel wäre Euch Herren schon damals gelöst worden. Ihr glaubtet Eurer Sache so gewiß zu seyn, daß Euere Müßiggänger bereits Karrikaturen zeichneten, und die Unverschämtheit hatten, mir ein solches Spottbild zuzuschicken. Das ganze schwedische Heer stack in einem Sacke, den die drei Herren Generale oben zuschnürten. Als ich Eure unbedeutende Wachsamkeit getäuscht hatte und in der Nacht glücklich durchgekommen war, schickte ich Euch durch einen Trompeter das Bild wieder zurück, dem ich noch eine Person hinzugefügt hatte: mich selbst nämlich, wie ich mit dem Schwerte ein großes Loch in den Sack machte, und ganz gemächlich wieder heraus schlüpfte. Ich hätte nur Eure langen Gesichter sehen mögen!"

Götz. „Wir hatten dennoch große Ursache, mit dem Erfolge sehr zufrieden zu seyn; denn das schwedische Heer war bereits in einen so traurigen Zustand versetzt worden, daß es bis an die Ostseeküste, zum Theil sogar bis auf die Insel Rügen zurückweichen, und Meckelnburg und Pommern uns überlassen mußte. Das beweist doch wohl, daß dergleichen große Angriffszüge selten glücklich enden."

Wallenstein. „Obschon ich damals vom Kriegsschauplatze bereits abgetreten war, entnehme ich doch aus diesen Mittheilungen, daß Feldmarschall Baner in den Feldzügen **1635** und **1636** sich eigentlich auf der Defensive befand, so offensiv auch sein Verfahren gewesen seyn mag. Sachsen und Brandenburg hatten sich vom Bunde mit Schweden losgesagt, waren dessen Feinde geworden und ergriffen die Offensive. Aber die Mittel, welche zur Vertheidigung von Meckelnburg und Pommern angewendet wurden, sind von eigenthümlicher Art gewesen; auch war ihre Wirkung nicht ganz sicher. Erst nach dem Siege bei Wittstock tritt Schweden wieder in das Verhältniß der Offensive, welche der Herr Feldmarschall mit einer Kühnheit ausgeführt hat, die fast an Tollkühnheit grenzt; denn so groß auch der Zulauf zu den schwedischen Fahnen in dieser Zeit gewesen seyn mag, so stand doch die ganze Heeresmacht nicht in Verhältniß zum Raume. Wollte der Feldmarschall den ungeheueren Rückschlag vermeiden, der ihn im Herbste **1637** traf, und Schwedens Einfluß beinahe ganz vernichtet hätte, so mußte man sich auf einen kleineren Kriegsschauplatz beschränken; die Oder und die Weser oder Saale hätten vielleicht die äußersten Grenzen seyn sollen. Darin besteht ja eben die Gefahr der Offensive, daß man nur zu leicht über seine Kräfte geht, und sich dann auf einmal von großer Schwäche befallen sieht, die man nicht gern eingesteht. Wenn der Vertheidiger nicht die Fassung ver-

liert, und einen ſolchen Zuſtand zu benutzen verſteht, wird er das Verlorne ſtets mit leichter Mühe wieder gewinnen können. Mich däucht, daß der Feldzug 1637 darüber ſehr belehrend iſt."

Baner. „Nun ſo werden die folgenden Feldzüge die Ueberlegenheit des Angriffs um ſo leichter beweiſen. Zu Anfang des Jahres 1638 war ich in Meckelnburg und Pommern auf einige Küſtenplätze beſchränkt, und konnte mich kaum rühren. Im Innern Deutſchlands waren nur Landsberg an der Warthe und Erfurt in unſerer Gewalt. Doch hatte ſich General King mit Hilfe der treuen Heſſen in Niederſachſen behauptet; dagegen war aber der Herzog von Lüneburg von uns abgefallen. Der Tod des alten Herzog Bogislaw verſchaffte uns die Erbſchaft Pommerns, und wir beſtrebten uns nun, das Erbrecht durch Waffengewalt geltend zu machen. Mein edler Freund und Waffenbruder, der Feldmarſchall Torſtenſon, deſſen Rath und Beiſtand ich manchen meiner Siege verdanke, entwarf hierzu folgenden Plan. Bis zum Monat Juli, wo die in Schweden vorbereiteten Verſtärkungen erſt mitwirken konnten, ſollte jede Schlacht, ſelbſt jedes Gefecht vermieden werden, ſobald nicht ein beträchtliches Uebergewicht auf unſerer Seite war. Nächſtdem ging aber unſer Streben dahin, den Kaiſerlichen keine Ruhe zu laſſen, ſie durch Bedrohung einzelner wichtiger Punkte oder abgeſonderter Truppencorps zu häufigen Märſchen und Gegenmärſchen zu nöthigen, ihren Unterhalt zu erſchweren, ſie überhaupt auf jede Weiſe zu ſchwächen, um wenigſtens nach und nach ein Gleichgewicht der Kräfte herbei zu führen; denn Gallas ſtand uns mit 60,000 Mann gegenüber, und ſo viel konnten wir auch bei den größten Anſtrengungen nicht zuſammen bringen. Der Erfolg entſprach unſeren Erwartungen. Wir errangen über die Kaiſerlichen viele kleine Vortheile, die in ihrer Totalität von Bedeutung wurden und unſere Wagſchaale wieder ſteigen ließen. Gallas rech-

nete nicht so, er achtete diese Ereignisse sehr gering, trieb mit seinen Kräften und Unterhaltsmitteln eine schlechte Wirthschaft, hatte nirgends für Magazine gesorgt, und sah sein Heer durch Krankheit und Desertion zusammenschmelzen, ohne sich über die möglichen Folgen zu beunruhigen. Wie wir später erfuhren, hatte er Anfang Juli nur noch 20,000 Mann unter den Fahnen, die im ganzen Lande vereinzelt waren. Jetzt erhielt ich aus Schweden eine Verstärkung von 14,000 Mann und 96 Geschützen, was mein Heer auf etwas über 30,000 Mann brachte. Ich verlegte die neuen Truppen in die festen Plätze, zog meine alten erprobten Banden zusammen, und ging nun allmälig zur Offensive über. Vor dem Schlusse des Jahres hatte ich die Kaiserlichen aus Meckelnburg und Pommern vertrieben, und zwar meist durch große Ueberfälle mit meiner Reiterei, welche Torstenson ausführte."

Herzog **Georg.** „Man gestatte mir eine kurze Bemerkung. Durch die erwähnten Verhältnisse wird ganz und gar nicht bewiesen, daß die Offensive eine Alles überwältigende Kraft habe, oder stärker als die Defensive sey. Letztere hat sich dabei viel glänzender bewährt, denn ein beklagenswertherer Zustand als der, in welchem sich das schwedische Heer Anfang 1638 befand, ist kaum denkbar; gleichwohl hat sich dasselbe dem dreimal stärkeren und siegreichen Angreifer gegenüber behauptet. Das ist gewiß ein sehr zu beachtendes Resultat! Was den Umschwung der Verhältnisse in der zweiten Hälfte des Jahres betrifft, so darf er weniger befremden, wenn man erwägt, daß zwei Heerführer, wie die berühmten Feldmarschälle Baner und Torstenson, die, als eine moralische Person betrachtet, die glänzendsten Feldherrntalente in sich vereinigten, dem unfähigen Gallas gegenüber standen."

Herzog **Bernhard.** „Mit Gunst, Herr Vetter, so unfähig war Gallas nicht; ich habe viel gegen ihn gekämpft, und

muß ſeinen Talenten Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Er war es, der bei Nördlingen den König von Ungern beſtimmte, unſeren Angriff abzuwarten, und der ihm den ſchicklichſten Moment bezeichnete, ſelbſt zum Angriffe überzugehen. Im Feldzuge 1635 glaubte ich durch meine Maßregeln hinter dem Mittelrheine vollkommen ſicher zu ſeyn. Gallas täuſchte mich aber durch ſehr geſchickte Demonſtrationen, und nöthigte mich ganz wider Willen zum Rückzuge nach Lothringen. Im Herbſte 1636 ſetzte er mir in Hochburgund ſehr heftig zu, und entriß mir faſt alle gemachten Eroberungen. Aber ſeine Indolenz nach erfochtenem Siege brachte ihn oft um die Früchte deſſelben, ſo ging es ihm auch in Burgund.

„Der Charakter eines Feldherrn kommt im Kriege nicht weniger in Betracht als ſein Anführertalent. Aus dieſem Grunde muß ich aber auch einräumen, daß den beiden Feldmarſchällen ein großes Uebergewicht zugeſprochen werden kann, was den Hergang der Sache gnügend erklärt. Der edle Torſtenſon, den eine unwürdige Behandlung während ſeiner Gefangenſchaft in Ingolſtadt, wo er ſechs Monate lang wie ein Miſſethäter in einem feuchten Gewölbe zubringen mußte, der Geſundheit für immer beraubt hatte, vereinte ſchon in ſich allein alle Tugenden eines vollkommenen Feldherrn. Er verwendete große Maſſen von Geſchütz und Reiterei mit gleicher Geſchicklichkeit, und führte das Fußvolk mit demſelben Erfolg. Die Kühnheit und Siegeszuverſicht des edeln Baner hingegen, verbunden mit ſchnellem Ueberblick und geſchickter Handhabung der Truppen, die ihm willig in den Tod folgten, verdient die ehrenvollſte Anerkennung. Zwei ſolchen Feldherren zu widerſtehen, die noch dazu in der brüderlichſten Eintracht handelten, möchte Keinem aus unſerer Mitte gelungen ſeyn. Als der Ruf ihrer Thaten bis in mein entlegenes Elſaß drang, fühlte ich mich, obſchon ſehr krank, aufs Neue

belebt, und hätte man mir damals nicht französisches Gift beigebracht, so würde des Kaisers Herrschaft in Deutschland 1640 ein Ende gehabt haben. — Doch ich bitte meinen edlen Freund Baner in seiner Erzählung fortzufahren."

Baner. „Kaum war ich wieder im Vortheil, so strömten mir die Ueberläufer schaarenweise zu, und ich konnte meine Offensive nach einem großen Maßstabe organisiren. Wrangel erhielt Befehl, den Kaiserlichen die festen Plätze von Pommern wieder zu entreißen, und dann über Landsberg und Frankfurt in Schlesien vorzudringen. Pfuel mußte schon im Januar (1639) ins Brandenburgische einfallen und Berlin nehmen. Königsmark wurde mit einer Reiterschaar nach Thüringen geschickt, entsetzte Erfurt, vereinigte sich in Hessen mit General King, und trieb die Kühnheit so weit, daß er sich mit 6000 Reitern bis Schweinfurt vorwagte, und die geistlichen Kurfürsten in starke Contribution setzte. Mir selbst blieben nach so beträchtlichen Entsendungen nur 10,000 Mann Fußvolk und 8000 Reiter übrig, mit denen ich durch Sachsen nach Böhmen zu ziehen gedachte. Wir hatten uns auf vier Wochen mit Fleisch und trockenem Gemüse versehen und verließen die Gegend von Perleberg Ende Januar. Mein Torstenson zog mit 9 Regimentern Reiterei einen Tagemarsch voraus, und sorgte für Alles, was unsere Operationen erleichtern, den Erfolg sichern konnte.

„Wir überschritten die Elbe unweit Dömitz, und wendeten uns zuerst gegen Braunschweig, um die Herren Herzöge für ihren Abfall von Schweden ein wenig zu züchtigen, und die niedersächsischen Fürsten von ähnlichen Schritten abzuschrecken, weshalb Torstenson bis Nienburg streifen mußte. Dann gings im raschen Zuge über Halberstadt nach Halle. Anfangs glaubten wir hier auf ernsten Widerstand zu stoßen, aber der Schrecken hatte sich aller Gemüther bemächtigt. Gallas, dem nur 8000

Mann gefolgt waren, hielt nirgends Stand, und Marazin, der uns zuvor an der Elbe hatte aufhalten wollen, führte seine Truppen ebenfalls tiefer nach Sachsen hinein. So ging es denn ohne Rast und Aufenthalt über Naumburg und Zeitz nach Chemnitz, wo wir die Sachsen tüchtig aufs Haupt schlugen, obschon nur meine Reiterei dabei thätig war. Dann sollte Freiberg erobert werden, weil Torstenson einen gesicherten Waffenplatz in dortiger Gegend haben wollte, bevor wir in Böhmen einfielen. Die Besatzung von Freiberg machte uns aber viel zu schaffen, und leistete einen eben so geschickten als erfolgreichen Widerstand. Kein Tag verging, an welchem wir nicht in unserem Lager überfallen wurden, es war als kämen die Sachsen überall aus der Erde gekrochen — was auch wirklich durch Hülfe der zahllosen unterirdischen Gänge geschah, — nirgends war man vor ihren Kugeln sicher. Die Soldaten, zum Aberglauben geneigt, glaubten den Feind mit dem Teufel im Bunde, und wurden eingeschüchtert. Unsere Belagerungsarbeiten schritten nicht vorwärts. Mir wurde die Zeit lang.

„Da bestürmte ich Torstenson, seine Bedenklichkeiten aufzugeben und mich gewähren zu lassen, denn obschon ich der Oberfeldherr war, handelte ich doch nie gegen seine Ansichten. Wir zogen von Freiberg ab und gegen Dresden. Durch Drohungen suchte ich den Kurfürsten einzuschüchtern, was aber nicht gelang. Hierauf nahm ich Pirna, ließ den Sonnenstein belagern und fiel, ohne erst auf die Uebergabe jener Feste zu warten; in Böhmen ein. Stahlhanske ging mit 9 Reiterregimentern voraus. Bei Brandeis stieß er auf kaiserliche und sächsische Reiterei von etwa gleicher Stärke; er griff sie an, schlug sie, nahm die beiden Anführer, die Generale Montecuculi und Hofkirchen, gefangen und zerstreute den Rest. Den 1. Juni stand ich mit meinem Heere vor Prag! Merken Sie sich das Datum, meine Her-

ren, nehmen Sie die Landkarte zur Hand, und gestehen Sie die Ueberlegenheit der Offensive ein!

„Aber damit war ich noch nicht zufrieden. Während ich das Geschütz erwartete, um Prag tüchtig zu beschießen, mußte Stahlhanske mit der Reiterei über Tabor bis Budweis vordringen. Wrangel hatte inzwischen Schlesien erobert und fiel in Mähren ein. Königsmark trieb sein Wesen in Franken und der Oberpfalz. Leslie hielt die Sachsen im Zaum. Hätte uns Herzog Bernhard in Schwaben die Hand bieten können, so war der Kaiser verloren. Wie stark meine Heeresmacht damals gewesen seyn mag, kann ich so genau nicht sagen; wir hatten zwar beträchtlichen Zulauf, wer aber sich ein hübsches Sümmchen zusammengeplündert hatte, der suchte seine Schäfchen auch ins Trockene zu bringen, und kehrte heim. Indeß hatte ich wohl etwas über 100,000 Mann unter den Fahnen, was nicht viel sagen will, wenn man erwägt, daß wir uns rechts bis an den Rhein, links bis an die Oder ausdehnten, und auf mehreren Puncten vorwärts bis an die Donau streiften, in Sachsen aber immer ein starkes Corps zurücklassen mußten. Bei Leitmeritz hatte ich gegen 30,000 Mann.

„Meine Eroberungen hatten eine solche Ausdehnung bekommen, daß ich selbst nicht recht wußte, wie das enden würde. Ich berieth mich mit Torstenson, der es sehr beklagte, daß wir Prag und den Sonnenstein bei Pirna, wegen Mangel an Belagerungsgeschütz, nicht in unsere Gewalt bringen konnten. Es blieb uns am Ende nur die Wahl, Böhmen und Mähren entweder freiwillig zu verlassen, oder das Land zu verheeren. Gegen letztere Maßregel sträubte sich Torstensons menschenfreundliches Herz. Aber er mußte doch zugeben, daß eine freiwillige Räumung des Landes uns bald wieder mächtige Feinde zuziehen würde, denn schon waren der Erzherzog Leopold und General

Hatzfeld eifrig bemüht, in Oeſtreich und Baiern ein anſehnliches Heer zuſammen zu bringen, und in der Lauſitz machten uns die Sachſen bereits ein böſes Spiel. Außerdem ſtand auch noch zu befürchten, daß unſere Heeresmacht ſchnell und beträchtlich zuſammenſchmelzen werde, ſobald wir den Rückzug antraten, und wer vermochte denn all die Folgen zu überſehen?

„Unter ſolchen Umſtänden mußte jede weitere Rückſicht auf Menſchlichkeit ſchweigen, und das Land wurde nun planmäßig verheert, um dem Feinde die Mittel zum Unterhalte und zu ſeinen Rüſtungen zu entziehen. Alles was nur einem Heere von Nutzen ſeyn kann, Lebensmittel, Futter, Wagen, Pferde, Tuch, Leder, Leinwand, Holz und Eiſen, wurde weggenommen oder vernichtet, ſo weit nur unſer Arm reichte. Selbſt das Getraide und die Bäume auf den Feldern wurden nicht verſchont. Natürlich gab es dabei blutige Kämpfe mit Stadt- und Landbewohnern, in deren Folge über 1000 Dörfer in Brand geſteckt wurden. Manche Stadt mußte alles Geld und Silberzeug hergeben, um Brandſtiftung und Plünderung zu verhüten. Es war ein grauſames Mittel, das muß ich ſelbſt geſtehen; aber der Krieg hatte damals alle ſeine Furien losgelaſſen, die Menſchheit ſich in eine Geſellſchaft bewaffneter Teufel verwandelt, man ſtrebte nur nach gegenſeitiger Vernichtung, — und hatten es die Kaiſerlichen in Pommern und Heſſen anders gemacht? — Auch Torſtenſons Gemüth gewöhnte ſich bald an die Greuelſcenen, er nährte im Stillen die Hoffnung, daß Kaiſer Ferdinand, durch die namenloſen Leiden ſeiner Unterthanen erſchüttert, endlich die Hand zu einem dauerhaften Frieden bieten werde, den wir Beide redlich wünſchten, da das zwanzigjährige Leben im Felde, nur ſelten durch einige Monate Ruhe unterbrochen, auch in dem Herzen des eifrigſten Kriegers die Sehnſucht nach häuslicher Ruhe immer ſtärker werden ließ.

„Die Friedenshoffnungen gingen zwar nicht in Erfüllung, wir erreichten aber durch das Verheerungssystem wichtige Zwecke. Die kaiserlichen Feldherren waren lange nicht im Stande, in Böhmen festen Fuß zu fassen, denn es gebrach ihnen an den nothwendigsten Dingen, und die Kraft des Landes wurde auf viele Jahre hinaus so erschöpft, daß ich geneigt bin zu glauben, das Ende des Krieges sey durch unsere Verheerungen beschleunigt worden. Erst im Herbste rückte Erzherzog Leopold bis Prag vor, wagte aber nicht mich anzugreifen, obschon ich mich damals durch Entsendungen nach Sachsen und Schlesien geschwächt hatte. Dem tapfern Leopold mag im Stillen das Herz geblutet haben, als er die Verwüstungen in Böhmen mit eigenen Augen sahe, und mich doch nicht angreifen durfte, weil der neue kaiserliche Hofkriegsrath ihm untersagt hatte — Schlachten zu liefern. Man hoffte mit Gewißheit, ich würde Böhmen von selbst verlassen, und darin hat man sich in Wien auch nicht getäuscht, ich marschirte aber erst gegen Ende März **1640** ab, nachdem alle Vorräthe aufgezehrt waren. Die Erkrankung Torstensons und ein Unfall, der meine Reiterei bei Plauen traf, wo ihr Anführer — General Wittenberg — sich überfallen ließ, bewogen mich bis Erfurt zurückzugehen, wo französische und hessische Truppen zu mir stießen. Piccolomini war mir mit dem kaiserlichen Heere nachgefolgt, es kam aber zu nichts Entscheidendem, weil man jetzt wirklich Friedensunterhandlungen anknüpfte.

„Ich glaube also doch durch die That bewiesen zu haben, daß eine kräftig durchgeführte Offensive unwiderstehlich ist, und es fehlte mir vielleicht nur eine größere politische Gewalt, um dem Kaiser damals in Wien Friedensbedingungen vorzuschreiben. Aber solche Züge, wie die meinigen, darf man nicht unternehmen, ohne eine sehr zahlreiche und gute Reiterei, die allenfalls auch Städte mit Hartnäckigkeit zu vertheidigen versteht, was ich oft von ihr gefordert habe.“

Derfflinger. „Was der hochachtbare Feldmarschall, dem ich in diesen Feldzügen manchen Reiterdienst geleistet, so eben gesprochen hat, glaube ich bestätigen zu dürfen. Wenn ich aus meinen späteren Erfahrungen keine neuen Beweisgründe dafür geltend mache, so geschieht es nur deshalb, weil ich als General des großen Kurfürsten von Brandenburg oft gegen Schweden kämpfte, und über diesen Krieg mich hier nicht gern aussprechen möchte. Aber auch auf unseren Zügen am Rheine gegen die Franzosen habe ich immer wahrgenommen, daß es besser sey anzugreifen, als sich angreifen zu lassen, selbst wenn man der Schwächere ist."

Königsmark. „Meine Reiterzüge in Franken und Niedersachsen würden nicht so glücklich ausgefallen seyn, hätte ich jemals anders als angriffsweise verfahren wollen. Ich siegte stets durch Ueberraschung, und entzog mich drohenden Gefahren durch schnelles Ausweichen. Meine Reiter kämpften zu Pferde und zu Fuß, wie es die Umstände gerade mit sich brachten, und ich bin oft halbe Jahre lang ohne alles Fußvolk gewesen, dessen Langsamkeit mir stets hinderlich war."

Torstenson. „Am Schlusse unseres Diskussion sey es mir erlaubt auch meine Ansichten auszusprechen. Ich verdanke der Reiterei zu glänzende Erfolge, als daß ich ihre Wichtigkeit verkennen dürfte, wir haben aber den Mangel an Fußvolk und Geschütz oft schmerzlich empfunden, und am Ende möchte es schwer seyn zu entscheiden, in welchem Verhältnisse diese Waffengattungen zu einander stehen müssen. Im Kriege kommen so vielerlei Unternehmungen vor, daß man nicht immer zum Voraus wissen kann, ob es vortheilhafter sey, mehr Fußvolk, oder mehr Reiterei, oder mehr Geschütz zu haben. Aber vergessen wir nicht, daß das Waffenverhältniß nur nebenbei berührt worden ist, obschon es mit dem Hauptgegenstande unserer Diskussion sehr

nahe verwandt seyn dürfte. Ich erlaube mir also noch einmal auf die Hauptfrage zurück zu kommen.

„Zu Gunsten der Offensive und Defensive sind von den edelen und hochachtbaren Herren sehr triftige Gründe angeführt worden, der Gegenstand scheint mir aber nicht erschöpft. Es hat in jenem Kriege Perioden gegeben, in denen bald die eine, bald die andere Kriegsform die stärkere war, ohne daß sich gerade wesentliche Veränderungen im Gebrauche der Truppen nachweisen lassen. Hieraus darf man mit einiger Sicherheit folgern: daß die Ueberlegenheit der Offensive, oder auch der Defensive, mehr durch persönliche Verhältnisse, also durch zufällige Umstände herbeigeführt wird, die Streitfrage mithin definitiv nicht zu entscheiden ist.

„Betrachtet man den Krieg vom höchsten Standpunkte, so springen die politischen Beziehungen sehr stark in die Augen, und müssen zuerst berücksichtigt werden. Wer den Beistand von Bundesgenossen entbehren kann, bewegt sich in der Offensive viel freier, ist auch in der Defensive weit unabhängiger, als wer auf solchen Beistand hauptsächlich angewiesen ist. Der König von Dänemark und die Stände des niedersächsischen Kreises vermochten deshalb nichts gegen Tilly und den Herzog von Friedland, von denen ein Jeder mehr Selbstständigkeit hatte, als der König.

„Gustav Adolph befand sich anfangs ganz in derselben, vielleicht in einer noch beschränkteren Lage, daher sein vorsichtiges Auftreten in Pommern und Meckelnburg, das Vermeiden jeder Angriffsschlacht, bei entschiedener Offensive im Allgemeinen. Erst nach dem Siege bei Breitenfeld änderten sich des Königs Verhältnisse; er war nicht mehr der blos helfende Bundesgenosse, welcher Bitten und Schmeichelreden anwenden mußte, um Verstärkungen zu erlangen, er erhob sich zum Protektor des Bundes, und betrachtete die einzelnen Glieder desselben als seine Va-

fallen. Doch würde er ohne die Eifersüchteleien zwischen Ferdinand und Maximilian das politische Uebergewicht nicht erlangt haben; auch verlor der Kaiser mit Wallenstein eine Hauptstütze seiner Macht. Der Rücktritt desselben an die Spitze des Heeres mit fast unbeschränkter Gewalt, selbst in politischen Angelegenheiten, stellte indeß bald eine Art Gleichgewicht wieder her. Nach dem Tode Gustav Adolphs entstand eine politische Krisis, die mit dem Abfalle Sachsens und Brandenburgs endete. Von dieser Zeit an wurden die Einwirkungen der Politik auf das kriegerische Verfahren der Parteien immer schwächer, und die Angelegenheiten erhielten bald einen rein militärischen Charakter. Die Erörterung der Streitfrage wird dadurch leichter.

„Es kann in der That nicht ganz bestritten werden, daß zu der Zeit, als Feldmarschall Baner die Oberbefehlshaberwürde bekleidete, die Offensive einen ungewöhnlichen Grad von Stärke erhielt, und deshalb auch die stärkere Form genannt zu werden verdienté. Die große Lobrede, welche vorhin meinen damaligen Leistungen gehalten wurde, kommt mir aber nicht zu. Mein edler Freund Baner hatte zuweilen ganz geniale Inspirationen, seine Ansichten waren klar, sein Wille kräftig, seine Handlungsweise entschieden; er bedurfte dieserhalb meines Rathes nicht. Ich ordnete gewöhnlich nur die inneren Angelegenheiten des Heeres, sorgte für dessen Bedürfnisse und für sichere Nachrichten vom Feinde. Dadurch enthob ich den Feldherrn mancher kleinlichen Sorge, und vollzog seine Aufträge nur vielleicht deshalb besser als mancher Andere, weil ich mit seinen Ideen und Absichten ganz vertraut, und gewöhnlich auch vollkommen einverstanden war.

„Unsere Siege knüpften sich aber noch an andere Bedingungen. Der Feldmarschall übte einen fast unbegrenzten Einfluß auf die Soldaten, von welchen er die größten Anstrengungen fordern durfte. Wir Beide, und alle Generale aus Gustav Adolphs

Schule, waren von Jugend an zu großer Thätigkeit gewöhnt, und die größere Thätigkeit im Kriege ist es hauptsächlich, die glückliche Erfolge herbeiführt, selbst wenn Muth und Talent auf beiden Seiten sich gleich sind. In dem Heere des Kaisers und der Ligue hingegen war eine gewisse Langsamkeit und Sorglosigkeit anzutreffen, die nach Tillys, Wallensteins und Aldringers Tode immer mehr überhand nahm. Hätte man den General Werth an die Spitze gestellt, so würden unsere großen Angriffszüge vielleicht weniger glücklich geendet haben. — Unter solchen Umständen war der Vortheil immer auf unserer Seite, wir mochten angreifen oder uns vertheidigen."

Derfflinger. „Wie groß das Vertrauen zu dem tapferen Feldmarschall Baner war, und wie mächtig sein Einfluß auf die Thatkraft des Heeres, habe ich nach dessen Tode (den 10. Mai 1641) recht deutlich kennen gelernt. Es fehlte nicht viel, so hätte die Soldateska ihre Offiziere verjagt und sich nach allen vier Winden zerstreut. Wir wußten uns damals nicht anders zu helfen, als daß wir um die schleunige Rückkehr des edlen Torstenson baten, welcher todtkrank in Schweden lag. Seine Ankunft stellte schnell das ganze Vertrauen wieder her."

Torstenson. „So war es allerdings, und ohne diesen moralischen Beistand würde ich es nicht haben wagen dürfen, dem Kaiser noch einmal die Spitze zu bieten, denn unsere Heeresmacht war nach des edlen Baners Tode schnell bis auf ein kleines Häuflein zusammen geschmolzen. Da General Stahlhanske sich noch in Schlesien behauptete, suchte ich vor Allem mich mit ihm zu vereinigen. Im April 1642 ging ich bei Werben über die Elbe, nahm Jüterbogk und Luckau, zog Stahlhanske an mich, und schritt dann zur Belagerung von Glogau; denn es lag mir viel daran die Oder in meine Gewalt zu bringen, um das Geschütz leichter fortschaffen zu können, und in der Nähe ei-

nige feste Stützpunkte zu haben. Ich hatte jetzt erst 19,000 Mann, aber zahlreiches Geschütz, und erwartete davon noch mehr auf der Oder. Glogau fiel; auch Schweidnitz mußte seine Thore öffnen, nachdem ich den Herzog von Lauenburg aus dem Felde geschlagen hatte. Dann sendete ich meine Streifparteien nach Böhmen, fiel mit der Hauptmacht in Mähren ein und eroberte Olmütz. Gern wäre ich in einem Zuge bis Wien vorgegangen, aber der Erzherzog Leopold und Picolomini zeigten sich bei Brünn in solcher Stärke, daß ich für Schlesien besorgt war und dahin zurückkehrte, um mich dem General Wrangel zu nähern, der mir Verstärkungen aus Pommern zuführte. Ich war auf einige Zeit in die Defensive zurückgeworfen worden, befand mich aber nicht schlecht dabei; während meine Truppen in einer starken Stellung zwischen der Oder und Neiße ruhten und neue Kräfte sammelten, schwächte sich der Feind durch die fruchtlose Belagerung von Glogau. Der Entsatz wurde mir nach Wrangels Ankunft nicht schwer, doch durfte ich mich jetzt (im September) nicht noch einmal so weit vorwagen, weshalb ich es vorzog eine Stellung bei Schmiedeberg zu nehmen, die den Feind in Zweifel ließ, ob ich in Böhmen oder Sachsen einfallen würde.

„Die Schnelligkeit, mit der ich mich in den sechs Monaten bewegte, hatte meine Truppen sehr herunter gebracht; es fehlte an Geld und Bekleidungsstücken. Dies bewog mich die Winterquartiere in Sachsen zu nehmen, wo ich das Fehlende ergänzen konnte; hieraus, d. h. aus der immer fühlbarer werdenden Erschöpfung unserer Hilfsquellen, erklärt sich die scheinbare Planlosigkeit meiner Unternehmungen. Bei Zittau, das ich den 3. October eroberte, fand ich die Gegend ebenfalls ausgesogen, weshalb ich schnell nach Torgau marschirte, hier die Elbe überschritt, und dann Leipzig belagerte. Der kaiserliche Feldherr hatte sich schon früher nach Böhmen zurückgezogen, war aber über Dres-

den marschirt und erschien jetzt bei Leipzig. Auf der Ebene bei Breitenfeld kam es noch einmal zur Schlacht, mit demselben glücklichen Erfolge für die schwedischen Waffen. Der Mangel an Geld war damals so groß, daß ich nicht einmal die Soldaten belohnen konnte, welche Fahnen erobert hatten. Doch nun verbesserte sich unsere Lage schnell, denn Leipzig öffnete nach kurzem Widerstande die Thore und mußte unsere leeren Kassen füllen.

„Jetzt hatte ich wieder einmal freies Spiel in Sachsen, denn die kaiserlichen Truppen gingen bis Böhmen zurück, und die sächsischen waren damals zu schwach, um sich in's freie Feld wagen zu dürfen. Sobald die nothwendigsten Bedürfnisse meines Heeres befriedigt waren, brach ich gegen Freiberg auf, und schloß diese feste Stadt schon am 27. December ein. Hier war ich aber nicht glücklicher als im Jahre 1639, weshalb ich die Belagerung den 17. Februar (1643) wieder aufhob, bei Strehla über die Elbe und dann bis Bautzen ging, wo ich meinen Truppen einige Wochen Ruhe gönnte.

„Zu dieser Zeit traten Verhältnisse ein, die auf die weitere Führung des Krieges den größten Einfluß hatten. Der Reichskanzler hatte mir im Vertrauen mitgetheilt, daß der König von Dänemark vom Kaiser bearbeitet werde, Schweden den Krieg zu erklären, hierzu aber keine große Lust bezeige, weshalb ich meine ferneren Unternehmungen darnach einrichten solle. Der Erzherzog Leopold und Fürst Piccolomini hatten den Dienst des Kaisers verlassen, und Gallas war wieder Oberbefehlshaber geworden, jedoch mit sehr beschränkter Macht. Günstiger zu einem Einfalle in Böhmen konnten die Verhältnisse kaum seyn. Gallas stand mit etwa 20,000 Mann bei Prag; Olmütz wurde von den Kaiserlichen belagert. Das hielt mich aber nicht ab, mit den 25,000 Mann, die ich zusammen bringen konnte, gerade auf Kollin loszugehen, von wo ich einen Theil meiner Reiterei bis

über Iglau hinausstreifen ließ, mit der Hauptstärke mich aber plötzlich gegen Olmütz wendete, um diesen Platz zu befreien, was ohne Gefecht gelang, worauf ich ganz Mähren in Contribution setzte.

„Bei dieser Gelegenheit muß ich mir über Gallas auch eine Bemerkung erlauben, ohne welche das Folgende kaum verständlich seyn dürfte. Dieser General war allerdings sehr unterrichtet und geschickt, zugleich aber so indolent und unvorsichtig im Glück, daß er keinen errungenen Vortheil zu benutzen verstand. Durch häufige Unfälle war er zaghaft geworden, und hatte das Vertrauen der Truppen verloren; man nannte ihn spottweise nur den „Heerverderber." Diesem Feldherrn gegenüber durfte ich mir jetzt Alles erlauben, wäre er auch doppelt so stark gewesen, und so brachte ich denn bald ganz Mähren in meine Gewalt.

„Mehr als jemals machte ich mir Hoffnung den Kaiser zum Frieden zu nöthigen. Da ging mir eines Tages (October) vom Reichskanzler der geheime Befehl zu: die Dänen zu entwaffnen, bevor sie Schweden gefährlich werden könnten. Gleichzeitig erhielt ich die Weisung, meine Märsche so einzurichten, daß Niemand den Zweck derselben errathen könne. Einen schwierigeren Auftrag hat nicht leicht ein Heerführer erhalten. Diesen Befehl und meine Dispositionen übergab ich versiegelt meinem vertrautesten Adjutanten mit der Bestimmung, sie dem ältesten General zuzustellen, für den Fall, daß mir etwas Menschliches begegnen sollte, und blieb nun der alleinige Bewahrer des Geheimnisses. Ich nahm 16,000 Mann der besten Truppen mit mir, wendete mich anfangs nach Schlesien, dann nach Sachsen, machte Miene in Baiern einzufallen, um den Franzosen dort die Hand zu bieten, marschirte aber nach Zerbst; hier ließ ich das Gerücht aussprengen, ich wolle die Winterquartiere im Halberstädtschen beziehen, brach jedoch plötzlich nach Havelberg auf.

Während dieser Kreuz- und Querzüge wurde mir nichts so schwer, als die Geheimhaltung meiner Absichten, wovon zum größten Theile das Gelingen abhing. Bisher hatte ich immer noch triftige Gründe für die angeordneten Bewegungen finden können. Dieser letzte Marsch erregte aber unter den Generalen und Truppen so große Unzufriedenheit, daß ich mich genöthigt sahe, das wahre Ziel zu bezeichnen, und nun auch sofort auf dem kürzesten Wege nach Holstein aufzubrechen. Zur Beschleunigung des Marsches wurde das Geschütz und Gepäck auf der Elbe eingeschifft, und am 12. December (1643) erreichten wir Oldeslohe.

„Unsere Erscheinung kam den Dänen sehr unerwartet. Nach wenigen Monaten hatte ich ganz Jütland in meiner Gewalt, und verstärkte mich aus Schweden. In Wien hatte man von dem Zwecke meiner Bewegungen keine Ahnung gehabt; man ließ einen Theil der Truppen nach Baiern aufbrechen, der andere sollte die verlornen festen Plätze in Mähren und Schlesien wieder erobern. Erst später entdeckte der Hofkriegsrath, daß er von mir arg getäuscht worden sey, und nun erhielt Gallas Befehl mit 30,000 Mann nach Jütland zu marschiren, wo er jedoch nicht vor Ende Juli ankam, weil Königsmark, den ich mit 4000 Reitern in Sachsen zurückgelassen hatte, den Marsch der Kaiserlichen vielfach behinderte. — Der dänische Reichsmarschall Bilde hatte die Absicht durch, Besetzung der Eider, in Verein mit dem kaiserlichen Heere, mir den Rückzug nach Holstein gänzlich zu sperren, und zu diesem Zwecke viele Verschanzungen, Verhaue, Ueberschwemmungen und dergleichen anbringen lassen. Die Idee war so übel nicht, doch zeigte ich ihm, daß mein Angriff stärker sey als seine Vertheidigung; ich vereinigte im August alle meine Truppen bei Rendsburg, brach hier durch und marschirte ohne Aufenthalt bis Boitzenburg, wo ich auf das linke Elbufer ging. Es möchte nicht leicht ein Marsch unter ähnlichen Ver-

hältnissen ausgeführt worden seyn. Gallas stand mir ganz nahe, als ich die Vertheidigungslinie an der Eider durchbrach, ich griff ihn aber nicht in der Flanke an, weil meine Absicht dahin ging, ihn von seinen Verbündeten zu trennen. Zu diesem Zwecke überschritt ich die Elbe, fest überzeugt, daß ihm die Dänen nicht über diesen Fluß folgen würden, weil sie sich zwar auf eine Landesvertheidigung, nicht aber auf einen Feldzug außer Landes eingerichtet hatten.

„So kam es auch. Gallas mußte sich nach Magdeburg werfen, wo er keine Vorräthe fand, doch aber das schwere Geschütz zurückließ und sich nach Bernburg wendete. Nunmehr faßte ich den Vorsatz, das kaiserliche Heer ganz zu Grunde zu richten. Ich umringte dasselbe bei Bernburg, dann bei Wettin und schnitt ihm alle Zufuhr ab, wobei ich die Umsicht und Thätigkeit des Generals Königsmark besonders rühmen muß. Anfang October gelang es zwar dem General Gallas mich zu täuschen und mit den Truppen nach Magdeburg zu entkommen — der einzige Ausweg, den ich ihm gelassen hatte, — seine Lage wurde aber dadurch nicht gebessert, denn ich schloß ihn hier abermals ein. Der Hunger wüthete bald so sehr unter der Besatzung, daß die Soldaten haufenweise zu mir übergingen. Zwar konnte ich nicht hindern, daß die Reiterei, durch mehrere sächsische Regimenter verstärkt, an einem sehr nebeligen Morgen sich durchschlug; ich verfolgte sie aber mit meiner Reiterei, überfiel sie unweit Jüterbogk, brachte 60 Offiziere, 1600 Reiter, 3500 Pferde in meine Gewalt und zerstreute den schwachen Rest. Königsmark hielt inzwischen Magdeburg eingeschlossen, ich aber wendete mich hierauf gegen Leipzig, eroberte Pegau, Zeitz, zerstreute alle sächsische Truppen, und bezog dann an der böhmischen Grenze Winterquartiere. Gallas hatte sich den 23. Dezember mit der Besatzung von Magdeburg durchgeschlagen, brachte aber nur 2000 Mann nach Böhmen.

„Daß ich ungeachtet der strengen Kälte schon Anfang Februar (1645) mit 16,500 Mann und 80 Geschützen in Böhmen einfiel, die Kaiserlichen den 6. März bei Jankau schlug, hierauf Olmütz entsetzte, Brünn belagerte, und den Brückenkopf vor Wien erstürmte, erwähne ich nur um zu zeigen, was man selbst mit so schwachen Kräften leisten kann, wenn der Gegner ganz entmuthigt ist. Es scheint überhaupt weniger schwer zu seyn Eroberungen zu machen, als dieselben zu behaupten; zu Ersterem gehört Glück und Unternehmungsgeist, zu Letzterem eine unausgesetzte Sorgfalt und Thätigkeit, ein umsichtiges Erwägen der gegenseitigen Verhältnisse, und die Gabe künftige Ereignisse zu errathen. Diese Eigenschaften findet man selten vereint, am wenigsten bei solchen Feldherren, welche den Freuden der Tafel und anderen Vergnügungen ungebührlich huldigen; sie lieben das Nachdenken nicht und überlassen gern Alles dem Glücke, oder ihren Untergebenen."

Herzog **Bernhard.** „Die letzten Feldzüge des edeln Torstensons sind allerdings vom überraschendsten Erfolge gewesen, und ich nehme keinen Anstand die Ueberlegenheit der Offensive anzuerkennen, wenigstens in dieser letzten Periode des Krieges. Aber ich bin dieserhalb nicht gesonnen, meine früher geäußerten Ansichten als irrthümlich zu bezeichnen, so wenig Ueberwindung es mir auch kosten würde, der Wahrheit ein solches Opfer zu bringen. Feldmarschall Torstenson hat die Hauptursache der Siege seiner Kriegspartei sehr richtig angegeben, nur hätte auch noch bemerkt werden sollen, daß von 1640 ab die Theilnahme der Bevölkerung am Kriege immer schwächer wurde, da man des Krieges herzlich müde war und ihm durch ernsten Widerstand nicht neue Nahrung geben wollte. Hierdurch verloren die Städte, deren hartnäckige Vertheidigung früher das offensive Vorschreiten so sehr erschwerte, einen großen Theil von ihrer Wich-

tigkeit, die Defensive mithin auch einen großen Theil von ihrer intensiven Kraft. Freiberg widerstand zwar allen Angriffen der Schweden, aber die Sachsen thaten in der letzten Zeit im Allgemeinen sehr wenig, sonst hätte der schwedische Feldherr nicht wagen dürfen, mit einem so schwachen Heere wiederholt in Böhmen und Mähren einzufallen."

Herzog **Georg.** „Ich schließe mich dieser Meinung an, und füge dem noch hinzu: daß das Kraftvermögen eines Heeres nicht ausschließlich durch die Zahl und Güte der Streiter bedingt wird. Es kommt auch darauf an, daß ein Heer auf dem Kriegsschauplatze die Mittel zu seinem Unterhalte finde. Nach den planmäßigen Verheerungen in Sachsen, Böhmen und Mähren war aber das Land so erschöpft, daß man nur noch mit kleinen Heeren von höchstens 20,000 Mann operiren konnte, und selbst diese fanden kaum die nothdürftigsten Mittel zum Unterhalte. In Niedersachsen und im Hessischen war es nicht viel besser, weshalb ich mich veranlaßt fand, bei meiner Reiterei alle Handpferde abzuschaffen, was sie zwar zu schnellen Angriffszügen auf große Entfernungen — auf welche ich mich ohnehin nicht einlassen durfte — weniger befähigte, weil die Pferde mehr zu tragen hatten und nicht gewechselt werden konnten, dagegen aber den Unterhalt und die taktische Verwendung der Reiterei sehr erleichterte."

Königsmark. „Was den letztern Punkt betrifft, so bin ich mit dem edeln Herzog nicht einverstanden. Ohne Handpferde würde ich niemals im Stande gewesen seyn, so rasche Züge auszuführen, wie mein Oberfeldherr mir unaufhörlich vorschrieb, und wobei ich oft 6 bis 8 Meilen den Tag auf schlechten Wegen zurücklegen mußte. Auch würde ich manche Stadt nicht in meine Gewalt gebracht haben, denn ich bediente mich bei solchen Expeditionen der Handpferde gewöhnlich, um das nöthige Fußvolk mitzunehmen. In der Nähe

des Feindes bestieg jeder Reiter sein bestes Pferd, und die Handpferde wurden mit den Troßbuben unter schwacher Bedeckung zurückgelassen. Ich erinnere mich keines Falles, daß ich dadurch in meinen Angriffsbewegungen wesentlich behindert worden wäre."

Werth. „Auch mir haben die Handpferde gute Dienste geleistet, und ich würde deren Abschaffung nicht zugegeben haben. Diese Pferde hinderten mich überall weniger, als die vielen Munitions- und Packwagen, welche ja auch dem Heere überall folgen mußten."

Bauer. „Wir wären also nun darüber einverstanden, daß der Angriff stärker sey, als die Vertheidigung, obschon ich zugeben muß, daß in der letzten Periode unseres Krieges eine geordnete Defensive fast zu den Unmöglichkeiten gehörte, und daß man sich nur durch die Offensive noch erhalten konnte. Aber ich wiederhole es, auch unter weniger ungünstigen Verhältnissen, wie die damaligen, wird die Offensive immer das Uebergewicht behaupten. Im Kriege kann nur die Anwendung der äußersten Gewalt zu großen Resultaten führen; man muß einen großen entscheidenden Zweck mit Energie und Beharrlichkeit verfolgen. Die Gefahr im Falle des Mißlingens wächst dadurch, das ist wahr; aber diese Vorsicht auf Kosten des Zwecks zu vermehren, ist keine Kunst, das ist eine falsche Kunst und der Natur des Krieges entgegen: für große Zwecke im Kriege muß man auch Großes wagen."

Die Sitzung wurde zwar noch nicht aufgehoben, das Weitere ist aber von geringerer Bedeutung. Gern hätte auch ich meine Ansichten geltend gemacht, dies durfte ich aber ohne besondere Aufforderung nicht wagen. Endlich mußte ich stillschweigend bekennen, daß Baners Schlußworte aus meinen Schriften entlehnt waren, und daß er meine eigenen Lehrsätze zur Unter-

stützung seiner Behauptung sehr geschickt angewendet hatte. Ueberhaupt will ich auch gar nicht in Abrede stellen, daß in der letzten Zeit des dreißigjährigen Kriegs die Offensive zur stärkeren Form erhoben wurde, und die Defensive aller soliden Grundlage entbehrte. Aber die Verhältnisse waren damals von so eigenthümlicher Art, daß man nicht berechtigt ist, allgemein giltige Schlüsse daraus zu ziehen. Jeden Falls scheint eine sehr sorgfältige Erwägung der Verhältnisse und Umstände vorausgehen zu müssen, bevor ein Feldherr sich entschließt, wie er sein Verfahren im Kriege einzurichten gedenkt.

Sechster Brief.

Olymp, den 5. Juni 1835.

Etwas über die Beweggründe zum Handeln im Kriege. Eine kriegswissenschaftliche Diskussion unter Minervens Vorsitz. Vermummte Redner und anonyme Schriftsteller. Feststellung der Begriffe von Angriff und Vertheidigung, in politischer, strategischer und taktischer Beziehung. Bestimmungsgründe für die Wahl einer dieser beiden Kriegsformen. Ansichten eines Römers über das Wesen und den Werth der Vertheidigung.

Meine Bekanntschaften im Olymp erweitern sich täglich und werden immer interessanter. Die einseitigen Ansichten über die Leistungen mancher Feldherrn, die wir auf der Erde unter die sehr mittelmäßigen zu zählen uns herausnahmen, verlieren sich bald, wenn man sie über ihre Verhältnisse selbst sprechen hört, und machen am Ende stiller Bewunderung Platz. Die Kriegsgeschichtschreiber lassen sich durch ihre theoretischen Subjunctionen nur zu leicht zu schiefen Urtheilen verleiten, und raisonniren dann durch Sophismen in die Geschichte hinein und aus ihr wieder heraus, wie es gerade mit ihren Ansichten übereinstimmt. Selbst den gewissenhafteren und vorurtheilsfreieren Geschichtschreibern darf man nicht unbedingt glauben, daß die Beweggründe, welche sie der Handlungsweise ihrer Helden untergelegt haben, immer die richtigsten gewesen sind. Wer nicht pedantisch an der Form klebt, und mit forschendem Blicke die Natur des Krieges untersucht, kann unmöglich lange in Zweifel bleiben, daß nur ein sehr kleiner Theil der Beweggründe, welche die Feldherren bei der Wahl ihrer Operationen bestimmen, zur öffentlichen Kenntniß kommt, weil die Mehrzahl dieser Gründe von der Art ist, daß sie verschwiegen werden müssen.

Nächst der Natur des Krieges ist es aber vornehmlich die

Unvollkommenheit des Menschen, welche das Auffinden der wahren Beweggründe so überaus schwierig macht. Man darf nicht voraussetzen, daß jeder Feldherr immer aus lauter zureichenden Gründen, also völlig systematisch handelt. Bald läßt er sich durch eine Art natürlichen Instinkts leiten und trifft, ohne sich der eigentlichen Gründe klar bewußt zu seyn, zufällig das rechte Mittel. Bald folgt er nur dem Rathe Anderer, oder höheren Befehlen, die ihn zu Handlungen veranlassen, welche mit den vorangegangenen Schritten nicht so leicht in Einklang zu bringen sind, und gewisse Uebergangsperioden herbeiführen, die alle Merkmale der Planlosigkeit an sich tragen. Auch die äußeren Eindrücke bleiben nicht ohne Rückwirkung, denn wenige Feldherren haben ein so hartes Gemüth, daß sie bei großen Drangsalen der Truppen ihren Vorsätzen immer treu zu bleiben vermöchten, oder das, was sie als nothwendig erkannt, auch rücksichtslos durchzuführen die Willenskraft haben.

Bei dem mir angebornen Streben die Wahrheit zu erforschen, kannst Du leicht denken, mein Freund, daß ich hier jede Gelegenheit benutze, mir über zweifelhafte Verhältnisse aus früheren Kriegen die gewünschte Aufklärung zu verschaffen. Ich verkehre deshalb viel mit den berühmten Generalen der Vorzeit, wobei Scharnhorst mich gewöhnlich begleitet. Auch Gneisenau ist ein Freund solcher Exkursionen, und ich verbringe manchen Abend in ihrer Gesellschaft. Durch Merkurs Gefälligkeit bin ich in Besitz eines Exemplars des olympischen Addreßkalenders gekommen, aus dem ich leicht ersehen kann, ob die Person, welche ich zu besuchen wünsche, sich auch wirklich in den olympischen Vorstädten, oder zur Zeit noch auf Tenare befindet. Mit den Bewohnern des Letzteren dürfen wir nicht ohne besondere Erlaubniß verkehren. Wer aber den Olymp bewohnt, ist leicht zu finden.

Jede Nation hat ihr besonderes Viertel, wie man bei Euch

ſagt, ſelbſt wenn es mehr als vier ſolcher Bezirke giebt. Will man z. B. einen engliſchen General oder Admiral ſprechen, ſo ſetzt man ſich in die erſte beſte Droſchke und ſagt dem Führer: „In das engliſche Viertel.“ Die Zeitgenoſſen eines jeden Jahrhunderts bewohnen eine und dieſelbe Straße; die Theilnehmer an derſelben Schlacht bewohnen auch daſſelbe Haus, und es haben ſowohl die Straßen als die Häuſer ſtets ein darauf bezügliches Schild, mit entſprechender Aufſchrift. Man braucht alſo nicht erſt einen Lohnbedienten zu nehmen, oder die Zeit mit vielen Fragen zu verlieren. Die Nationalität ſpricht ſich auch hier durch Aeußerlichkeiten aus, denn unſer Leben gleicht dem Leben auf der Erde zur Zeit noch in ſehr vielen Beziehungen, nur daß wir weniger phyſiſche und mehr geiſtige Bedürfniſſe haben, und uns mancher weſentlicher Vorzüge erfreuen.

Eigentlichen Krankheiten ſind wir gar nicht unterworfen, und wer ehedem ehrenvolle Wunden empfangen hat, empfindet an den Jahrestagen derſelben ein überirdiſches Entzücken. Alle abgeſchoſſene, abgelöſte, zerſchmetterte und verſtümmelte Glieder, verlorne Augen, Ohren, Zähne u. ſ. w. erſetzen ſich hier augenblicklich wieder; doch tritt eine äußerliche Verjüngung nicht ein, was auch ſein Gutes hat, weil man ſonach gleich erſehen kann, ob Einer im Jünglings-, Mannes- oder Greiſenalter geſtorben iſt.

Wie es im uralten Olymp, d. h. in den höheren Regionen zugeht, erfahren wir nur ſehr unvollſtändig durch Merkurs „olympiſchen Beobachter“ und durch die „Hof- und Staatszeitung.“ Andere Nachrichten haben wir nicht. Dafür entſchädigen wir uns deſto mehr durch geſelligen Verkehr, auch fehlt es uns nicht leicht an Neuigkeiten von Euerem Erdballe, womit uns die Ankommenden ſehr reichlich verſehen, wenn man ſich nur ſonſt die Mühe geben will ſie auszufragen. Da Ohrenbläſer,

Verläumder und ähnliche Menschen unsere Gesellschaft nicht verunreinigen, so ist die Unterhaltung frei und ungezwungen, auch fällt es Niemand auf, wenn Einer oder der Andere ganze Stunden lang in der Gesellschaft sitzt, ohne ein Wort zu sprechen, denn unsere ganze Lebensweise im Olymp ist mehr contemplativer Natur.

Nur Eines vermißt man ungern; es ist der Umgang mit geistreichen und edlen Frauen, die, wie die Männer, für sich ganz allein leben, so lange nämlich der Aufenthalt in den olympischen Vorstädten dauert. Nur bisweilen kommen wir mit ihnen zusammen, aber nie ohne Veranlassung einer Göttin, was auch immer einen besonderen Zweck hat.

Oeffentliche Lustbarkeiten, wie Jagden, entfernte Ausflüge, Concerte, Schauspiele, Maskenbälle u. s. w., können nur von den Göttern und Göttinnen veranstaltet werden, und wer dazu nicht eingeladen wird, hat auch keinen Zutritt. Dagegen zeichnen sich diese Feste durch Originalitäten aller Art aus; doch davon ein anderes Mal, wenn ich Besseres nicht zu schreiben habe. Für heute mußt Du mir im Geiste in eine Versammlung folgen, welche Minerva selbst veranstaltet hatte, um einige wichtige Fragen in Bezug auf Krieg und Kriegführung zur Diskussion zu bringen.

Der Versammlungsort war ein großer Pavillon, äußerlich wie der Invalidendom zu Paris gestaltet, im Innern aber eben so geschmackvoll als dem Zwecke entsprechend dekorirt. Doch ich übergehe heute diese Einzelnheiten mit Stillschweigen, und will nur im Vorbeigehen bemerken, daß die Geladenen völlig vermummt erscheinen mußten, zu welchem Zwecke in den Vorzimmern schwarze Dominos mit Barets und Gesichtsmasken bereit lagen. Wäre die Ausschmückung des Saales weniger reich

und geschmackvoll gewesen, so hätte man allenfalls glauben können, es solle hier ein Vehmgericht gehalten werden.

Mir kam die ganze Anordnung etwas seltsam vor, doch mußte ich mich stillschweigend bald damit einverstanden erklären, nachdem Minerva die geheimnißvolle Sitzung mit einer Rede eröffnet hatte, in welcher sie zu beweisen suchte: daß die Freiheit der Diskussion durch persönliche Rücksichten nur beeinträchtigt werde, diese aber an Schärfe gewinnen müsse, sobald kein Sprecher den Anderen kenne. „Wären die Schriftsteller — setzte die Göttin hinzu — weniger eitel, so würde man ihre Namen seltener auf den Titelblättern finden; denn der Name hat mit der Sache nichts gemein. Manche treiben die Eitelkeit gar so weit, daß sie alle ihre Würden, ja selbst die verliehenen Orden mit anführen, um den nichturtheilsfähigen Leser im Voraus für sich zu gewinnen. Nur bei Geschichtschreibern ist die Nennung ihres Namens und Dienstverhältnisses von Nutzen, weil sich daraus abnehmen läßt, auf welchem Standpunkte der Wahrnehmung sie sich befanden, welche Mittel und Quellen bei ihren Arbeiten ihnen möglicher Weise zu Gebote stehen konnten, vorausgesetzt, daß die Vorrede darüber keine Auskunft giebt. Bei wissenschaftlichen Abhandlungen kommt es aber ganz allein auf die Richtigkeit und Schärfe des Urtheils an, einer anderen Garantie bedarf es nicht."

Ich dachte bei mir selbst, daß auch ich in dieser Beziehung nicht ganz frei von Vorurtheilen gewesen bin, und manche vielleicht recht gute Abhandlung nur deshalb mit geringerer Aufmerksamkeit oder gar nicht gelesen habe, weil der Name oder Rang des Verfassers mir kein rechtes Vertrauen zu seinem Erkenntnißvermögen einflößen wollten. Die Leser vom gewöhnlichen Schlage lassen sich vom Autoritätsglauben meist ganz beherrschen, und wer bei ihnen einmal offenen Credit hat, kann das absurdeste

Zeug schreiben, sie werden es ihm auf das Wort glauben, vielleicht selbst für genial halten, wenn nur der Sinn recht dunkel, die Rede hochtrabend, absprechend oder etwas mysteriös abgefaßt ist.

Noch erinnere ich mich der Zeit, als ein Schriftsteller vom Angriffe der Reiterei sagte: „Das Resultat eines Choks sey das Produkt der Masse, multiplizirt durch die Geschwindigkeit.“ Der große Haufe erstaunte über die hohe Weisheit des Verfassers, und hielt die Wahrheit dieses Lehrsatzes für unantastbar, weil derselbe in einem mathematischen Domino einherstolzirte; und doch widerspricht dem die tägliche Erfahrung, ja selbst die ganze Natur des Reitergefechts. Der Erfolg eines Reiterangriffs ist zu keiner Zeit etwas Anderes gewesen, als das Produkt des Muthes multiplizirt mit der Kraft — um bei derselben Redeweise stehen zu bleiben. Es gehört bekanntlich zu den allerseltensten Ausnahmen, daß zwei Reiterlinien im vollsten Laufe gegen einander stoßen, und es findet ein solches Zusammenrennen überhaupt nur zwischen einzelnen Regimentern, Schwadronen und noch kleineren Trupps statt, wenn alle Kräfte aufgeboten werden müssen, den Feind irgendwo (in Defiléen oder beim Debouchiren) aufzuhalten oder zurückzuwerfen. Man sollte meinen, daß beide Theile dabei niedergeritten werden müßten, aber der Instinkt treibt die Pferde schon von selbst an, das Zusammentreffen Kopf auf Kopf zu vermeiden, jedes Pferd sucht die Lücke zu treffen, und bricht dann auch durch. Bei den vielen Reiterangriffen in der Schlacht an der Moskwa sind einzelne Regimenter mehrmals auf diese Weise in einander geritten. Größere Reiterlinien ermäßigen die Schnelligkeit ihrer Bewegung in der Maße, als sie einander näher kommen. Da aber diese Linien selten ohne Lücken sind, so trägt sichs bisweilen zu, daß ein Reiterzug diese Lücken benutzt und mitten hineinsprengt, oder auch

bei sehr lockerer Fühlung des Gegners irgendwo durchbricht, worauf erst ein partielles, dann ein immer allgemeiner werdendes Säbelgefecht entsteht, wenn nicht die durchbrochene Linie ihr Heil in der Flucht sucht. Hieraus wird zugleich ersichtlich, daß der Sieger nicht immer einer größeren Reiterschaar bedarf, und es ist schon mancher doppelt so starke Gegner auf diese Weise geschlagen worden, mit nicht geringem Verluste an Verwundeten und Todten.

Aber ich vergesse hierüber, daß ich Dir von anderen Verhandlungen erzählen wollte, die ein allgemeineres und höheres Interesse haben. Da ich aber keinen der Sprecher namhaft machen kann, mußt Du Dich heute mit meinem Referat begnügen.

Minerva eröffnete der Versammlung, daß sie alle Privatvereine zu wissenschaftlichen Zwecken unter ihren besonderen Schutz genommen habe, sich aber auch die Protocolle über alle Verhandlungen zur Durchsicht ausbitte. Sie ermahnte zugleich die künftig entstehenden Vereine vorzugsweise sich mit Erörterung der Hauptursachen des glücklichen oder unglücklichen Ausganges einzelner Schlachten, ganzer Feldzüge oder Kriege zu beschäftigen; dabei aber nicht außer Acht zu lassen, ob in der gewählten Kriegsperiode der Angriff stärker als die Vertheidigung gewesen, oder umgekehrt. Um jedoch in Beziehung auf den letzteren Gesichtspunkt eine solide Basis für die Diskussion zu bekommen, müßten heute vor Allem die Begriffe und Merkmale des Angriffs und der Vertheidigung festgestellt werden, was bei ähnlichen Verhandlungen über den dreißigjährigen Krieg, die nachträglich zu ihrer Kenntniß gekommen, unbeachtet geblieben sey.

Hierauf baten mehrere der Anwesenden um das Wort, und es entspann sich eine Diskussion, von welcher Du im Folgenden ein kurzes Resumé erhältst.

„Politisch betrachtet ist ein Vertheidigungskrieg ein solcher, in welchem man überhaupt für seine Erhaltung oder Unabhängigkeit kämpft. Ein Angriffskrieg ist ein solcher, in welchem man den Gegner entweder vollständig niederwerfen will, um ihm später jede beliebige Bedingung des Friedens vorschreiben zu können, oder in welchem man ihm nur einzelne Theile seines Gebiets zu entreißen, ihn in einen unbehaglichen Zustand zu versetzen sucht, damit er sich bei den einzuleitenden Friedensunterhandlungen desto nachgiebiger zeige. Die erste Kriegsart macht die Aufbietung großer und nachhaltiger Kräfte nothwendig, ist auch ohne Theilnahme der Bevölkerung, sey es auf direkte oder indirekte Weise, nicht gut durchzuführen. Bei der letzteren Kriegsart, d. h. bei dem Angriffe mit beschränktem Ziele, reicht man mit wenigen Kräften aus, und die gegenseitige Erbitterung ist selten in einem hohen Grade wahrzunehmen.

Ein Feldzug ist strategisch defensiv, wenn man sich darauf beschränkt, den Gegner auf einem besonders auserwählten und vorbereiteten Kriegsschauplatze zu bekämpfen, durch dessen Behauptung das Objekt der Vertheidigung zugleich mit beschützt wird. Er ist strategisch offensiv, sobald man darauf ausgeht, dem Gegner im Innern seines Landes große Niederlagen beizubringen und sich daselbst auf die Dauer festzusetzen. Ob dabei Angriffs- oder Vertheidigungsschlachten geliefert werden, ändert nichts in der Sache. Wer die strategische Defensive angenommen hat, kann seine Schlachten und Gefechte eben so gut angriffsweise liefern, als man es bei der strategischen Offensive in seinem Interesse finden kann, sich vom Gegner angreifen zu lassen.

Eine Schlacht oder ein Gefecht ist taktisch defensiv, wenn man die Annäherung und theilweise auch den Aufmarsch des Gegners in ruhiger, wo möglich verdeckter, Stellung erwartet,

was jedoch den Gebrauch der Feuerwaffen, sobald dieselben wirksam werden können, so wie einzelne Anfälle mit einem Theile der Reiterei nicht ausschließt. Das Abwarten des feindlichen Angriffs bezieht sich also nur auf die zurückgehaltene Thätigkeit der Hauptmasse. Eine Schlacht ist taktisch offensiv, sobald man den Gegner aus der gewählten Stellung durch Waffengewalt zu vertreiben sucht, wobei jedoch auch Fälle eintreten können, daß einzelne Truppentheile (Brigaden, selbst Divisionen,) in gewissen Momenten des Gefechts sich auf die Behauptung einzelner Punkte beschränken, während die übrigen Truppen im Vorschreiten bleiben.

Ueberhaupt durchdringen sich Angriff und Vertheidigung so mannichfach im Kriege, daß eine völlige Scheidung derselben nach den vorherrschenden Tendenzen geradezu ein Unding seyn würde. Die Bewegung ist kein ausschließliches Prädikat des Angriffs, denn auch der Vertheidiger bewegt sich, nur seltener und auf kürzeren Strecken. Der Waffen bedienen sich Beide auf gleiche Weise.

Die Bestimmungsgründe für die Wahl des Angriffs oder der Vertheidigung können unter gewissen Umständen ganz dieselben seyn, weshalb nur im concreten Falle darüber abzusprechen ist. Wer bessere und geübtere Truppen, geschicktere Anführer als der Gegner hat, im Besitze guter Karten oder einer genaueren Kenntniß der Gegend ist, hat die meisten Ansprüche auf den Sieg, er möge nun selbst angreifen, oder den Angriff des Gegners abwarten. Das Letztere scheint jedoch dem Schwächeren größere Vortheile zu gewähren, weil man in diesem Falle mit Sicherheit darauf rechnen kann, daß der Gegner bei Entwickelung seiner Streitkräfte viel Blößen geben werde, die man dann mit Nachdruck benutzen muß. Sollte sich aber der Gegner in einer unverhältnißmäßig ausgedehnten Stellung befinden, so dürfte der

Angriff vorzuziehen seyn, da ein großer Theil seiner Kräfte unter solchen Umständen gar nicht mitwirken kann.

Der Besitz vortheilhaft gelegener Festungen und verschanzter Lager weist jedoch auf die Vertheidigung hin, weil dergleichen Punkte einen Theil der feindlichen Kräfte absorbiren, ihre Mitwirkung aber für den Vertheidiger verloren seyn würde, wenn er sich ganz von ihnen entfernen wollte. Eben so kann aber auch die Schwierigkeit der Verpflegung in den angrenzenden Provinzen ein Grund seyn, sich auf die Vertheidigung zu beschränken, weil man in diesem Falle Nachtheile vermeidet, denen sich der Feind dann unterwerfen muß. Die Verpflegung der Heere ist aber eben so wichtig als ihre Stärke, denn Letztere verwandelt sich ohne gnügende Verpflegung sehr bald in Schwäche. Daher muß sich die Kopfzahl eines Heeres nicht allein nach der Größe des Raumes richten, in welchem es handelnd auftreten soll, sondern zugleich auch nach den herbeizuschaffenden Unterhaltsmitteln. Wer mit 100,000 Mann durch die syrischen Wüsten ziehen wollte, würde darin umkommen; 20,000 Mann können sich aber, bei gehörigen Vorbereitungen, darin erhalten, und sind dann mehr werth, als eine zehnfach stärkere Macht, denn sie werden länger schlagfähig bleiben.

Auch die Theilnahme der Bevölkerung am Kriege kann ein Bestimmungsgrund werden. Es ist ein sehr gewagtes Unternehmen, mit geringer Uebermacht in einem Lande vordringen zu wollen, dessen Bewohner entschieden feindselige Gesinnungen gegen uns äußern. Die Verpflegung der Truppen wird nicht nur unendliche Schwierigkeiten haben, sondern man wird auch zu starken Entsendungen genöthigt seyn, sowohl um die Verbindung zwischen den getrennten Corps und mit den eigenen Hilfsquellen zu erhalten, als um den Nachschub und alle Arten von Transporte zu sichern. Man wird also für das Gefecht selbst

schwächer, und das ursprüngliche Uebergewicht sich bald ausgleichen sehen.

Nicht minder große Nachtheile hat der damit in Verbindung stehende Mangel an sicheren Nachrichten über des Feindes Stärke, Absichten und Bewegungen, so wie die Schwierigkeit, den Feind über das in Ungewißheit zu lassen, was wir gegen ihn im Schilde führen. Nur selten hat man ausreichende Mittel, die Bevölkerung durch strenge Maßregeln so einzuschüchtern, daß sie sich jeder Theilnahme an feindseligen Handlungen gegen uns enthält. In sehr kultivirten und industriellen Ländern ist ein solches Einschüchterungssystem leichter durchzuführen, als in unwegsamen Ländern mit dünner und an Entbehrungen gewöhnter Bevölkerung. In jedem Falle muß man aber Strenge mit Milde paaren, die Bösen abzuschrecken, die Guten für sich zu gewinnen suchen. Gerechtigkeit, gute Mannszucht und reiche Geldquellen scheinen unerläßliche Bedingungen zu seyn.

Welche Wahl man aber auch ergriffen haben möge, so darf man bei Durchführung der Offensive oder Defensive niemals vergessen, daß nur umsichtige und rastlose Thätigkeit, vereint mit der unerläßlichen Schonung der Truppen, zum erwünschten Ziele führen könne. Auch muß man die gewählte Kriegsform unbedingt für die vortheilhafteste halten, und das Vertrauen zu ihr auf jede Weise zu beleben suchen, denn das Vertrauen ist die Mutter großer Thaten."

Der Verlauf der Debatte war übrigens ungemein lebhaft, und man konnte sich über die charakteristischen Merkmale der Vertheidigung lange nicht verständigen. Die Einen verwarfen das Stillstehen, die Anderen das Entgegengehen des Vertheidigers geradezu. Jene führten als Grund an, daß die Wörter Angriff und Vertheidigung nur conventionelle Begriffe ent-

Angriff vorzuziehen seyn, da ein großer Theil seiner Kräfte unter solchen Umständen gar nicht mitwirken kann.

Der Besitz vortheilhaft gelegener Festungen und verschanzter Lager weist jedoch auf die Vertheidigung hin, weil dergleichen Punkte einen Theil der feindlichen Kräfte absorbiren, ihre Mitwirkung aber für den Vertheidiger verloren seyn würde, wenn er sich ganz von ihnen entfernen wollte. Eben so kann aber auch die Schwierigkeit der Verpflegung in den angrenzenden Provinzen ein Grund seyn, sich auf die Vertheidigung zu beschränken, weil man in diesem Falle Nachtheile vermeidet, denen sich der Feind dann unterwerfen muß. Die Verpflegung der Heere ist aber eben so wichtig als ihre Stärke, denn Letztere verwandelt sich ohne gnügende Verpflegung sehr bald in Schwäche. Daher muß sich die Kopfzahl eines Heeres nicht allein nach der Größe des Raumes richten, in welchem es handelnd auftreten soll, sondern zugleich auch nach den herbeizuschaffenden Unterhaltsmitteln. Wer mit 100,000 Mann durch die syrischen Wüsten ziehen wollte, würde darin umkommen; 20,000 Mann können sich aber, bei gehörigen Vorbereitungen, darin erhalten, und sind dann mehr werth, als eine zehnfach stärkere Macht, denn sie werden länger schlagfähig bleiben.

Auch die Theilnahme der Bevölkerung am Kriege kann ein Bestimmungsgrund werden. Es ist ein sehr gewagtes Unternehmen, mit geringer Uebermacht in einem Lande vordringen zu wollen, dessen Bewohner entschieden feindselige Gesinnungen gegen uns äußern. Die Verpflegung der Truppen wird nicht nur unendliche Schwierigkeiten haben, sondern man wird auch zu starken Entsendungen genöthigt seyn, sowohl um die Verbindung zwischen den getrennten Corps und mit den eigenen Hilfsquellen zu erhalten, als um den Nachschub und alle Arten von Transporte zu sichern. Man wird also für das Gefecht selbst

ſchwächer, und das urſprüngliche Uebergewicht ſich bald ausgleichen ſehen.

Nicht minder große Nachtheile hat der damit in Verbindung ſtehende Mangel an ſicheren Nachrichten über des Feindes Stärke, Abſichten und Bewegungen, ſo wie die Schwierigkeit, den Feind über das in Ungewißheit zu laſſen, was wir gegen ihn im Schilde führen. Nur ſelten hat man ausreichende Mittel, die Bevölkerung durch ſtrenge Maßregeln ſo einzuſchüchtern, daß ſie ſich jeder Theilnahme an feindſeligen Handlungen gegen uns enthält. In ſehr kultivirten und induſtriellen Ländern iſt ein ſolches Einſchüchterungsſyſtem leichter durchzuführen, als in unwegſamen Ländern mit dünner und an Entbehrungen gewöhnter Bevölkerung. In jedem Falle muß man aber Strenge mit Milde paaren, die Böſen abzuſchrecken, die Guten für ſich zu gewinnen ſuchen. Gerechtigkeit, gute Mannszucht und reiche Geldquellen ſcheinen unerläßliche Bedingungen zu ſeyn.

Welche Wahl man aber auch ergriffen haben möge, ſo darf man bei Durchführung der Offenſive oder Defenſive niemals vergeſſen, daß nur umſichtige und raſtloſe Thätigkeit, vereint mit der unerläßlichen Schonung der Truppen, zum erwünſchten Ziele führen könne. Auch muß man die gewählte Kriegsform unbedingt für die vortheilhafteſte halten, und das Vertrauen zu ihr auf jede Weiſe zu beleben ſuchen, denn das Vertrauen iſt die Mutter großer Thaten."

Der Verlauf der Debatte war übrigens ungemein lebhaft, und man konnte ſich über die charakteriſtiſchen Merkmale der Vertheidigung lange nicht verſtändigen. Die Einen verwarfen das Stillſtehen, die Anderen das Entgegengehen des Vertheidigers geradezu. Jene führten als Grund an, daß die Wörter Angriff und Vertheidigung nur conventionelle Begriffe ent-

hielten, und daß es Unsinn sey, dem Vertheidiger theoretische Vorschriften über sein formelles Verhalten machen zu wollen, da er sich ohnehin schon durch die Verhältnisse in der Freiheit des Handelns beschränkt sehe. Die Anderen hingegen behaupteten, daß die Wörter Angriff und Vertheidigung zwei Gegensätze andeuteten, und das formelle Verfahren mithin auch ganz verschieden seyn müsse; das Stillstehen sey aber das einzige unterscheidende Merkmal, wolle man dieses verwerfen, so entstehe daraus eine Verschmelzung der Begriffe, was gegen alle Theorie sey.

Das Wort „Theorie" veranlaßte eine riesige Gestalt zur heftigsten Replik. Aus dem Inhalte der Rede zu schließen, war es ein Römer, der sich das Wort erbat, und den Sprecher vor ihm durch das Gewicht der Gegengründe zu Boden schmetterte. „Die Theorie, sagte der riesige Mann, ist Zweck nur für den Gelehrten, für den Handelnden hingegen ein Mittel, seine Ansichten über Etwas schneller zu ordnen. Ob die Theorie des Kriegs ein streng systematisches Gebäude aufrichtet, oder darauf verzichtet, ist dem Handelnden, welcher davon Gebrauch machen will, ganz gleichgiltig, wenn sie ihm nur die Mittel zur Erreichung seiner Zwecke an die Hand giebt. Man hat zwar hier behauptet, daß der Vertheidiger nicht die Befugniß habe, seinen Gegner gelegentlich auch anzugreifen, weil er dann aufhöre Vertheidiger zu seyn. Eine unpraktischere Ansicht ist aber gewiß noch nie zu Tage gefördert worden!

„Soll eine Lehre der Vertheidigung Vertrauen erwecken, so muß sie nothwendig den Praktiker befriedigen, denn für angehende Logiker oder Philosophen ist sie doch wohl nicht geschrieben worden. Nun wird aber seltsamer Weise uns vorgepredigt: daß die defensive Strategie nur ihre Verbindung zu sichern, die defensive Taktik nur ihre Stellung zu behaupten, daß sie sich überhaupt ganz passiv zu verhalten habe. — Welcher vernünftige

Soldat wird jemals hierzu seine Einwilligung geben? — Ich bin in Italien, Spanien und Afrika manches Jahr auf die Vertheidigung beschränkt gewesen, hatte auf die Sicherheit meiner Verbindung oft sehr zarte Rücksichten zu nehmen; es ist mir aber niemals in den Sinn gekommen, unbeweglich wie eine Bildsäule zu bleiben. Nahm ich irgendwo eine feste Stellung, so geschah es nur, um den Feind entweder zum Angriffe, oder zum Vorbeigehen zu verleiten. Im ersten Falle beschäftigte ich ihn mit wenig Truppen, hielt die Masse möglichst zurück, und fiel über ihn her, nachdem seine Ordnung gebrochen war, wenn ich es nicht für angemessener hielt, das Gefecht ganz abzubrechen, um ihm anderswo entgegentreten zu können. Im anderen Falle verließ ich plötzlich meine Stellung, nicht aber um mich zurückzuziehen, sondern um den Feind nun selbst in der Flanke anzugreifen, was mir um so leichter war, da ich mich vorher mit dem Terrain auf das sorgfältigste bekannt gemacht hatte. Lag es in meinem Interesse, jedes Gefecht zu vermeiden, so theilte ich mein Heer in zwei Haufen, wovon der eine dem Feinde gegenüber, der andere ihm stets zur Seite blieb, bereit ihn anzufallen, sobald dem Stoße nicht mehr auszuweichen war.

„Nahm ich eine Vertheidigungsschlacht im offenen Felde an, so schickte ich dem Angreifer eine Wolke von Schleudersteinen, Pfeilen und Wurfspießen entgegen, und schwächte ihn dadurch schon vor dem eigenen wirksamen Waffengebrauche. Beim wirklichen Zusammentreffen der Massen trug ich Sorge, daß die vorderen Kämpfer von den hinteren oft abgelöst wurden, oder sich in die offenen Räume des Mitteltreffens ziehen konnten, bevor etwas entschieden war. Hier leistete ich nun mit vereinter Macht den hartnäckigsten Widerstand, wobei ich niemals wahrgenommen habe, daß unsere Vertheidigung ein Ausholen ohne Hieb gewesen sey. Wir schlugen vielmehr recht herzhaft

drein, und in meinen Triariern bewahrte ich immer noch eine Schaar frischer, im Kampfe erprobter Streiter, deren noch unversehrt gebliebenen Spitzen und Schneiden dem Feinde doppelt verderblich wurden, nachdem seine Waffen bereits abgestumpft, die Schilde, Helme und Panzer zerhauen, die Spieße zersplittert, die Kräfte erschlafft waren.

„Die Neueren, welche ihre Schlachten fast nur durch die Feuerwaffen entscheiden, deren Wirkungen so verheerend sind, haben noch viel weniger Ursache, angriffsweise zu verfahren, um größere taktische Erfolge zu erringen; denn der Vorrückende muß sein Feuer ganz oder theilweise einstellen, weil man gleichzeitig nicht schießen und auch marschiren kann, während der Stillstehende durch Nichts im Schießen gehindert wird. Ich würde mich daher nur bei entschiedener Ueberlegenheit zum Angriffe entschließen, wenn mir das freistünde. — Das Mißtrauen gegen die Vertheidigung ist nur durch das fehlerhafte Verfahren der Vertheidiger entstanden. Wer sich ganz frei und regungslos auf sanft abfallende Höhen postirt, sich ungebührlich ausdehnt, wenig oder nichts in Reserve behält, und seine Schwäche gleichsam zur Schau stellt, der wird trotz des Vortheils früherer und nicht unterbrochener Feuerwirkung unfehlbar geschlagen, sobald der Angreifer nur mit etwas Entschlossenheit zu Werke geht. In dieser ganz zweckwidrigen Verfassung sind fast alle Vertheidigungsschlachten geliefert worden, die einen unglücklichen Ausgang hatten.

„Wollen die Theoretiker sich nützlich machen — was man doch wohl voraussetzen darf — so müssen sie dem Schwächeren lehren, wie er dem Stärkeren mit Erfolg widerstehen könne, ohne gerade eines zeitraubenden und kostspieligen Apparats von Schanzen und anderen örtlichen Vertheidigungsmaßregeln bedürftig zu seyn. Es wird aber gewiß noch Niemand behauptet ha-

ben, daß der Schwächere sein Heil nur im Angriffe finden könne. Angreifen soll er zwar auch, aber nicht zuerst, sondern nachdem der Gegner sich bereits durch viele fruchtlose Angriffe selbst geschwächt hat, hierdurch eine Art Gleichgewicht der Kräfte eingetreten ist, das der Vertheidiger auf einzelnen Punkten in ein Uebergewicht für sich zu verwandeln suchen muß, wäre es auch nur moralischer Natur. Der günstigste Moment hierzu darf aber nicht verfehlt werden; er tritt ein, sobald der feindliche Angriff auf einem wichtigen Punkte mehrmals hintereinander nachdrücklich abgewiesen worden ist. Man halte also hinter solchen Punkten frische Truppen bereit, lasse sie aber nicht eher hervorbrechen, bis dadurch ein allgemeiner Umschwung der Verhältnisse herbeigeführt werden kann, denn jeder unzeitige Uebergang zum Angriffe führt ins Verderben.

„Wenn man nun aber sieht, wie einzelne Theoretiker, aus Vorliebe zum Systematisiren, der Vertheidigung alle Selbstständigkeit abzusprechen bemüht sind, indem sie dieselbe als einen an Händen und Füßen gefesselten, oder wie vom Schlagflusse gelähmten Kämpfer darstellen, der Alles geduldig über sich ergehen läßt, für sich selbst nichts durchzusetzen vermag und am Ende „Hilfe beim Gegner," d. h. beim Angriffe suchen muß; — so wird man zu der Vermuthung berechtigt, daß solche Theoretiker den Vertheidiger nur deshalb so hilflos darstellen, weil sie sich unfähig fühlen, ihn zu überwinden, wenn er in stärkerer Form erschiene."

So sprach der vorurtheilsfreie Römer, und Minerva nickte ihm Beifall zu. Mein Nachbar zur Rechten lispelte ein Bravissimo in den Bart, und drückte mir kräftig die Hand. Als die Sitzung aufgehoben wurde, folgte ich dem Nachbar auf dem Fuße, und entdeckte in der Garderobe, daß es der Feldmarschall Gneisenau gewesen war, der mich schon früher erkannt hatte.

Gern hätte ich auch den rieſigen Römer aufgeſucht, er verſchwand aber in einem Seitengange und kam nicht wieder zum Vorſchein.

Du kannſt nun Deinen theoretiſchen Freunden erzählen, wie man im Olymp über dieſe Verhältniſſe denkt, und ſie vor Irrthümern warnen, die, wenn ſie jemals Wurzel in den Köpfen der Menge faſſen ſollten, die verderblichſten Folgen für Deutſchlands Selbſtſtändigkeit haben könnten; denn die Deutſchen werden noch manches Mal in den Fall kommen, Vertheidigungskriege führen zu müſſen.

Siebenter Brief.

Olymp, den 25. Auguſt 1835.

Warum guter Rath oft über Nacht kommt. Miſſion nach Tenare; unfreiwilliger Aufenthalt am Styx. Naturhiſtoriſche Merkwürdigkeiten. Urſprung der Mucker; wie Charon ſie empfängt. Verwandlung der Philoſophen. Charons Gasbereitungsanſtalt. Ankunft zweier Philoſophen; verunglückte Beweisführung. Ausflug nach Arkadien. Münchhauſens phyſikaliſche Experimente mit Pferden; er gründet eine Luftverdichtungsgeſellſchaft auf Actien.

Die Möglichkeit, mein theurer Freund, Dir briefliche Nachrichten von hier zugehen laſſen zu können, gewährt mir zwar einen hohen Genuß, doch erzeugt die Unmöglichkeit, dergleichen auch von Dir zu empfangen und Deine Anſichten über meine wiſſenſchaftlichen und geſchichtlichen Mittheilungen zu vernehmen, auch einiges Mißbehagen. Indeß verſicherte mir neulich Merkur, daß ich nun bald in die Klaſſe derjenigen Verſtorbenen aufrücken werde, denen es zuweilen geſtattet wird, kurze Ausflüge nach der Erde zu machen, um die Ihrigen ungeſehen zu beobachten, im Traume ihnen zu erſcheinen, und überhaupt in eine nähere Beziehung zu ihnen zu treten.

Oft haben wir in kritiſchen Lagen zu einander geſagt: „Vielleicht kommt guter Rath uns über Nacht.“ Wir ſchliefen troſtlos ein, und wachten hoffnungsvoll wieder auf. Wie das eigentlich zuging, begriffen wir nicht. Die Eitelkeit redete uns zwar vor, daß die beſſere Erkenntniß über Nacht, eine Folge unbemerkter Seelenthätigkeit, alſo immer ein Produkt unſerer geiſtigen Kraft geweſen ſey. Aber jetzt weiß ichs beſſer. Der gute Rath über Nacht kam nicht von uns ſelbſt, denn im Schlafe iſt nur die Phantaſie, nicht aber der Geiſt, am wenigſten die kri-

tiſche Vernunft thätig; er kam von unſerem Schutzgeiſte, der aus den Höhen des Olymp zu uns hernieder geſtiegen war, ſich unſerer Rathloſigkeit erbarmte, uns erleuchtete. Aber nur wenige Menſchen erfreuen ſich der göttlichen Gnade auf dieſe Weiſe; es ſind immer nur die Beſcheidenen, die ihre menſchliche Unvollkommenheit in Demuth erkennen, Rath und Hilfe nur vom Urheber alles Guten erwarten, und dafür auch dankbar ſind. Dein edles Gemüth iſt mir ein ſicherer Bürge, daß auch Du zu dieſen Ausgezeichneten gehörſt, und Dein hell erleuchteter Geiſt läßt mich vermuthen, daß Du ſchon längſt in ſolchen Beziehungen zu unſeren früher Verſtorbenen geſtanden haſt. Wenn das, was ich vor Jahren zur Belehrung Anderer in ſtiller Einſamkeit niedergeſchrieben, wirklich ſo gut und zweckmäßig iſt, wie die Rezenſenten in den Berliner, Darmſtädter und Wiener Militärzeitſchriften verſichern, ſo bin ich weit entfernt zu glauben, daß dies nur allein mein Verdienſt ſey, gewiß haben auch mich die Geiſter derer erleuchtet, von welchen und über welche ich ſchrieb. Und was dabei Irrthümliches vorgekommen ſeyn mag, iſt vielleicht nur durch boshafte Geiſter hineingetragen worden, die entweder an den betreffenden Perſonen, oder vielleicht auch an mir ſelbſt, Rache nehmen wollten.

Auch was ich Dir jetzt brieflich mittheile wird noch mancher Berichtigung bedürfen, ehe es zur vollſtändigen Wahrheit ſich geſtaltet, denn obſchon wir in dieſen hellen Räumen viel weniger den Täuſchungen unterworfen ſind, als Ihr Erdbewohner, ſo haben wir doch denjenigen Grad der Erleuchtung noch nicht erlangt, welcher uns in allen Dingen vollkommen klar ſehen läßt. Der Weg zur Vollkommenheit iſt ſehr weit, und wir müſſen die einzelnen Grade immer erſt verdienen. Zuweilen werden ſelbſt hier noch Rückſchritte gemacht, und ich befürchte ſogar, daß unſer Seydlitz, der ſich des Irdiſchen nur mit gro-

ßer Mühe zu entschlagen vermag, ehestens eine retrograde Bewegung machen wird, so sehr Mars ihn auch in Schutz nimmt.

Du wirst Dich entsinnen, mein Freund, daß Seydlitz von Münchhausen eingeladen wurde, ihn fleißig auf Tenare zu besuchen, wo Dieser physikalische Experimente mit Dampfpferden anstellen wollte. Seydlitz nahm bald darauf vier Monate Urlaub, kehrte etwas verändert zurück, bat wieder um Urlaub, hielt nach Ablauf desselben um Verlängerung an, und wollte zuletzt gar nicht wieder kommen. Mars schickte mehrmals in sein Quartier, wurde über das lange Wegbleiben seines Lieblings sehr ungeduldig, und trug vor acht Tagen dem General Scharnhorst auf, nach Tenare zu gehen, um zu sehen was Seydlitz dort eigentlich mache. Vielleicht war auch ein wenig Eifersucht dabei im Spiele; Du weißt ja aus der Göttergeschichte, wie sehr Mars in die Venus verliebt ist, und wie wenig Gefallen diese an den Liebkosungen ihres rußigen Vulkans findet, dem sie nur aus Convenienz ihre Hand gegeben hat. Der Kriegsgott ist jedoch jetzt so anhaltend beschäftigt gewesen, daß er der schönen Göttin nur selten huldigen konnte, ihr aber durch Seydlitz immer viel Schönes sagen ließ. Nun scheint er endlich zu befürchten, daß dieser auf eigene Rechnung galant gewesen sey, daher die Mission nach Tenare.

Scharnhorst hatte Erlaubniß erhalten mich mitnehmen zu dürfen, und so reisten wir denn mit Kurierpferden ab, d. h. mit den Sonnenrossen. Die Fahrt ging schnell, und nach wenig Minuten waren wir am Ziele. Zum Unglück ging aber der Styx noch stark mit Eis, was er im Sommer oft zu thun pflegt, während im Winter sein Wasser so heiß ist, daß man Straußeneier darin hart sieden kann. Charon hatte deshalb die fliegende Fähre in eine Felsenbucht bringen lassen, und wir mußten zwei Tage am diesseitigen Ufer verweilen, bevor wir übergesetzt wer-

den konnten. Dieſe Unterbrechung war uns allerdings nicht angenehm, denn der Aufenthalt bei dieſem mürriſchen Patron hatte etwas ſchauerliches. Doch giebt es keine Widerwärtigkeit in der ganzen weiten Welt, die nicht auch ihr Gutes hat; ſo war es auch hier, und ich will Dir vorerſt erzählen, was wir geſehen und erfahren haben; zu Seydlitzens Abenteuern komme ich noch Zeit genug.

Unweit der Ueberfahrt ſtürzt ſich der Styx aus einem natürlichen Tunnel in ein großes Felſenbecken von ungeheurer Tiefe, worauf ſein Lauf etwas gemäßigter wird. Am Ueberfahrtspunkte iſt er ungefähr ſo breit, wie der Rhein bei Bingen; die Tiefe beträgt vierzig Berliner Fuß, die Schnelligkeit acht Ellen in der Sekunde. Die Eisſchollen waren über zwei Ellen dick, dunkelgrün, aber nicht durchſichtig.

Als wir in ſtille Betrachtung über dieſen ſeltſamen Strom der Unterwelt verſunken waren, gewahrten wir unfern von uns zwei Männer in lebhaftem Wortwechſel; es waren die Naturforſcher Linnée und Cuvier, welche kleine Stücken Eis losſchlugen, und in ein Kohlenbecken warfen. Linnée hatte behauptet, das Waſſer ſchmecke ſalzig, Cuvier ließ ſich aber nicht ausreden, daß es ſüß ſchmecken müſſe, und baute allerhand Hypotheſen darauf. Beide hatten Unrecht, denn als der Schmelzungsprozeß vorüber und das Eis flüſſig war, verwandelte es ſich augenblicklich in eine breiartige Subſtanz, etwa wie Froſchlaich, und hatte die Farbe und den Geſchmack vom Caviar.

Wir waren inzwiſchen näher getreten, ohne von den beiden Gelehrten bemerkt worden zu ſeyn, deren Erſtaunen uns höchlichſt ergötzte. Doch bald erhob ſich ein neuer Streit, und Jeder wollte zuerſt erklären, was die in der Flüſſigkeit befindlichen kleinen linſenförmigen Körper enthielten. Bevor ſie ſich darüber verſtändigen konnten, trat Charon hinzu und löſte das Räthſel.

„Dieser Froschlaich, sagte er, ist nichts anderes als eine besondere Gattung von Koboldssaamen, „Muckereier" genannt. Durch einen unterirdischen Kanal strömt ein kleiner Arm des Styx der Ostsee zu, und tritt vorzugsweise in das frische Haff. Sobald das Eis dort schmilzt, verwandelt sich der Froschlaich in Myriaden von Insekten, welche man „Muckerfliegen" nennt. Diese Fliegen haben ihren Hauptsitz in Königsberg, wo sie des Nachts in allerlei Gestalten ihr unheilvolles Wesen treiben. Meist erscheinen sie als Wölfe in Schafskleidern, reden frommen Unsinn, und suchen die Einfältigen zu bethören. Wenn so eine abgestandene Muckerseele von mir übergesetzt seyn will, werfe ich sie gewöhnlich in das große Felsenbecken dort, denn selbst auf Tenare will man sie nicht dulden. Die beiden Herren da (indem Charon auf die Naturforscher wies) werden diesem Geschmeiße in ihrer Naturgeschichte noch ein besonderes Kapitel widmen müssen, denn als Vater Noah seine Arche baute, gab es noch kein solches Insektengeschlecht, das ist eine ganz neue Erfindung."

Linnée schüttelte bei dieser Erzählung bedenklich das Haupt. Cuvier hingegen zog aus seiner Reisetasche eine schöne Austermuschel von der Größe eines Suppentellers hervor, die er in der benachbarten Bucht gebrochen haben wollte, und fragte Charon: ob diese Amphibie, oder was es sonst vorstelle, auch schon zu Noahs Zeiten bekannt gewesen sey. „Beim Styx — rief der Fährmann aus — damals haben wir noch keine Amphibien gehabt; Alles was da lebte war entweder männlichen oder weiblichen Geschlechts, es gab kein Zwitterding, kein Neutrum. Jedes wußte bestimmt wozu es auf der Welt war, wir standen mit uns selbst niemals im Widerspruch. Das Geschlecht der Amphibien ist aus den Fehlschlüssen der Philosophen entsprungen, die in dem Bestreben das Wahre heraus zu finden, die Wahrheit selbst

verloren haben, und mit einer künſtlich erzeugten Wahrheit ihr Spiel treiben, zum Aerger aller Vernünftigen. Minerva, welche den Teufelsſpuk nicht länger mit anſehen mochte, hat es durch vieles Bitten bei Onkel Pluto endlich dahin gebracht, daß er einige der tollſten Philoſophen in Thiere verwandelte. Die große Auſter, welche Herr Cuvier hier aufgefiſcht hat, iſt ein Amphibiolith, war aber urſprünglich ein Philoſoph, der durch die Amphibolie ſeiner Reflexionsbegriffe, d. h. durch ihre Doppelſinnigkeit, Verwechſelung und falſche Stellung, ſich das Anſehen tiefer Gelehrſamkeit gab, bei der Gaslampe betrachtet aber nur die Wahrheit verdrehte. Zur Strafe dafür wurde er in dieſe Auſter verwandelt, und die Zeit ſeiner Erlöſung iſt noch ſehr fern." — Ich fühlte bei dieſer Offenbarung ein entſetzliches Grimmen in den logiſchen Eingeweiden, und dachte an die Möglichkeit einer ähnlichen Verwandlung, tröſtete mich aber ſchnell damit, daß meine Verwandlung bereits eingetreten ſeyn müſſe, hätte ich einer ſolchen Wahrheitsverdrehung mich jemals ſchuldig gemacht.

Cuvier ſchien unter uns das meiſte Intereſſe an dem Geſpräche zu nehmen, und fragte Charon ſogleich: ob er des Nachts auch Gasbeleuchtung habe, und woraus ſein Gas bereitet werde? „Die Gasbeleuchtung, erwiderte dieſer, iſt in Tenare ſchon lange eingeführt, denn bei der neuen Dislocation der Verſtorbenen, zu Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts nach Eurer Zeitrechnung, mußten alle Talgſiedereien und Oelraffinerien abgeſchafft werden, weil das Fegefeuer viel tiefer zu liegen kam. Durch dieſe Neuerung hatte ich großen Verluſt, denn die ganze Beleuchtung von Tenare war mir unter ſehr vortheilhaften Bedingungen in Pacht gegeben. Ich reichte deshalb eine Beſchwerdeſchrift bei Pluto ein, der mich an Merkur verwies, und dieſer hat das Gas erfunden. Was die Zubereitung betrifft, ſo richtet ſich das nach dem Gebrauche. Im Freien brenne ich

Steinkohlengas, in den obern zehn Hallen von Tenare habe ich Versuche mit Maikäfergas gemacht, die recht befriedigend ausgefallen sind. Im Olymp wollen sie aber immer etwas Besonderes haben, und da muß ich meine Zuflucht zu anderen Ingredienzen nehmen. Das beste und angenehmste Licht geben die aus Lügen und Windbeuteleien bereiteten Gase, woran ich keinen Mangel empfinde, denn die Verfertiger dieser travestirten Wahrheiten kommen alle in mein Reich. Bevor ich sie nun übersetze, müssen die Lügner und Windbeutel ihr ganzes Gas ausschwitzen, ich komme also sehr wohlfeil dazu."

Ich hatte mich inzwischen von meinem Schrecken wieder erholt, und wünschte noch mehr von den Philosophen zu hören, weshalb ich dem Gespräch eine andere Wendung zu geben suchte. Auch Linnée war begierig noch mehr zu erfahren; er hatte unter anderen Thieren eine Gattung sehr großer Krebse mit geflügelten Schwänzen wahrgenommen, und fragte Charon: ob das etwa auch verwandelte Philosophen wären? „Allerdings, sagte der Fährmann, das sind die Hypothesenmänner. Die Krebsgestalt deutet an, daß die Wahrheit durch sie keine Fortschritte macht, in ihrem Laufe vielmehr aufgehalten wird, und Stillstand ist bekanntlich Rückgang." — „Aber die geflügelten Schwänze?" fiel Linnée ein. — „Nun damit hat man andeuten wollen, daß diese Herren durch Hilfe der willkürlichen Hypothesen sich die Mühe ersparen wollten, die Wahrheit zu erforschen; es sind meist philosophirende Geschichtschreiber, welche über magere Thatsachen eine fette Brühe gießen."

„Dann habe ich unten am Ufer, fuhr Linnée zu fragen fort, sehr große Käfer gesehen, die sich immer auf einem Punkte herumdrehten, sind das vielleicht auch Philosophen?" — „Ja freilich, gab Charon zur Antwort, das sind solche, welche die Leute durch ihre Syllogismen in Verlegenheit zu setzen suchten. Wenn Ju-

verloren haben, und mit einer künſtlich erzeugten Wahrheit ihr Spiel treiben, zum Aerger aller Vernünftigen. Minerva, welche den Teufelsſpuk nicht länger mit anſehen mochte, hat es durch vieles Bitten bei Onkel Pluto endlich dahin gebracht, daß er einige der tollſten Philoſophen in Thiere verwandelte. Die große Auſter, welche Herr Cuvier hier aufgefiſcht hat, iſt ein Amphibiolith, war aber urſprünglich ein Philoſoph, der durch die Amphibolie ſeiner Reflexionsbegriffe, d. h. durch ihre Doppelſinnigkeit, Verwechſelung und falſche Stellung, ſich das Anſehen tiefer Gelehrſamkeit gab, bei der Gaslampe betrachtet aber nur die Wahrheit verdrehte. Zur Strafe dafür wurde er in dieſe Auſter verwandelt, und die Zeit ſeiner Erlöſung iſt noch ſehr fern." — Ich fühlte bei dieſer Offenbarung ein entſetzliches Grimmen in den logiſchen Eingeweiden, und dachte an die Möglichkeit einer ähnlichen Verwandlung, tröſtete mich aber ſchnell damit, daß meine Verwandlung bereits eingetreten ſeyn müſſe, hätte ich einer ſolchen Wahrheitsverdrehung mich jemals ſchuldig gemacht.

Cuvier ſchien unter uns das meiſte Intereſſe an dem Geſpräche zu nehmen, und fragte Charon ſogleich: ob er des Nachts auch Gasbeleuchtung habe, und woraus ſein Gas bereitet werde? „Die Gasbeleuchtung, erwiderte dieſer, iſt in Tenare ſchon lange eingeführt, denn bei der neuen Dislocation der Verſtorbenen, zu Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts nach Eurer Zeitrechnung, mußten alle Talgſiedereien und Oelraffinerien abgeſchafft werden, weil das Fegefeuer viel tiefer zu liegen kam. Durch dieſe Neuerung hatte ich großen Verluſt, denn die ganze Beleuchtung von Tenare war mir unter ſehr vortheilhaften Bedingungen in Pacht gegeben. Ich reichte deshalb eine Beſchwerdeſchrift bei Pluto ein, der mich an Merkur verwies, und dieſer hat das Gas erfunden. Was die Zubereitung betrifft, ſo richtet ſich das nach dem Gebrauche. Im Freien brenne ich

Charon. „Nun so will ich Dir beweisen, daß Du ein Mann ohne Geist bist."

Erster Philosoph. „Was? ich ein Mann ohne Geist und doch ein Philosoph?"

Charon. „Das kommt nicht selten vor, doch höre mich nur an. — Du willst vom Geiste der Wahrheit beseelt, mit einem Worte ein Philosoph seyn. Die Aufgabe der Philosophie ist: die Wahrheit zu erforschen, aufzufinden. Was aber erst erforscht, gesucht, gefunden werden muß, das hat man noch nicht; folglich bist Du noch nicht im Besitze der Wahrheit und noch viel weniger im Besitze des Geistes der Wahrheit, von welchem Du beseelt seyn willst. Du hast also weder Seele noch Geist."

Erster Philosoph. „Verdammt sey der gemeine Schifferknecht mit seiner einfältigen Logik."

Charon. „Gleichfalls Herr Philosoph. — Aber wie steht es denn mit der Weisheit des Anderen, ist der auch nichts weiter als Philosoph?"

Zweiter Philosoph. „Ich bin eigentlich ein Militär, aber ein philosophischer."

Charon. „Das heißt also, eigentlich ein Militär und uneigentlich ein Philosoph, und wird Deinem Landesherrn lieber gewesen seyn, als wenn Du eigentlich Philosoph und uneigentlich Militär, aber dennoch Offizier gewesen wärest. Da muß ich nun schon auf eine passende Verwandelung denken, wenn Minerva dieses Correctionsmittelchen vielleicht anwenden sollte. Wie bist Du denn auf den Einfall gekommen, dich zum Philosophen stempeln zu wollen?"

Zweiter Philosoph. „Wer bei uns jetzt Anspruch auf höhere Bildung machen will, muß durchaus den philosophischen Studien obliegen."

piter ein großes diner giebt. ... bedeutend klüger geworden?"
cher Käfer zum dessert ... „Das wollt ich meinen! Ich kann
colade, und habe ... haupte, wäre es auch noch so abge-
ißt, das Aufe ... "
was Jupiter ... so laß einmal Deine Weisheit hören."

Die ... Philosoph. „Zuvor sage mir, lieber Charon,
und r ... Herren sind, denn ich bedarf eines ebenbürtigen
setzt ... "
b ...

Charon. „Diese Herren da bekleideten auf Erden einen hohen militärischen Rang, und sind im Olymp gut angeschrieben; ihre Gegenwart ist ein Zufall, denn sie reisen im höchsten Auftrage, aber incognito."

Zweiter Philosoph. „Also Standesgenossen, desto besser. Haben Sie Philosophie studiert, mein Herr?" redete mich der Zweite an *).

Ich. „Was ich jemals dachte oder schrieb, glaube ich in philosophischem Geiste behandelt zu haben; die Redeformen der philosophischen Schule habe ich aber stets für etwas Unwesentliches gehalten; der Kern der Philosophie galt mir mehr als die Schaale."

Zweiter Philosoph. „Die Schaale ist ein Theil des Ganzen, wenn aber dem Ganzen ein Theil fehlt, so ist es unvollständig, mithin unvollkommen. Wer Nüsse essen will, muß zuvor die Schaale zerknacken, sonst kann er die süße Frucht nicht genießen. Das Nüsseknacken ist aber ein Hauptgeschäft der Phi-

---

*) Das nachfolgende Gespräch scheint sich auf eine Stelle in der allerneuesten Theorie des großen Krieges zu beziehen, die damals wohl kaum im Manuscript vorhanden war.

Anmerkung des Herausgebers.

hen, Sie werden mich schon verstanden haben, und ich will sogleich ein Pröbchen meiner Geschicklichkeit darin geben. en Sie die Werke des verstorbenen Generals von Clausewitz gelesen?"

Ich. (Fast hätte ich mich verrathen, doch rief ich meine ganze Verstellungskunst zu Hilfe und sagte): „Ja, mein Herr, und zwar mit großer Aufmerksamkeit."

Zweiter Philosoph. „Ich habe im Leben eine große Hochachtung vor diesem General gehabt, denn wir dienten in demselben Heere. Was sagen Sie aber zu seiner Behauptung, daß die Vertheidigung die stärkere, der Angriff die schwächere Form des Krieges sey?"

Ich. „Ich kann nicht bergen, daß dies auch meine Ansicht ist."

Zweiter Philosoph. „Nun so will ich Ihnen zeigen, worin die Vorzüge der philosophischen Bildung bestehen."

Ich. „Das soll mich freuen, ich lerne gern etwas Neues, und es kostet mich wenig Ueberwindung, einen Irrthum einzugestehen."

Zweiter Philosoph. „Jetzt ersuche ich Sie, mir folgende Fragen zu beantworten."

Ich. „Mit Vergnügen, mein Herr."

Zweiter Philosoph. „Angriff und Vertheidigung sind zwei ganz verschiedene Handlungen, ist das nicht wahr?"

Ich. „Allerdings, so ist es."

Zweiter Philosoph. Wenn Sie mich also angreifen, so vertheidigen Sie sich nicht, und wenn Sie sich vertheidigen, so greifen Sie mich nicht an."

Ich. „Der Tendenz nach ist dies ganz richtig."

Zweiter Philosoph. „Werden Sie es aber zweckmäßig finden, sich angreifen zu lassen? Scheint es Ihnen nicht vortheilhafter, mir im Angriffe zuvor zu kommen?"

Ich. „Das hängt zwar von mancherlei Umständen ab, namentlich auch von der Beschaffenheit des Kampfplatzes, vom Geiste der Truppen und ihrer Anführer; doch würde ich selten mich nur stehenden Fußes wehren, sondern den Gegner ebenfalls angreifen."

Zweiter Philosoph. „Und wann würden Sie das thun?"

Ich. „Sobald ich wahrnehme, daß ich meinen Zweck dadurch sicherer erreiche, oder daß der Widerstand auf der Stelle zu schwach ist."

Zweiter Philosoph. „Glauben Sie überhaupt, daß die Vertheidigung durch Gegenangriffe bedeutend verstärkt wird?"

Ich. „Ganz gewiß, sie soll sogar ihre Hauptstärke darin suchen."

Zweiter Philosoph. „Nun so haben Sie dadurch selbst eingestanden, daß die Vertheidigung am stärksten ist, wenn sie eigentlich am schwächsten ist, oder vielmehr wenn sie gar nicht mehr ist, und müssen sich überwunden erklären."

Ich. „Mit nichten, mein Herr, denn Sie haben den Begriff der Vertheidigung in seiner beschränktesten Bedeutung angenommen, und überhaupt ein Spiel mit Worten getrieben. Was Sie hier von der Vertheidigung sagen, läßt sich eben so gut auf den Angriff, ja selbst auf die ganze Lehre vom Kriege anwenden. Wenn Ihre Schlüsse nicht stärker sind als dieser, so könnte man mit gleichem Rechte davon sagen: Ihre Logik sey am stärksten, wenn sie am schwächsten ist, oder in leeres Geschwätz aus-

artet. Dergleichen logische Spitzfindigkeiten sind recht gute Verstandesübungen für angehende Schüler, eignen sich auch wohl zur Unterhaltung von Damengesellschaften, ziemen sich aber nicht für Männer unseres Berufs und in so wichtigen Angelegenheiten wie der Krieg."

Charon. „Nun Ihr Herren ereifert Euch nur nicht um solche Lumpereien und kommt zum Frühstück; ich habe hier eine Sendung Nüsse erhalten vom feinsten Geschmack. Wir ehrlichen Leute mit gesundem Hausverstande wollen uns die süßen Kerne recht gut schmecken lassen, die beiden philosophischen Nußknacker da mögen sich mit den Schaalen begnügen, das sey vorläufig ihre Strafe." — Er gab ihnen hierauf einen befehlenden Wink, und sie schlichen beschämt hinter uns her.

Gegen Mittag verminderte sich der Eisgang, und wir bestürmten nun Charon mit Bitten, die Fähre wieder aufzustellen, damit wir unsere Reise fortsetzen könnten. Durch Hilfe seiner dienstbaren Geister war der pont volant in einigen Stunden hergestellt, und wir kamen wohlbehalten auf Tenare an. Unsere beiden philosophischen Begleiter wurden in die neunte Vorhalle verwiesen, wir aber ließen uns bei Donna Venus melden, welcher wir vom Mars ein zärtliches Handbillet zuzustellen hatten.

Die Göttin empfing uns mit der ihr eigenthümlichen Grazie, erkundigte sich nach Mars Befinden und klagte über Langweile. Sie hatte zum Zeitvertreib ihren Sohn Amor kommen lassen, und schaukelte ihn auf den Knien. Der lose Bube nahm einen Pfeil aus seinem Köcher, legte ihn auf den Bogen, zielte nach Scharnhorst und drückte ab. Auch mir wiederfuhr diese Ehre, doch hatte uns Minerva für diesen Fall mit einem unsichtbaren Panzerhemde versehen, wir blieben also unversehrt. — Venus biß sich in die Lippen, der Kleine aber lächelte und sagte:

Als neulich der Herr im Reitercollet mit den Inexpressiblen da war, traf ich beſſer; wenn er nur nicht mit Münchhauſen nach Arkadien gegangen wäre. So lange er die Mamma täglich beſuchte, hatte ich gute Zeit und wurde recht oft mit Ambroſia gefüttert; jetzt muß ich mich mit gemeiner Koſt begnügen, und bekomme zuweilen ſogar Schläge."

Nun wußten wir, wo der Flüchtling zu finden war und empfahlen uns. Die Sonnenpferde wurden wieder eingeſpannt, und bald waren wir in Arkadien. Die Hirten wieſen uns ſchnell zurecht. Auf einer ungeheuren Prairie hielten Seydlitz und Münchhauſen Wettrennen mit lebendigen Pferden, und waren ſehr vergnügt. Auch wir freuten uns den Verlornen wiedergefunden zu haben, und wollten uns ſeiner ſogleich in aller Freundſchaft bemächtigen, aber das ging nicht nach Wunſch. „Hört einmal an, Ihr Herren, ſagte Seydlitz, jetzt kann ich Euch noch nicht folgen, denn ich bin ſehr beſchäftigt. Der Baron hat eine Entdeckung gemacht, die von der höchſten Wichtigkeit iſt, wir ſind aber damit noch nicht ganz im Reinen, und müſſen noch einige Zeit experimentiren. Ihr wiſſet, daß das Fußvolk jetzt viel beſſer und beweglicher, auch widerſtandsfähiger als ſonſt iſt, daß die Reiterei einen großen Theil ihrer früheren Ueberlegenheit verloren, und nur noch einen höheren Grad von Schnelligkeit voraus hat. Nun haben ſie auf der Erde ſogar Eiſenbahnen und Dampfwagen erfunden, und es wird nicht lange mehr dauern, ſo wendet man dieſe Mittel zum ſchnellen Fortkommen auch im Kriege, namentlich für das Fußvolk an, welches dadurch den Vortheil noch größerer Schnelligkeit erhält. Das wurmt mich, und ich habe mich mit Münchhauſen ſchon lange berathen, wie man den Pferden mehr Schnelligkeit und Ausdauer beibringen könne. Anfangs wollten wir die Zucht veredeln, weil die guten und ſchlechten Eigenſchaften doch meiſt im Blute ent-

halten ſind, konnten uns aber darüber nicht vereinen, denn Münchhauſen gab dem engliſchen, ich dem arabiſchen Vollblut den Vorzug.

„Da erzählte der Baron eines Tages, wie er ſonſt bei Parforcejagden ſeinen Pferden ſogenannte Jagdpillen eingegeben habe, um ſie zu größerer Ausdauer zu befähigen. Ich ſelbſt habe erfahren, daß man in Berlin Erbſenkuchen für die Pferde anfertigen läßt, womit ſie im Felde gefüttert werden ſollen, wenn kein Hafer oder Heu zu erlangen iſt. Das brachte mich auf den Einfall, Pillen von comprimirter Luft machen zu laſſen, durch deren Fütterung ich die Pferde in lebendige Dampfmaſchinen zu verwandeln hoffe. Dieſe Idee theilte ich Münchhauſen mit, der ſogleich darauf einging, und die Fabrikation der Pillen übernehmen wollte. Die Sache hatte aber ihre beſonderen Schwierigkeiten, denn obſchon der Luftverdichtungsprozeß auf Tenare ſehr leicht von Statten ging, ſo brauchten wir doch zu unſeren Experimenten lebendige Pferde, mußten alſo auf die Erde herabſteigen, und zwar in eine wenig bewohnte Gegend, damit unſer Geheimniß nicht gleich an den Tag käme. Wir entſchieden uns für das abgelegene Arkadien, und ich machte der ſchönen Venus ſo lange den Hof, bis ſie uns Päſſe dahin verſchaffte.

„In Arkadien angekommen, mußten wir vor allen Dingen eine ſolche Pillenfabrik anlegen, und uns Pferde verſchaffen. Da wir aber nicht genug Geld hatten, gründete Münchhauſen eine Luftverdichtungsgeſellſchaft auf Actien. Das einfältige Hirten- und Bauernvolk gab ſein Geld willig dazu her, denn der Baron, dem es auf eine Lüge mehr oder weniger nicht ankommt, verſprach den Leuten eine Dividende von 20 Procent, beſtimmte aber wohlweislich keinen Zahlungstermin.

„Jetzt ſind wir nun ſchon ſo weit gekommen, daß jedes gemeine Landpferd die Schnelligkeit des beſten engliſchen Wett-

renners erhält, wenn es nur an eine ſolche Pille riecht. Sobald wir aber in der Pillenfabrikation größere Fortſchritte gemacht haben werden, die Pillen zu wohlfeileren Preißen anfertigen, und ſie in gehöriger Anzahl den Pferden verabreichen können, bin ich feſt überzeugt, daß unſere Pferde der Schnelligkeit einer Locomotive gleich kommen werden, und dann habe ich meinen Zweck erreicht. Bis dahin, Ihr Herren, ſtört mich nicht in meinem Beginnen, und ſagt nur dem guten Herrn Mars, daß er mich bei ſeinem Hofſtaate einſtweilen à la suite ſetzen möchte."

Scharnhorſt und ich erſchöpften die ganze Kunſt unſerer Beredtſamkeit, ihn zur Sinnesänderung zu bewegen, aber vergebens. Der Lügenbaron hatte Seydlitzen ganz umſtrickt, und betrog ihn nicht weniger als die Actionäre. Wir traten alſo die Rückreiſe allein an. Mars empfing uns zwar nicht ungnädig, meinte aber doch, daß er es dem Flüchtling entgelten laſſen werde, und daß ſeine Canoniſirung — ſo nennt man hier die Verſetzung in den eigentlichen Götterhimmel — leicht ein Jahrhundert ſpäter eintreten dürfte.

Achter Brief.

Olymp den 10. November 1835.

Unterhaltung mit Türenne über Menschen- und Kriegerbildung. Derfflingers Ansichten über wissenschaftliche Bildung. Türenne's Kriegsglück im Elsaß 1674 durch deutsche Uneinigkeit bewirkt. Der große Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg und der Herzog von Bournonville. Gebrechen der damaligen deutschen Reichsheere. Des großen Kurfürsten Zug zur Befreiung Brandenburgs von den Schweden. Ueber die körperliche Anstrengung im Kriege. Gewaltmarsch des Kurfürsten im Winter 1679 von Berlin nach Tilsit.

Merkur hat mir mitgetheilt, daß bald wieder eine Versammlung bei Minerven seyn werde, um einige Streitfragen zu erörtern. Ich bin deshalb eifrig bemüht, über zweifelhafte Thatsachen mir Aufklärung zu verschaffen, damit ich auch das Wort nehmen kann, denn für den wissenschaftlich gebildeten Geist sind dergleichen Diskussionen ein hoher Genuß.

Vor Kurzem ließ mir Türenne sagen, daß es ihm angenehm seyn würde, wenn ich ihn besuchen wolle. Ich säumte nicht lange und habe mich mit dem Marschall recht gut unterhalten. Unser Gespräch begann mit unbedeutenden Dingen, nahm aber bald eine recht interessante Wendung. Der Vicomte erkundigte sich nach meinen früheren Dienstverhältnissen, nach dem Gange den meine wissenschaftliche Bildung genommen, nach den Schriftstellern, deren Werke ich zuerst gelesen, die mich am meisten angesprochen und auf meine Ansichten den größten Einfluß gehabt hätten, und dergleichen mehr. Er lächelte, als ich das Bedauern ausdrückte, keine rein wissenschaftliche Erziehung erhalten, und den beiden ersten Feldzügen als ein Knabe von etwa 14 Jahren beigewohnt zu haben.

„Der Nachtheil einer unwiſſenſchaftlichen Erziehung ſcheint eben nicht ſehr groß geweſen zu ſeyn, bemerkte Türenne; man pflegt zwar die Wiſſenſchaft eine Amme zu nennen, deren Milch den Menſchen eine frühere Reife des Geiſtes beibringe; das iſt aber eine Redensart wie viele andere, ſie enthält eben ſo viel Wahrheit als Irrthum. Der Geiſt im Menſchen iſt ein göttlicher Hauch, ein Lichtfunke, welcher durch äußere Veranlaſſung oder inneren Antrieb früher oder ſpäter zur mächtigen Flamme auflodert, und nur im Wohlleben zuweilen verliſcht, ohne je geleuchtet zu haben. Man glaube nicht, daß das Streben, den Geiſt von früheſter Kindheit in wiſſenſchaftliche Formen einzuzwängen, von guten Folgen ſey, die Entwickelung der Geiſteskraft wird dadurch eben ſo geſtört, wie die des Körpers durch Schnürleiber."

Aber ohne Uebung der Geiſteskraft, erwiderte ich, wird dieſe auch nicht erſtarken, der Geiſt muß doch etwas haben, was er verarbeiten kann, es muß ihm eine Richtung gegeben werden.

Türenne. „Darin haben Sie ganz recht, General; wer bürgt aber dafür, daß dieſes Etwas und dieſe Richtung immer das ſey, was dem Menſchen wahrhaft erſprießlich iſt? Welcher Vater kann ſich rühmen, daß weder er noch die Lehrer ſeiner Söhne dabei keine Mißgriffe gethan haben? Und wäre es nicht vielleicht beſſer geweſen, den Geiſt des Knaben ſich ſelbſt zu überlaſſen, ſtatt ihm eine falſche Richtung zu geben? — Doch Sie mißdeuten meine Worte, ich will nicht, daß ein Knabe ohne Unterricht aufwachſe, das verträgt ſich nicht mit dem Stande unſerer heutigen Bildung, ich wünſche nur, daß man der Entwickelung ſeines Geiſtes keine zu engen Schranken ſetze. Der Geiſt will Freiheit der Bewegung mehr noch als die Glieder, und was er früher vielleicht verſäumte, das holt er ſpäter um ſo ſchneller nach, wenn er überhaupt nur den Trieb der Thätigkeit in ſich verſpürt. Ohne dieſen Trieb wird aber auch die

ganze Schulbildung keine Früchte tragen. Man lehre den Knaben das Gute vom Böſen, das Rechte vom Unrechten, das Wahre vom Falſchen unterſcheiden, und benutze hierzu die täglichen Vorfälle und Ereigniſſe als Stoff für die Betrachtung. Auf dieſe Weiſe übe man die Urtheilskraft. Eine ſolche Bildung gilt mehr als alle Bücherweisheit, ſie erzieht den Menſchen zum Vernunftweſen, und das muß er doch vor Allem werden, ehe man ihn für einen beſonderen Beruf bilden kann."

Ich. „Dieſe Erziehungsmethode möchte auch nicht ohne Schwierigkeiten ſeyn, und den guten Erfolg eben ſo wenig verbürgen."

Türenne. „Weit mehr als jede andere, mein lieber General, nur darf man die Sache nicht übereilen wollen. Die Reſultate werden zwar weniger glänzend, gewiß aber befriedigender ausfallen. Ich könnte Ihnen viele Männer aus meiner Bekanntſchaft nennen, die bei guten Anlagen und ſorgfältiger Vorbildung ſich ſpäter kaum bis zur Mittelmäßigkeit erhoben, während Andere, die man gänzlich verwahrloſt hatte, ſich bald ſelbſt die Bahn brachen und den höchſten Flug nahmen. Es verhält ſich damit genau ſo, wie mit den glücklichen Erfolgen im Kriege. Nicht die Kenntniß aller Grundſätze und Klugheitsregeln führt zum Siege; es iſt die klare Einſicht in die Verhältniſſe, die richtige Würdigung der eigenen und feindlichen Kräfte, die entſchloſſene Beharrlichkeit in Ausführung der Entwürfe, die größere Thätigkeit überhaupt."

Ich. „Aber mich dünkt, daß ein ſtreng wiſſenſchaftlich gebildeter Verſtand in allen dieſen Lagen und Verhältniſſen der beſte Führer ſey."

Türenne. „Zuweilen ja, aber nicht unbedingt. Die Wiſſenſchaft kann eben ſo wohl unſere Verbündete als unſere Feindin ſeyn oder werden, je nachdem ſie das Spiel des Geiſtes, des

Idealen, des Schöpferischen im Menschen erleichtert oder erschwert, und Letzteres geschieht nicht selten. Was ich hier Ungünstiges von der Wissenschaft sage, bezieht sich hauptsächlich auf ihre Formen. Durch sie wird das geistige Fluidum zurückgehalten, eingedämmt; es strömt zwar stärker in bestimmten Richtungen, als wenn es sich nach Gefallen ausbreiten kann; weil aber diese künstliche Eindämmung häufig nur eine architektonische Verzierung des Wissens ist, so wird auch der geistige Strom nicht immer dahin geleitet, wo er wahrhaft nützlich werden kann; er unterspült häufig das ganze Fundament unseres empirischen Wissens, und geräth sonach in Conflikt mit der gesunden Vernunft.

„Doch lassen Sie uns auf einen anderen Gegenstand übergehen. Sie äußerten Ihr Bedauern, den ersten Feldzügen als Knabe beigewohnt zu haben. Auch ich befand mich in gleicher Lage, so wie meine erste Erziehung ebenfalls keine sehr wissenschaftliche war. Das hat mir wenigstens den Vortheil gebracht, daß ich den Kampfplatz nicht mit wissenschaftlichen Vorurtheilen betrat. Mein Vater starb, als ich nur erst das zwölfte Jahr erreicht hatte, und sicherlich mit der Ueberzeugung, daß aus mir nicht viel werden würde, denn Geist und Körper wetteiferten bei mir in Trägheit; nur die Gabe der Beobachtung war mir eigen, wie das gewöhnlich bei geringer Selbstthätigkeit der Fall ist. Aber der dadurch mir unwillkürlich aufgedrungene Stoff häufte sich bald so sehr an, daß ich mich endlich entschloß, meine Gedanken und Vorstellungen etwas zu ordnen. Die Strenge meiner beiden mütterlichen Oheime Moritz und Heinrich von Nassau, welche später meine Erziehung übernahmen und mich in ihrem Heere als Hauptmann anstellten, mag viel dazu beigetragen haben, mehr aber noch die eiserne Nothwendigkeit. Als Neffe berühmter Feldherren mußte ich durch die That zeigen, daß ich der verliehenen Hauptmannsstelle nicht unwürdig sey, und so

wurde ich durch die Verhältnisse selbst zu größerer Thätigkeit des Geistes gezwungen. Das Talent der Beobachtung bildete sich immer mehr aus, mit ihm zugleich das Talent, aus den erkannten Fehlern oder Versäumnissen Anderer, insbesondere des Gegners, Nutzen zu ziehen. Die frühzeitige Bekanntschaft mit dem Kriegerleben lehrte mich das Element desselben kennen, den Krieg; mein ganzes Dichten und Trachten ging bald dahin, die Natur des Krieges zu ergründen, und das wird stets die beste Basis für jede Theorie des Krieges bleiben, die ohne eine solche nur zu leicht auf Abwege geräth. Haben Sie an sich selbst nicht ähnliche Erfahrungen gemacht?"

Ich war durch diese Frage ein wenig überrascht und wußte noch nicht, wie ich sie widerlegend beantworten sollte, als der Kammerdiener den Feldmarschall Derfflinger meldete, welcher ihm auf dem Fuße folgte. „Willkommen, mein wackerer Feldmarschall!" — rief ihm Türenne entgegen — „das ist auch Einer, dem in der Jugend die wissenschaftliche Ammenmilch versagt blieb, und er ist trotz dem ein ausgezeichneter Feldherr geworden, der mir bei Straßburg sehr gefährlich hätte werden können."

Derfflinger. „Meine Amme ist eine thatenreiche Erfahrung gewesen, aber ich muß am Ende doch gestehen, daß ich den Unterricht zuweilen sehr theuer bezahlt habe. Gern hätte ich mich später etwas wissenschaftlich herausgebildet; die Bücher, welche man mir empfahl, waren aber alle so unmenschlich gelehrt geschrieben, daß ich sie entweder nicht verstand, oder den wissenschaftlichen Unsinn mit meinen Erfahrungen nicht in Einklang bringen konnte. Ich machte mir deshalb selbst meine Theorie, und diese hat mich später niemals im Stiche gelassen. Aber wovon ist denn eigentlich hier die Rede gewesen, Ihr Herren?"

Türenne. „Der General Clauſewitz bedauerte, daß er keine wiſſenſchaftliche Bildung genoſſen habe, bevor er in den Kriegsdienſt trat, und ich ſuchte ihn zu überzeugen, daß das kein großer Nachtheil ſey, wenn man nur ſonſt Kopf und Herz auf dem rechten Flecke ſitzen habe."

Derfflinger. „Nun das iſt drollig genug. Der ausgezeichnetſte Schriftſteller über den Krieg, der ſo erhaben darüber denkt, daß man zur Bewunderung hingeriſſen wird, und ſo klar darüber ſchreibt, daß man augenblicklich ſelbſt mit ſich ins Klare kommt, bedauert in der Schule nichts gelernt zu haben, und der ausgezeichnetſte franzöſiſche Feldherr des ſiebenzehnten Jahrhunderts ſucht ihm zu beweiſen, daß man ſich durch eigene Geiſtesthätigkeit zum geſchickten Heerführer bilden könne. Treibt Ihr mit einander Scherz, oder wollt Ihr mich zum Beſten haben?"

Ich. „Mit Gunſt, Herr Feldmarſchall, wir waren vor Ihrem Eintreten im ernſteſten Geſpräche begriffen, und ich möchte gern auch Ihre Anſichten über den Werth der wiſſenſchaftlichen Bildung hören."

Derfflinger. „Die will ich Euch mit kurzen Worten ſagen, nur müßt Ihr mir verſprechen, keine unrichtigen Schlüſſe daraus zu ziehen, weil ich das nicht vertragen kann. — Es giebt der Beiſpiele nicht wenige, daß Männer in irgend einem ſchwierigen Fache ganz Ausgezeichnetes geleiſtet haben, ohne dazu wiſſenſchaftlich herangebildet worden zu ſeyn. Das beweiſt aber nur, daß ſie dazu ganz außerordentlich befähigt waren, und durch ungewöhnliche Anſtrengungen den Gipfel des Ruhmes erreichten. Eine wiſſenſchaftliche dem Zwecke völlig entſprechende Vorbildung würde ihnen die Sache ſehr erleichtert, den Weg zum Ziele bedeutend abgekürzt haben. Was aber den Krieg betrifft, ſo leidet

das insofern eine Beschränkung, weil dessen Führung eine Kunst ganz eigenthümlicher Art ist, die nicht wie andere menschliche Künste erlernt werden kann, und alles Strengwissenschaftliche von der Hand weist. Den Krieg muß man entweder im Kriege oder am Kriege selbst studieren, die Grundsätze für sein Handeln sich selbst bilden, denn die Gegner und die Verhältnisse sind so unendlich verschieden, daß selbst in ähnlich scheinenden Fällen eine gleiche Verfahrungsart nicht gleiche Resultate liefert. Ich spreche hier nur von der Theorie des großen Krieges. In den untergeordneten kriegerischen Handlungen ist die Wissenschaftlichkeit von größerem Nutzen, da giebt es Grundsätze und Verhaltungsregeln, denen man sich fast unbedingt anvertrauen darf. Der Feldherr aber, welcher sich von Theorien leiten lassen wollte, würde übel ankommen, er muß sich selbst Gesetz und Regel geben, und diese aus den jedesmaligen Umständen ableiten."

Der Vicomte und ich waren mit dieser Erklärung vollkommen zufrieden, und ich freute mich, daß der alte Feldmarschall, dessen Klarheit der Ansichten von allen seinen Zeitgenossen gerühmt wird, obschon er erst in späteren Jahren sich wissenschaftliche Bildung aneignete, die selbst gemachten Erfahrungen so richtig und vorurtheilsfrei zu würdigen verstand. Ich habe auf meinem Wege durchs Leben wenig Männer unseres Standes gekannt, die nicht entweder Alles der Erfahrung, oder dem Talent, oder der Wissenschaft verdanken wollten. Daß diese drei Momente kriegerischer Befähigung in der Regel zusammen wirken, sich wechselseitig ausgleichen und ergänzen müssen, wollten nur die Wenigsten anerkennen. Als ich noch Director der allgemeinen Kriegsschule in Berlin war, brachte ich, wie Du weißt, diesen Gegenstand in den Conferenzen mehrmals zur Sprache, konnte aber mit meinen Ansichten nicht durchdringen. Die Vorliebe für materielles und positives Wissen, welches in Cadetten-

ſchulen vielleicht an ſeinem Platze ſeyn mag, behielt immer das Uebergewicht, und die wahrhaft geiſtige Erziehung, wie ſie mir ſelbſt als junger Offizier von Scharnhorſt zu Theil wurde, konnte nicht Wurzel faſſen. Für mich hatte das faſt gegen Abſicht und Willen den Vortheil, daß ich meine eigene Gedankenwelt mehr kultivirte, um wenigſtens durch meine literariſche Thätigkeit das zu bewirken, was mir in meiner amtlichen Stellung nicht möglich war. Bin ich dem Staate und der Armee dadurch nützlich geworden, ſo habe ich meinen Dienſtpflichten wenigſtens indirekt Genüge geleiſtet, obſchon Andere der Meinung waren, daß ich nur im eigenen Intereſſe arbeitete; ich konnte ja nichts Beſſeres thun als — ſchreiben!

Von der Liebenswürdigkeit des Marſchalls Türenne kannſt Du Dir kaum einen Begriff machen, und das iſt keine der geringſten von den nothwendigen Eigenſchaften eines Feldherrn, der ja nicht blos befehlen, ſondern ſeine Untergebenen im vollen Sinne des Worts beherrſchen ſoll. Mancher glaubt dieſe Herrſchaft gleich mit der Ernennung zum Oberbefehlshaber zu erhalten, oder ſich dieſelbe durch ſtolzes und barſches Benehmen verſchaffen zu können, aber weit gefehlt. Innere Tüchtigkeit und äußere Liebenswürdigkeit, verbunden mit einem rechtſchaffenen und feſten Charakter, das nur giebt uns die Herrſchaft über den großen Haufen, der in dieſer Beziehung immer einen ſehr richtigen Takt im Urtheil hat. Dem Vicomte war die Liebenswürdigkeit noch ganz beſonders vonnöthen, denn die unaufhörlichen Eingriffe Mazarin's und Louvois in ſeine Feldherrnrechte erſchwerten deren Ausübung ungemein.

Derfflinger hatte dem Marſchall nur einige Male am Rheine gegenüber geſtanden, ſprach aber mit großer Bewunderung von deſſen Feldherrntalent. Im Laufe des Geſprächs kam es zwiſchen Beiden zu einigen kleinen Neckereien, namentlich in Bezug auf

Türenne's Unthätigkeit bei Straßburg 1674, als ihm der große Kurfürst die Schlacht anbot, wie man damals zu sagen pflegte.

Derfflinger fragte ihn unter Anderem: „wie es denn gekommen sey, daß er nach Ankunft des Kurfürsten im Elsaß ohne Schwertstreich vor uns gewichen, nachdem er kurz zuvor den Herzog von Lothringen bei Sinzheim und den Herzog von Bournonville bei Entzheim (auch Ensisheim genannt) mit solchem Ungestüm angegriffen habe?"

Türenne. „Zu dieser vorsichtigen Unthätigkeit hatte ich sehr gute Gründe. Nach Ankunft der Brandenburger waren die Deutschen über 50,000 Mann, wir hingegen kaum 24,000 Mann stark, dies würde mich zwar nicht abgehalten haben, Euch dann und wann mit einem Angriffe zu beehren, denn Ihr Brandenburger standet ja fast allein uns gegenüber, und die anderen Truppen immer weit zurück. Aber ich war meiner Sache gewiß und wollte mich keinem möglichen Unfalle aussetzen. Ich wußte, daß die Schweden sehr bald mit Macht in Brandenburg einfallen würden, und daß der Kurfürst, vor dessen Feldherrntalent ich große Hochachtung hatte, nur wenige Monate im Elsaß verweilen könne. Ich wußte ferner, daß Bournonville ihn eben so wenig unterstützen werde, als der Herzog von Lothringen, der Eine aus Eifersucht und bösem Willen, der Andere aus zu großer Nachgiebigkeit gegen den kaiserlichen Feldherrn. Hatte ich da wohl ernste Folgen zu fürchten? Uebrigens kannte ich die Mißhelligkeiten im deutschen Hauptquartiere ganz genau, und wußte stets, was im Kriegsrathe beschlossen worden war, und was davon wirklich zur Ausführuug kommen werde, denn ich hatte sehr gute Spione in Eurer Umgebung. Es handelte sich also nur darum, einige Monate Zeit zu gewinnen, was nur durch drohende Stellungen in Eurer Nähe und stetes Ausweichen bei Eurem Vorrücken zu bewirken war."

Derfflinger. „Das hätte Euch aber doch theuer zu ſtehen kommen können, wenn wir den Bournonville endlich zwangen, bei einem Angriffe ſich uns anzuſchließen, und an Stachelreden habe ich es nicht fehlen laſſen, der Herzog war aber unempfindlich gegen Schimpf und Spott."

Türenne. „Vor dem Herzoge war ich ſicher; ich ſtand mit ihm auf einem ſehr vertrauten Fuße. Eher war etwas vom Lothringer zu befürchten, der die Scharte von Sinzheim auszuwetzen hatte. Aber er wollte damals vom Kurfürſten auch keine Befehle annehmen, und dies war mir ein ſicherer Bürge ſeiner Unthätigkeit. Uebrigens hattet Ihr bei Eurem Heer ein ganzes Dutzend regierender Fürſten und Prinzen von Geblüt als Befehlshaber der einzelnen Reichscontingente; wie war da Schnelligkeit und Uebereinſtimmung im Handeln zu erwarten? Aus derſelben Urſache mußte es Euch auch bald an Unterhaltsmitteln fehlen, denn das übergroße fürſtliche Gefolge nahm das Beſte für ſich in Beſchlag und ließ die Truppen darben. In einem ſehr weſentlichen Punkte hatte ich mich aber dennoch geirrt. Ich wußte, daß die Schweden ſchon im November Brandenburg mit einem Einfalle bedrohen würden, und hoffte mit Zuverſicht, daß Euer Kurfürſt ſpäteſtens im December den Rückmarſch antreten werde. Zu meiner großen Verwunderung verlegte er aber ſeine Truppen in der Gegend von Colmar in Kantonirungen. Nun mußte ich andere Maßregeln ergreifen. Ich zog Verſtärkungen an mich, umging die Vogeſen und marſchirte auf Befort, von wo aus ich das vereinzelte Reichsheer angreifen und ſchlagen wollte. Die Ausſichten auf Erfolg waren nicht ungünſtig, denn ich hatte jetzt über 30,000 Mann unter meinen Befehlen, die Deutſchen aber waren durch Krankheiten und Deſertion ſehr zuſammengeſchmolzen, und zählten weniger. Hierzu kam noch Bournonvilles Ungehorſam und Unredlichkeit."

Derfflinger. „Dem Letzteren allein habt Ihr die Eroberung des Elsasses zu verdanken, seine Schlechtigkeit überstieg alle Grenzen. Euer Anmarsch, Vicomte, war gut eingeleitet, und nöthigte uns, das Heer bei Türkheim zu vereinigen. Hier konnten wir Eurem Angriffe mit aller Ruhe entgegensehen, denn die Fechte deckte unsere Front, Colmar die linke, Türkheim die rechte Flanke. Aber Bournonville verdarb Alles durch seine Böswilligkeit. Als der Kurfürst mit den höheren Befehlshabern den muthmaßlichen Kampfplatz besichtigen wollte, weigerte sich der Herzog, ihn zu begleiten. Ich ward über diese Unverschämtheit so erbittert, daß ich zu Bournonville sagte: Er müsse wie jeder Andere seine Schuldigkeit thun, und dürfe nicht wie ein altes Weib daheim sitzen bleiben. Das wirkte; ich hoffte, er würde mich ob dieser beleidigenden Worte zur Verantwortung ziehen, und ich würde ihm dann den Degen mit Herzenslust durch den Leib gerannt haben; aber der Mensch hatte kein Gefühl für Ehre und Schande. Zum Unglück war ihm, als kaiserlichem Befehlshaber, der rechte Flügel eingeräumt, mithin die Besetzung Türkheims übertragen worden; er unterließ sie aber, und die Franzosen konnten ungehindert einziehen. Dadurch verlor unsere Stellung alle Haltbarkeit. Mit 48 Dragonern meines Regiments, einer Abtheilung münsterscher Dragoner, welche absitzen mußten, und einigen hundert kaiserlichen Musketieren unter General Schulz, suchten wir zwar durch Besetzung einiger Mühlen die Franzosen am Debouchiren zu hindern, erstürmten auch sogar einen Kirchhof mit dem Säbel in der Faust; aber die Franzosen waren hier zu stark, und es gelang dem Kurfürsten nur mit großer Mühe, sie durch sein zweites Treffen am weitern Vorrücken zu hindern. — Den schlimmsten Streich spielte uns Bournonville in der Nacht. Der Kurfürst hatte befohlen, daß das Gepäck Abends 10 Uhr nach Schlettstadt abfahren, das Heer aber bis zum andern Morgen stehen bleiben, und am hellen Tage

den Rückzug antreten sollte, weil es nicht überwunden war, er selbst wollte mit den Brandenburgern warten, bis die übrigen Truppen einen Vorsprung hätten. Bournonville versprach genaue Folge zu leisten, und ohne wiederholten ausdrücklichen Befehl vom Kurfürsten nicht von der Stelle zu weichen. Aber sollte man es glauben? schon um 11 Uhr Abends trat er mit allen Truppen den Rückzug an, und setzte uns dadurch den Gefahren einer Niederlage aus, wenn es Euch, Herr Vicomte, gefallen hätte, uns mit Tagesanbruch anzugreifen; Ihr dürft also auf diesen Sieg nicht sehr stolz seyn."

Türenne. „Ich weiß recht gut, wem ich jenen Sieg verdanke, wir wollen uns aber deshalb nicht ereifern, sondern lieber gute Lehren aus den Ereignissen ziehen. Wenn die Leute, welche uns so schön vordemonstriren, wie man Schlachten liefern und gewinnen müsse, etwas vorurtheilsfreier dabei zu Werke gingen, und auf ihre armseligen Regeln weniger Werth legten, so würden sie finden, daß die meisten Schlachten auf ganz andere Weise gewonnen werden, als dadurch, daß man eine Flanke bedroht, einen Flügel umgeht, oder die Mitte durchbricht. Die Besitznahme von Türkheim brachte mir einigen Gewinn, das ist gewiß, ich konnte aber wenig Nutzen daraus ziehen, denn mein Geschütz war noch zurück, und ich hätte die Stadt bei einbrechender Dunkelheit vielleicht wieder verloren, wenn sie mit hinlänglicher Macht angegriffen wurde, denn Eure Dragoner gingen mit unerhörter Dreistigkeit zu Werke. Aber gesetzt auch, es gelang mir Türkheim zu behaupten, so standen meine Angelegenheiten am anderen Morgen nicht viel besser, denn ich mußte bei Fortsetzung des Angriffs aus Türkheim debouchiren und mit der Reiterei über die Fechte gehen. Beides war gefährlich, weshalb ich es auch am Schlachttage unterließ und abzuwarten beschloß, was mein Gegner thun werde."

Derfflinger. „Und wenn wir nun die Stellung nicht verließen?"

Türenne. „Dann würde ich stehen geblieben seyn, ein Schwert hätte das andere in der Scheide gehalten, und die Kraft des Willens würde am Ende den Sieg davon getragen haben, wie das so oft zu geschehen pflegt. Auch das übersehen die meisten Theoretiker, und schreiben dann die Folgen der geheimnißvollen Einwirkung einer Flankenstellung, oder Gott weiß welchem geometrischen Verhältnisse zu, das in der Wirklichkeit vielleicht von Niemand wahrgenommen wurde, auf dem gezeichneten Schlachtplane sich aber recht gefährlich ausnimmt."

„Wie war es aber möglich, daß der Kurfürst noch so lange jenseits des Rheines verweilen konnte, nachdem er von dem schwedischen Einfalle Kunde hatte?"

Derfflinger. „Das will ich Euch sagen. Der Kurfürst hatte eine hohe Meinung von seinen Pflichten als Reichsmitglied, und wollte sie treu erfüllen; er hatte aber auch ein großes Vertrauen zu seinen Brandenburgern, und diese vertrauten wiederum ihrem großen Kurfürsten. Wo aber Pflichtgefühl und gegenseitiges Vertrauen im Bunde stehen, da braucht man niemals wegen des Ausgangs bange zu seyn, was auch über uns kommen möge. Hätte man damals unseren Kurfürsten zum Oberfeldherrn des deutschen Reiches mit unbeschränkter Vollmacht ernannt, und den kleinen Reichsfürsten verboten, in Person beim Heere zu erscheinen, wenn sie ihm nicht unbedingten Gehorsam leisten wollten, so würde es nicht viel Mühe gekostet haben, den Franzosen das Elsaß wieder zu entreißen, das sie ohnehin nur der Uneinigkeit verdanken, welche der dreißigjährige Krieg über Deutschland gebracht hatte, und diese Uneinigkeit hat uns weit mehr geschadet, als die Folgen der materiellen Verluste, von wel-

den Rückzug antreten [illegible], wenn man mit seinen Kräf-
selbst wollte r[illegible]
Truppen ei[illegible]
naue Folg[illegible] Einheit des Oberbefehls war für mich
fehl vo[illegible] Umstand; aber lassen wir das jetzt, ich
man [illegible] Nebenbetrachtungen erfahren, weshalb der
Tr[illegible] sein Land, das von den Schweden hart mitgenommen
e[illegible] so lange ohne Schutz ließ."

Derfflinger. „Friedrich Wilhelm war ein wahrhaft großherziger Fürst. Er war überzeugt, daß die Mißhandlung seiner Unterthanen durch die Schweden eine Erbitterung hervorrufen würde, die seinen großen Absichten nur günstig seyn konnte, denn er hatte nichts Geringeres im Sinne, als den Schweden bei dieser Gelegenheit ganz Pommern zu entreißen. Auch wollte er den Reichsständen durch sein Beispiel zeigen, daß ein Reichsfürst sein eigenes Interesse dem allgemeinen unterordnen müsse; die gefährlichsten Reichsfeinde waren damals die Franzosen und nicht die Schweden, jene mußten also ganz besonders im Auge behalten werden. Da aber das Reichsoberhaupt keine Anstalten getroffen hatte, das Land des Kurfürsten gegen die Schweden sicher zu stellen, während dieser seiner Reichspflicht Genüge leistete, so mußte er am Ende doch zurückmarschiren; denn sobald das Oberhaupt seine Verbindlichkeiten gegen die Glieder des Reichs nicht erfüllt, sind auch diese nicht mehr gehalten, ihre Pflichten gegen das Oberhaupt zu erfüllen. So war unser alter deutscher Brauch, und es ist das ein gar guter Brauch, weil er die ganze Masse in gegenseitiger Verbindlichkeit erhält, sie zu einem Ganzen constituirt, ihr die moralische Festigkeit giebt."

Türenne. „Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges scheint Ihr auch nicht so gedacht zu haben, lieber Feldmarschall, Ihr kämpftet ja damals in den Reihen der Schweden, und verdankt Euere Erhebung der Uneinigkeit unter den Reichsgliedern."

Derfflinger. „Das war keine hübsche Bemerkung, Vicomte. Es ist kein Mensch frei von politischen Irrthümern, und Ihr seyd es so wenig gewesen als ich, denn Ihr habt ja Krieg gegen Euren eigenen König geführt, und zwar als Oberbefehlshaber, während ich den Schweden nur als Reiteroberst diente, was weniger bedeuten will. Jeder Mensch folgt seiner besseren Ueberzeugung. Ob die Reichsfürsten damals gegen das Oberhaupt des Reichs gefehlt haben, oder umgekehrt, das mögen die Herren mit ihrem Gewissen ausmachen. Wenn aber ein schlichter Reitersmann, der nichts als seinen Kopf und Degen hat, Dienste bei einem Heere nimmt, das mit anderen deutschen Heeren gemeinschaftlich handelt, so ist das kein politisches Verbrechen. Nachdem ich aber so viele Jahre den Jammer mit angesehen, den jener unselige Krieg über Deutschland gebracht hatte, lernte ich den Werth der Einigkeit unendlich höher schätzen, und der große Kurfürst schien mir der rechte Mann zu seyn, sie in Deutschland neu zu begründen, deshalb widmete ich ihm meine Dienste, deshalb waren wir so zu sagen ein Herz und eine Seele."

Türenne. „Lassen wir die politischen Beziehungen auf sich beruhen, erzählt mir lieber, wie es dem Kurfürsten gelang die Schweden so schnell zu vertreiben."

Derfflinger. „Wir fielen mit Blitzesschnelle über sie her, bevor sie nur eine Ahnung haben konnten. Der Kurfürst hatte gleich nach seinem Abmarsche von Schweinfurt das Gerücht aussprengen lassen, er sey schwer erkrankt; das machte die Schweden sicher, sie zerstreuten sich im ganzen Havellande, und glaubten von unserer Ankunft zeitig genug unterrichtet zu werden, um uns an der Elbe oder Havel mit Macht entgegen treten zu können. Darin täuschten sie sich aber gewaltig. Den $\frac{11}{21}$. Juni (1675) kam der Kurfürst in Magdeburg an, zog hier nähere Erkundigungen

ein und gönnte den Truppen einen Raſttag. Am $\frac{13}{23}$. früh 2 Uhr wurde gegen Rathenow aufgebrochen. Voran zogen 6000 Reiter, meiſt Küraſſiere, dann folgten 1000 auserleſene Musketiere auf 80 Leiterwagen, hierauf 14 Geſchütze mit doppelter Beſpannung, und 40 Wagen mit Munition und Kähnen zum Ueberſetzen und zum Brückenſchlagen. Der Regen fiel in Strömen, nur mühſam ſchleppten wir die Geſchütze und Wagen fort, aber ein kräftiger Wille läßt ſich durch keine Schwierigkeiten abſchrecken, ſobald es wichtigen Zwecken gilt. Den $\frac{14}{24}$. Abends ſtanden wir vor Rathenow, das von 6 Compagnien Schweden beſetzt war. Die Stadt liegt auf dem rechten Havelufer, die Zugbrücken waren aufgezogen, alle Zugänge waren geſperrt. Hier galt es kühne Entſchloſſenheit. Die Musketiere wurden auf Kähnen übergeſetzt, 600 Mann ſollten das Mühlenthor, 400 das Pförtchen beim Eiſenhammer erſtürmen, meine Dragoner gegen das Havelthor losreiten. Ich führte ſelbſt den Vortrupp, mein Oberſtlieutenant Uckermann folgte mit einem ſtärkeren Trupp. So gings den $\frac{15}{25}$. früh im dichten Morgennebel im Galopp auf die Havelbrücke los. Ich gab mich für einen ſchwediſchen Offizier aus, der von brandenburgiſchen Reitern verfolgt werde, nannte einige Namen ſchwediſcher Offiziere und bewirkte durch meinen Ungeſtüm die Niederlaſſung der Zugbrücke. Jetzt erſt zogen wir die Säbel und hieben die ſchlaftrunkene Brückenwache nieder. Damit hatten wir aber noch wenig gewonnen, denn die nächſte Zugbrücke war ebenfalls aufgezogen, und der entſtandene Waffenlärm verhinderte eine abermalige Täuſchung. Ich ließ hierauf 100 Dragoner abſitzen und befahl ihnen, ſich, es gehe wie es wolle, der Brücke zu bemächtigen; ſie erhielten aber ein wirkſames Musketenfeuer, Uckermann ward an meiner Seite getödtet, wir konnten nicht über die Havel. Endlich hatte General Götz mit ſeinen 600 Musketieren das Mühlenthor geſprengt, war in die Stadt gedrungen, und kam mir hier zu Hilfe. Wir jagten

durch die Straßen auf den Markt, wo die Besatzung noch im Sammeln begriffen war, und hieben nieder was sich zur Wehre setzte, der Rest wurde gefangen.

„Durch die Einnahme von Rathenow durchbrach der Kurfürst die Mitte der feindlichen Stellung, die sich von Brandenburg bis Havelberg erstreckte und für 19,000 Mann viel zu ausgedehnt war. Der linke Flügel konnte sehr leicht abgeschnitten werden, wenn man ihm bei den Defileen von Fehrbellin oder Nauen zuvorkam, und das war auch des Kurfürsten Absicht. Aber ohne Verstärkung von Fußvolk durfte man es nicht wagen, des Feindes Rückweg zu versperren, denn dieser war zu erfahren im Kampfe und hatte zahlreiches Geschütz. Die Commandanten von Berlin und Magdeburg wurden daher durch Eilboten aufgefordert, alles entbehrliche Fußvolk gegen Nauen abrücken zu lassen, und die Oberstlieutenants Kanofsky, Henning und Strauß erhielten Befehl, mit ihren leichten Reitern im Rücken des Feindes alle Brücken und Stege über die zahlreichen Gewässer abzubrechen, die Dämme zu durchstechen und dem Feinde alle nur denkbare Hindernisse in den Weg zu legen. Diese Maßregel war um so nothwendiger, da der feindliche Feldherr sich jetzt zum Rückzuge anschickte, und mit seinem Bruder, dem General Waldemar Wrangel, bei Ruppin sich vereinigen zu wollen schien. — Den 16. abends 9 Uhr erreichten wir bei Barnewitz den Nachzug des feindlichen linken Flügels, und lagerten in der Nacht ihm dicht gegenüber; starker Regen, aufgeweichter Boden und große Ermüdung der Truppen hinderten uns Etwas gegen ihn zu unternehmen. Mit Tagesanbruch ging es weiter. General Lütke, der in der Gegend genau bekannt war, zog mit 300 Küraſſieren voran, konnte aber dem feindlichen Nachzug durchaus nichts anhaben, weil dieser mit großer Geschicklichkeit manövrirte. Meine Dragoner mußten nachrücken und absitzen, um den Feind aus

Nauen zu vertreiben, aber dieser leistete hartnäckigen und sehr geordneten Widerstand. Der Kurfürst wurde darüber ungeduldig und befahl dem General Lütke mit 1200 Küraſſieren den Feind zu umgehen; er suchte sich zwar den besten Weg über das Luch, aber die Pferde sanken bis an den Bauch in den Schlamm und viele blieben darin aus Mattigkeit liegen. Nichts destoweniger arbeitete Lütke sich durch, konnte aber bei aller Anstrengung den Feind nicht mehr erreichen.

„Der entscheidende $\frac{18}{28}$. Juni brach an, und schon am frühen Morgen trabte der Prinz von Hessen Homburg mit 1200 Küraſſieren den Schweden nach, um sie wo möglich fest zu halten, bis der Kurfürst mit den übrigen Truppen und dem Geschütz herangekommen seyn würde, was ihm auch durch einige Angriffe gelang. Man hat hinterdrein eine Fabel ersonnen und erzählt, der Prinz sey damals sehr verliebt gewesen, und habe sich nur aus jugendlicher Unbesonnenheit zu diesen Angriffen hinreißen lassen, weshalb ihm der Kurfürst sogar mit Todesstrafe gedroht hätte, und dergleichen mehr. Prinz Friedrich war aber damals kein verliebter Jüngling, er zählte bereits 43 Jahre, hatte 16 Jahre früher im schwedischen Dienste vor Koppenhagen einen Fuß verloren, und galt für einen eben so umsichtigen als entschlossenen Reitergeneral. Deshalb wurde ihm auch dieser schwierige Auftrag zu Theil, und der Kurfürst würde selbst am meisten gefehlt haben, wenn er einen jungen, zu kühnen Unbesonnenheiten geneigten, Offizier mit einer so wichtigen Sendung beauftragt hätte. Wenn aber der Stärkere zurückgehen will, und der Schwächere ihn daran hindern soll, kommt es natürlich bald zum Gefecht, und so war es auch hier; eben so natürlich war es, daß der Prinz um Unterstützung bitten mußte, damit der Feind ihm nicht entschlüpfe, und wiederum natürlich, daß der Kurfürst sie nicht sogleich bewilligte, denn wer nicht selbst zur

Stelle ist, denkt sich die Sache immer anders und glaubt, daß der Zweck auch mit geringeren Mitteln erreicht werden könne.

„Inzwischen war der Kurfürst mit der übrigen Reiterei unbemerkt heran gekommen, und hatte sich mit dem Prinzen Friedrich vereinigt. Die Schweden hatten $1\frac{1}{2}$ Meilen vor Fehrbellin auf einer etwa 2000 Schritt breiten, von Brüchern begrenzten Erdzunge Halt gemacht, weil die zerstörte Brücke hinter ihnen erst wieder hergestellt werden mußte. Sie zählten hier 7000 Mann Fußvolk, 4000 Reiter und 38 leichte Geschütze, standen in zwei Treffen, das Fußvolk in der Mitte, und hatten einen 5 Fuß tiefen und 12 Fuß breiten Graben vor der Front (die sogenannte Linumer Landwehr), welcher nur an zwei Stellen zu durchreiten war. Unsere ganze Macht beschränkte sich auf 5600 Reiter mit ermüdeten Pferden und 10 Geschützen; von den Musketieren konnten 500 Mann in zwei Stunden, die übrigen erst später eintreffen; was von Berlin erwartet wurde, kam nach bereits erfochtenem Siege an. — Der Kurfürst hielt Kriegsrath. Ein Angriff schien uns sehr gewagt, obschon der Feind nur einen kleinen Theil seiner Geschütze aufgefahren hatte; ich schlug eine Umgehung vor, aber unser Kriegsherr entschied sich für ein anderes Verfahren. In unserer linken Flanke befand sich ein Sandhügel, auf welchem die Geschütze aufgefahren wurden, und den Feind schräg mit großer Wirkung beschossen. Zur Deckung dieser Batterie waren meine und die Bomsdorf'schen Dragoner bestimmt, welche absaßen und drei Haufen bildeten, dahinter hielt das Regiment Anhalt; die übrigen Regimenter bildeten zwei Treffen mit Versagung des rechten Flügels. Hätte General Wrangel alle seine Geschütze ins Feuer gebracht und ruhig Stand gehalten, so konnten wir ihm nichts anhaben, und hätten die Ankunft unseres Fußvolks abwarten müssen. Aber er befahl seinem rechten Flügel unsere Batterie zu nehmen, und das wurde

sein Verderben. Die Dragoner hielten den Angriff standhaft aus, und nachdem das Handgemenge zwischen den Geschützen recht lebhaft geworden war, fiel ich mit zwei Regimentern über die in Unordnung gekommenen schwedischen Reiter und Musketiere her, während der Kurfürst und Prinz Friedrich die übrigen Regimenter an den Graben führten, und die von mir geworfenen schwedischen Regimenter so nachdrücklich verfolgten, daß das ganze Fußvolk, welches inzwischen seinen rechten Flügel zurückgenommen hatte, mit in die allgemeine Unordnung verwickelt wurde. Wrangel verlor bei dieser Gelegenheit alle Geistesgegenwart, und trat den Rückzug nach Fehrbellin an. Wir lagen den Schweden tüchtig in den Eisen, das Beste mußten aber hier die Geschütze thun, weshalb der Kurfürst die Konstabler auf Handpferde setzen ließ, damit sie den Geschützen schnell folgen könnten. So wurde der Feind abwechselnd beschossen und von der Reiterei angegriffen, bis er Fehrbellin erreichte, wo wir ihn in Ruhe lassen mußten. Als die Brücke endlich hergestellt war, setzte er den Rückzug fort, ich aber verfolgte ihn mit der ganzen Reiterei, so lange die Pferde noch fort konnten. Durch diesen Sieg hatten wir die ganze Mark befreit."

Ich erlaubte mir die Frage: wie es möglich gewesen sey, den viel stärkeren Feind unter so ungünstigen Terrainverhältnissen zu überwinden; erhielt aber vom Feldmarschall die lakonische Antwort, daß er dies selbst nicht genau angeben könne. „Der Teufel weiß, wie es zuging, setzte er hinzu, wenn aber einmal irgendwo große Unordnung eingerissen ist, da wird Vieles möglich, was Euere Schriftgelehrten geradezu bestreiten. Wir Alle wollten siegen oder sterben, die Schweden aber wollten abziehen und Alles mitnehmen, was sie in Brandenburg zusammen geplündert hatten, überdies wurden sie von uns überrascht, und mögen wohl nicht geglaubt haben, daß wir es wa-

gen würden sie anzugreifen. Das Unerwartete gelingt im Kriege am leichtesten, und man muß zuweilen selbst das Unwahrscheinliche versuchen, sobald man Besseres nicht zu thun weiß. In dieser Lage befanden wir uns. Wären wir geschlagen worden, so hätte man uns vielleicht Unbesonnenheit zum Vorwurf gemacht; wir siegten aber und hinterdrein fand das Jedermann sehr rühmlich. Das ist der gewöhnliche Gang der öffentlichen Meinung, die über Ruhm und Schande immer voreilig abspricht."

„Die brandenburgschen Truppen, bemerkte **Türenne**, müssen von einem ganz vorzüglichen Geiste beseelt gewesen seyn, sonst würden sie nach einem solchen Gewaltmarsche zu so großen Anstrengungen nicht mehr fähig gewesen seyn." — „Der Mensch, erwiderte **Derfflinger**, kann unglaublich viel wenn er muß, und mehr noch wenn er will." — **Türenne**: „Aber die Pferde?" — **Derfflinger**: „Die kannten keinen anderen Willen als den unserigen, und mußten was wir wollten." — **Türenne**: „Das möchte ich von unserer Reiterei nicht behaupten." **Derfflinger**: „Das glaube ich gern. Ihr Franzosen versteht diese Thiere auch nicht zu behandeln. Bei Euch sind der Reiter und sein Pferd zwei ganz verschiedene Wesen, die einander selten lieben. Bei uns findet zwischen dem Reiter und seinem Pferde die größte Zuneigung statt. Der Reiter pflegt sein Pferd mit Sorgfalt, und theilt im Nothfall den letzten Bissen Brod mit ihm; das Pferd erkennt in ihm seinen Wohlthäter und seinen Herrn zugleich, es leistet willig was dieser von ihm fordert. In Folge dieser gegenseitigen Zuneigung fordert aber der Reiter nicht mehr, als das Thier möglicher Weise leisten kann, und dieses leistet was nur in seinen Kräften steht, und das ist in der That mehr oft als man glaubt."

„Als wir 1678 die Schweden aus Pommern vertrieben, ihnen selbst die Insel Rügen entrissen hatten, brach plötzlich

General Horn — ein unberühmter Vetter des berühmten Feldmarschalls — mit 16000 Schweden in Ostpreußen ein, wo nur wenig Truppen von uns standen. Diese Diversion durchkreuzte alle Plane des Kurfürsten; es galt hier schnellen Entschluß und kräftige That. Ich befand mich gerade in Berlin, um mich von den Strapatzen des Feldzugs ein wenig zu erholen, denn ich war damals schon 73 Jahre alt. Aber der Kurfürst wünschte, daß ich ihn auf jenem denkwürdigen Zuge begleiten möchte, und da war ich schnell wieder bei Kräften. Wir zogen in der Eile an Truppen zusammen, was entbehrt werden konnte. Von jedem Regimente zu Fuß wurden 60 Mann ausgelesen, mit dem doppelten Bedarf an Offizieren. Am 30. December (alten Styls) brach ich mit 4000 Kürassieren, 1500 Dragonern, 3500 Musketieren und 34 Geschützen von Berlin auf, und kam den 10. Januar (1679) bei Marienwerder an. In diesen 12 Tagen legten wir 60 deutsche Meilen zurück. Die Geschütze wurden bei diesem Marsche auf Schlitten gebracht, die Musketiere ebenfalls gefahren, so auch die Reiter, deren Pferde nicht mehr fort konnten; letztere erholten sich jedoch schnell wieder, nachdem sie einen oder zwei Tage zur Hand gegangen waren. — Sobald Horn von unserem Anmarsche Kunde erhielt, wich er in großer Eile bis Insterburg zurück, vom General Görtzke verfolgt, der etwa 4000 Reiter dort befehligte. Da der Kurfürst inzwischen die Meldung erhalten hatte, daß das schwedische Heer durch Krankheiten und Desertion bereits auf die Hälfte zusammen geschmolzen sey, beschloß er dasselbe ganz zu vernichten, ließ den Obersten Treffenfeld mit 2800 Reitern zum General Görtzke stoßen, und befahl diesem den Feind möglichst aufzuhalten. Die benachbarten Landräthe aber wurden angewiesen, alle vorhandene Schlitten und Zugpferde den 16. Januar bei dem Amte Karben am frischen Haff zusammen zu bringen, wo das Fußvolk und Geschütz nebst Gepäck abermals zu Schlitten

gebracht, und auf der 7 Meilen langen Eisfläche nach Königsberg gefahren wurden. Die Reiterei marschirte gegen Tilsit. Am 19. Januar wurde eine ähnliche Schlittenfahrt über das kurische Haff gemacht bis Gilge, von wo das Fußvolk und Geschütz den Landweg nach Tilsit einschlug. Aber noch vor dessen Ankunft daselbst erreichte Treffenfeld den Feind, und brachte ihm durch einen ungestümen Angriff so ansehnliche Verluste bei, daß General Horn eilig den Rückzug nach Coadjuten antrat.

„Der Kurfürst änderte nunmehr seine Marschrichtung und zog gegen Heidekrug, ein schlechtes Nest auf der Hälfte des Wegs von Tilsit nach Memel, in der Hoffnung dem Feinde dort zuvorzukommen. Aber der schwedische Feldherr war unterwegs von Treffenfelds und Görtzkes Reitern eingeholt, angegriffen und geschlagen worden, und hatte sich von Coadjuten rechts nach Samogitien gewendet, wo er in ein ihm ganz unbekanntes, unwegsames Land kam, dessen Bewohner alle Nachzügler todtschlugen. Treffenfeld war ihm mit 1000 Reitern gefolgt, Görtzke hingegen bei Heidekrug zum Kurfürsten gestoßen. Dieser brach den 22. Januar zur weiteren Verfolgung auf, wurde aber durch den Boten irre geführt und kam am anderen Abend nur bis Lausdehnen. Der General stand an diesem Tage bei Wainuty, und hätte wohl am nächsten Tage erreicht werden können; aber der Kurfürst ward jetzt inne, daß auch die allerbesten Truppen durch solche Gewaltmärsche, bei großer Kälte und Mangel an Unterhaltsmitteln, zu Grunde gerichtet werden müssen, und gab hier die Verfolgung mit dem Ganzen auf. Nur General Schöning wurde dem Feinde mit 1600 Reitern nachgesendet, und trieb ihn bis Büren vor sich her, 8 Meilen vor Riga, in welche Stadt der General Horn von seinem ganzen Heere nicht mehr als 1000 Mann zurückbrachte, die sich in dem kläglichsten Zustande befanden.

„So endigte jener Verfolgungszug, auf welchem das brandenburgſche Heer in 25 Tagen, einſchließlich der Ruhetage, nicht weniger als 110 deutſche Meilen zurückgelegt hat, bei einer Kälte, die ſelbſt das Haff gefrieren ließ, bei abwechſelndem Regen und Schneegeſtöber, meiſt ſehr unzureichenden Nahrungsmitteln, überhaupt aber auf ſchlechten Landſtraßen und Waldwegen."

Türenne war dem ganzen Zuge Schritt vor Schritt auf der Karte gefolgt, unterbrach den mit allem Feuer eines Jünglings erzählenden Feldmarſchall nur ſelten mit einer Frage über die Landesbeſchaffenheit, und hörte ihm mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit zu. Als Derfflinger geendet hatte, wurde er von uns Beiden mit Fragen über die inneren Einrichtungen jenes Heeres beſtürmt, das ſo Ungeheures geleiſtet hatte, und er blieb uns keine Antwort ſchuldig, denn er bekleidete damals faſt alle höhere Kriegsämter. Auch Türenne mußte nachher über die Verfaſſung des franzöſiſchen Heeres unter ſeinen Befehlen manche Auskunft geben; für heute kann ich Dir aber nichts darüber mittheilen, denn Merkur hat ſchon zweimal bei mir anfragen laſſen, ob meine Epiſtel nicht bald fertig ſey, da der geheimnißvolle Eilbote, den er an die Ufer der Spree zu ſenden habe, nicht länger mit der Abreiſe zögern dürfe. Alſo genug für heute.

Neunter Brief.

Olymp, den 2. Januar 1836.

Die Paradesucht und Spielereien der Friedenshelden. Derfflinger über das brandenburg'sche Heer zu seiner Zeit. Ueber die Vortheile der Versetzung höherer Offiziere von einer Waffengattung zur anderen. Türenne über das französische Heer unter seinen Befehlen. Ein Urtheil über Condé und Luxemburg. Grausamkeiten im Kriege.

Unser guter und braver Valentini überraschte mich kürzlich recht angenehm durch seinen Besuch, und wir sind seitdem oft beisammen gewesen. Auch Bülow den Dennewitzer und Thielmann sehe ich oft, denn der alte Blücher versammelt wenigstens alle Monate seine Getreuen um sich, und unterhält sich mit ihnen von den glorreichen Zeiten, wobei mancherlei Vergleiche zwischen dem Sonst und Jetzt angestellt werden, wozu es hier mehr Stoff und Gelegenheit giebt als anderswo.

Da befällt uns denn auch zuweilen eine Wehmuth, wenn wir sehen, daß die theuer erkauften Erfahrungen so wenig benutzt werden, daß man dem Parademesen wieder auf eine Weise huldigt, die an die Zeiten vor Jena erinnert, und daß von den höheren Befehlshabern so wenig gethan wird, dem eingerissenen Unfuge zu steuern, sollte er sich auch des höchstens Schutzes zu erfreuen haben.

Vergebens dürfte man sich mit der frohen Hoffnung schmeicheln, daß der erste Kanonenschuß am Rheine oder an der Weichsel dem Vorbeimarsche, Paradetirailliren und anderen Spielereien ein Ende machen werde*). Was man Jahrzehende hindurch

*) Dieser Endpunkt ist nun glücklicher Weise eingetreten und jene Besorgniß nicht mehr begründet. Anmerkung des Herausgebers.

getrieben hat, ſey es auf Befehl oder aus Mangel an beſſerem Wiſſen, das wird zuletzt zur andern Natur.

„Denn aus Gemeinem iſt der Menſch gemacht
und die Gewohnheit nennt er ſeine Amme.“

Wenn die Unterhaltung einer ſo beträchtlichen Kriegsmacht, wie ſie Preußen im Frieden beſoldet, gerechtfertigt erſcheinen ſoll, dann muß auch Alles vermieden werden, was dem eigentlichen Zwecke derſelben entgegen iſt. Alle Uebungen im Frieden ſollen nur dazu beitragen, die Truppen und ihre Anführer zu kriegeriſchen Leiſtungen zu befähigen, nicht aber die Beluſtigung der Zuſchauer bezwecken.

Aber noch ſtrafbarer ſind ſolche Unterbefehlshaber, welche, in Ermangelung anderer militäriſcher Talente, durch Erfindung neuer, nutzloſer und ſogar ſchädlicher Spielereien, bei ihren ſchwachen Vorgeſetzten ſich beliebt zu machen ſuchen. Läßt ſich z. B. ein größerer Unſinn denken, als von einem Bataillone zu verlangen, daß man beim Spannen des Hahnes nur einen einzigen Ruck höre? Wie oft muß ein ſolches Exercitium wiederholt werden, bevor man darin die gewünſchte Gleichmäßigkeit erlangt, was nur auf Koſten der Brauchbarkeit des Gewehrſchloſſes möglich iſt, und jeden vernünftigen Soldaten mit Unwillen und Mitleiden über ſolche Erbärmlichkeiten erfüllen muß. Die ſtrategiſchen Tollhäusler, deren lächerliches Treiben ich Dir früher einmal (im zweiten Briefe) ſchilderte, ſind wahre Weltweiſe gegen die Exercir-Narren, die gleichwohl jedem beſcheidenen Zweifler mit wichtiger Miene verſichern: „daß der Mann dadurch zu größerer Aufmerkſamkeit gewöhnt werde.“ Dieſes Argument muß allen ihren Verirgriffen zur Entſchuldigung und Beſchönigung dienen, wobei ſie jedoch überſehen, daß die tägliche Erfahrung ihre Behauptung Lügen ſtraft. Denn dieſe Aufmerkſamkeit iſt eben ſo mechaniſch als der Gegenſtand, auf welchen ſie gerichtet, und ſobald

die Mannschaft den Cyclus anderer Uebungen beginnt, bei welchen der Soldat aufhört sich automatenartig zu bewegen, und seine Aufmerksamkeit auf den Wink und Ruf seiner Offiziere, auf die Signale, auf vorhandene Lokalitäten, auf den Gegner selbst zu richten hat, wie dies beim Tirailleurgefecht unerläßlich ist — da zeigt sich die Unzulänglichkeit jenes belobten Bildungsmittels in ungeschminkter Wahrheit, und die exercirfertigste Truppe tiraillirt in der Regel am schlechtesten. Ich will damit nicht gesagt haben, daß gutes Exerciren und Tirailliren unvereinbar sey; aber so lange es Nützlicheres und Nothwendigeres zu thun giebt, sollte man auf die Gleichheit der Gewehrgriffe beim Laden und Feuern nicht so viele Zeit verwenden, denn vor dem Feinde ist sie weder nothwendig noch überhaupt möglich. Da es aber ein verdrießliches Geschäft ist, beschränkte Köpfe durch Vorstellungen zu vernünftigem Handeln bewegen zu wollen, so sollte man hier den kategorischen Imperativ mehr geltend machen, und jeden Capitain oder Bataillonscommandeur, der die zur kriegerischen Ausbildung seiner Truppe ihm überwiesenen Mittel so unverständig vergeudet, ohne Barmherzigkeit seiner Stelle entsetzen.

Ich dächte wir könnten mit den Resultaten unserer Kämpfe in den Jahren 1813 — 1815 vollkommen zufrieden seyn, und hätten nicht nöthig die Präzision der Evolutionen und Gewehrgriffe hervor zu zaubern, wie sie zur Zeit Friedrichs des Großen für wesentlich erachtet wurde. Dieser große Feldherr hat mich selbst versichert, daß ihn die starre Einseitigkeit seiner Infanterie oft in Verlegenheit gesetzt, und er ihr etwas von der Geschmeidigkeit der Kroaten und anderer leichten Truppen seiner Gegner gewünscht habe.

Man sucht zwar das Gewissen auch in diesem Punkte zu beschwichtigen, indem man vorgiebt: „die Parademanöver beförderten die gute Haltung der Truppen, diese imponire wiederum

dem Gegner," und dergleichen mehr. Das ſind aber nur Scheingründe, Verwechſelungen zwiſchen Form und Weſen, und die Erfahrung hat uns ja längſt darüber aufgeklärt. Allerdings iſt die gute und ſichere Haltung der Truppen ein weſentliches Erforderniß zum Siege; aber ſie muß mehr moraliſcher Natur ſeyn, ſich auf das Gefühl innerer Tüchtigkeit gründen, und auf Aeußerlichkeiten keinen ſo großen Werth legen. Bei einer Revüe und im Vorbeimarſche gut beſtanden zu haben, will ſehr wenig ſagen, und hängt meiſt von zufälligen Nebendingen ab. Aber in einem hartnäckigen Arrieregarden- oder Poſtengefechte ſtandhaft ausharren bis der Zweck erreicht iſt, die gute Haltung auch während des Rückzugs im ſtärkſten Feuer bewahren, das iſt ein ungleich größeres Verdienſt, und ſetzt ganz andere Fähigkeiten voraus, als ſie der Paradeplatz fordert.

Hier im Olymp, wo ſich das edle Erz ſehr bald von den Schlacken ſondert, die Vorurtheile wie altmodiſche Kleider abgelegt werden, wo wir das Treiben der Erdenbewohner mit allen ſeinen Folgen überſehen, wo Jeder nach ſeinem wahren Werthe geſchätzt, und ſcharfe Abrechnung mit ihm gehalten wird, ob er das ihm geliehene Pfund vergraben oder gut genützt hat; hier mein Freund, urtheilt man über ſolche Dinge ſchärfer und richtiger. Die Paradehelden ſtehen hier in keinem beſſeren Rufe als die einſeitigen Theoretiker, und wenn man ſie überhaupt duldet, ſo geſchieht es nur ihrer ſonſtigen guten Eigenſchaften wegen, vielleicht auch aus einer Art von Mitleid mit ihren beſchränkten Geiſtesfähigkeiten. Aber Charon, der Jeden empfängt, welcher nicht durch allerhöchſte Verfügung ſchnurſtraks die Reiſe nach dem Olymp antritt, und Jedem ſeinen Platz anweiſt, macht ſich zuweilen das Vergnügen die kleinen Geiſter auf ähnliche Art zu quälen, wie ſie es ſelbſt auf Erden mit ihren Untergebenen oder anderen Leuten gemacht haben, und ſein Verfahren mit ihnen iſt

oft sehr ergötzlich. Ich mache daher nicht selten Ausflüge nach Tenare, verweile ganze Tage am Styx, und höre Stunden lang mit Vergnügen zu, wenn der finstere und doch auch drollige Alte den Ankommenden das National abnimmt, sie examinirt, und ihre Albernheiten schulgerecht bekämpft.

Doch es wird jetzt Zeit, daß ich an die Erfüllung meines Versprechens denke und meinen letzten Brief ergänze.

„Ein Krieg, welcher dreißig Jahre hindurch mit großer Erbitterung geführt wurde — begann **Derfflinger** seine Erzählung — fast alle Völker Europas in gegenseitige Berührung brachte, die ausgezeichnetsten Feldherrn hervorrief, mußte nothwendig zu vielen Verbesserungen im Heerwesen Anlaß geben, und manches Vorurtheil beseitigen. Was von alten Offizieren und Soldaten noch übrig geblieben war, stand mit einem reichen Schatze von Erfahrungen da, und derjenige Landesherr, welcher dieses geistige Kapital zu nützen wußte, durfte sich für die Folgezeit reichliche Zinnsen davon versprechen. Kurfürst Friedrich Wilhelm begriff dies besser, als mancher seiner Nachbarn; er zog viele Offiziere und Soldaten, welche bisher unter schwedischen Fahnen gefochten, in seine Dienste, und würdigte mich seines besonderen Vertrauens, namentlich was die Bildung der Reiterei betraf.

„Im Laufe jenes unheilvollen Krieges hatten zahllose Mißbräuche sich eingeschlichen; die Disciplin war erschlafft, der Wille der Obersten unumschränkt.

„Vor Allem mußte also der Kurfürst darauf bedacht seyn, vollkommene Herrschaft über seine Truppen zu gewinnen. Er änderte deshalb das bisher überall gültige Werbesystem, nach welchem die Obersten ihre Regimenter gleichsam in Lehn hatten, alle Offiziersstellen nach Gutdünken besetzten und die inneren Angelegenheiten nach Willkür ordneten. Die Werbung der Solda-

ten und die Besetzung der Offizierstellen wurde jetzt als ein ausschließliches Recht des Landesherrn in Anspruch genommen; von ihm allein gingen die Belohnungen und Strafen aus, und die Obersten waren nur die Vollstrecker seines Willens. Die Verpflichtung des Adels und der Städte zu persönlicher Truppenstellung wurde nach und nach in eine Geldabgabe verwandelt, wodurch der Kurfürst hinsichtlich der Werbung freie Hand behielt, und die groben Mißbräuche desto leichter abstellen konnte. Er entwarf neue Kriegsgesetze und handhabte sie mit Strenge. Diese neuen Einrichtungen fanden anfangs viele Widersprüche, aber der kräftige Wille des Kurfürsten überwand nach wenigen Jahren alle Schwierigkeiten, und die Freigebigkeit, mit welcher er treue Dienste belohnte, vermehrte auch die Zahl der treuen Diener, auf die er in den Tagen der Gefahr mit Zuversicht zählen konnte.

„Die Reiterei bildete die Hauptstärke des brandenburgschen Heeres, und erfreute sich der besonderen Gunst des ritterlichen Kurfürsten, der sie oft zum Siege führte. Jeder Reiter hatte Pferd, Waffen, Ausrüstung und Bekleidung auf eigene Kosten anzuschaffen, aber nach allgemeinen Vorschriften. Die einzelnen Schwadronen waren gleichfarbig bekleidet, nicht so die Regimenter; man gestattete in Kleinigkeiten dem Reiter gern eine gewisse Freiheit, und fragte nicht darnach, ob einer 4 oder 5 Zacken am Spornrade hatte, ob eine Schnalle etwa einen Zoll höher oder tiefer saß; wenn nur die Leute zuverlässig im Dienst, entschlossen und tapfer waren. Die Kürassiere trugen über dem Ledercollet einen Brust- und Rückenharnisch, auf dem Kopfe eine eiserne Pickelhaube; die Dragoner waren ohne Harnisch und trugen Hüte, mit einer aufgeschlagenen Krämpe. Die Bewaffnung bestand durchgehends in Pallasch, Pistolen und einem längeren Feuergewehr, ein Theil der Dragoner führte halbe Piken.

Die Aufstellung geschah in drei Gliedern. Die Schwadronen waren 120 Reiter stark, in der Schlachtordnung gewöhnlich durch frontgleiche Abstände getrennt, doch hielten die Schwadronen des hintern Treffens stets auf die Lücken des Vordertreffens; man nannte das die Aufstellung in halbvollen Linien, wovon nur bei Mangel an Raum abgegangen wurde. Ein Regiment hatte 3 bis 8 Schwadronen oder Geschwader. Bei Angriffen sollte vorzugsweise der Säbel, das Pistol nur bei der Verfolgung gebraucht werden. Der längern Feuergewehre bediente man sich meist nur, wenn die Reiterei wegen Mangel an Fußvolk absitzen mußte, was man im Nothfall auch von den Kürassieren verlangte. Die Reiter setzten ihren Stolz darein, zu jeder Verwendung im Gefecht tauglich zu seyn, kämpften sie aber zu Fuß, so verlangte man von ihnen nicht, daß sie die taktischen Künste des Fußvolks nachahmen sollten, man war zufrieden, wenn sie sich ihrer Waffen mit allem Nachdruck bedienten, und da sie immer nach schneller Entscheidung zu streben gewohnt waren, geschah dies aus eigenem Antriebe.

„Das Fußvolk bildete Regimenter von 2 Bataillonen zu 4 Compagnien, jede Compagnie bestand aus 150 Mann in 3 Züge getheilt; doch unterlag diese Formirung aus ökonomischen Rücksichten mancher zeitweiligen Veränderung. Die Bekleidung war durchgehends blau und gleichförmig, 100 Mann waren mit Musketen, 50 mit Piken bewaffnet. Die Aufstellung geschah in 6 Gliedern. Das vordere und hintere Glied bestand gewöhnlich aus Pikenieren, zuweilen bildeten diese aber auch den mittleren Zug. Wenn in diesem Falle gefeuert werden sollte, ließen die fünf vordersten Glieder sich auf ein Knie nieder, das sechste schoß zuerst, dann das fünfte u. s. f.; sobald das erste Glied Feuer gegeben hatte, sollte das sechste wieder geladen haben, war aber selten damit fertig geworden. Früher hatte das vorderste

Glied zuerſt gefeuert, und war dann hinter die Front gelaufen, um wieder zu laden, was immer viel Unordnung und Zeitverluſt verurſachte, und deshalb außer Brauch kam. Patronen nebſt Taſchen wurden erſt 1670 eingeführt, und von dieſer Zeit an die deutſchen Schlöſſer allmälig durch franzöſiſche erſetzt. Bisweilen nahmen die Regimenter fahrbare ſpaniſche Reiter mit ins Feld.

„Das Geſchützweſen war nach ſchwediſchem Muſter gebildet. Anfangs hatte der Kurfürſt, außer einigen kleinen Feldmörſern und ſchweren Geſchützen, nur ſogenannte ſchwediſche leichte Stücke, dies waren eiſerne Vierpfünder; das Rohr wog 625 Pfund, hatte 4 Fuß Länge, wurde mit 1¼ Pfund Pulver geladen und trieb die Kugel auf 800 bis 1000 Schritte. Vorzugsweiſe ſchoß man Kartätſchen daraus, d. h. Musketenkugeln in leinenen Beuteln oder blechernen Büchſen. Später führte ich Dreipfünder ein, die aber nicht mehr, wie die ſchwediſchen Stücke, mit 2 Pferden, ſondern mit 4 Pferden beſpannt wurden, auch etwas länger waren. Auf jedes Regiment zu Fuß rechnete man 2 leichte Stücke. Oft gab der Kurfürſt ſeiner Reiterei eine Anzahl Geſchütze bei, deren Beſpannung dann vermehrt, die Bedienung auf die Handpferde der Reiter geſetzt wurde. Die ſchweren Geſchütze blieben gewöhnlich in Reſerve, doch brachte man ſie in der Schlacht ſehr bald in die Feuerlinie, und beſetzte damit die wichtigſten Punkte.

„Im Allgemeinen war die Geſchützzahl in Verhältniß zur Truppenzahl ſehr beträchtlich, und mußte es auch ſeyn, weil das Fußvolk immer noch viel Zeit zum Laden brauchte, und ſein Feuer keine große Wirkung hervorbrachte. Als der Kurfürſt nach der Schlacht bei Fehrbellin das in Magdeburg zurückgelaſſene Fußvolk heranzog, hatte er auf 18000 Mann 75 Geſchütze. Unſer Verbündeter, der König von Dänemark, hatte vor Wis-

mar bei einer gleich ſtarken Truppenzahl 54 Kanonen und 7 Mörſer. Als wir zur Belagerung von Stettin ſchritten, brachte der Kurfürſt 206 Kanonen und 40 große Mörſer zuſammen. In meiner Eigenſchaft als Feldzeugmeiſter war ich immer bemüht, die Geſchütze zu erleichtern und beweglicher zu machen, ſtieß aber bei der Büchſenmeiſterzunft auf große Schwierigkeiten, und konnte mit meinen Anſichten nicht durchdringen." — **Türenne** bemerkte, daß auch er ſtets darauf bedacht geweſen ſey, aber die Vorliebe für ſchwere Geſchütze nicht habe überwinden können. Ich ſelbſt bin zu kurze Zeit Generalinſpecteur der Artillerie geweſen, als daß ich auf die Geſtaltung des Geſchützweſens einigen Einfluß hätte üben können, doch habe ich mich vielfach mit dem Gedanken beſchäftigt, ob die Geſchütze nicht noch mehr erleichtert, überhaupt beweglicher gemacht werden könnten, ohne ihre Wirkſamkeit weſentlich zu beeinträchtigen. Es iſt aber ungemein ſchwierig hierin die richtige Mitte zu treffen, denn es kommen dabei nicht weniger als ſämmtliche Hauptzweige der ganzen Kriegskunſt in Betracht, und die Boden- und Wegebeſchaffenheit des Kriegsſchauplatzes influirt darauf ganz insbeſondere.

Das Geſpräch lenkte ſich ſodann auf die Wahl der Perſonen, bei Beſetzung der höheren Befehlshaberſtellen in der Artillerie. **Derfflinger** erzählte, daß Torſtenſon Oberſter eines Regiments zu Fuß geweſen ſey, als ihn Guſtav Adolph zum Directeur des ſchwediſchen Geſchützweſens mit dem Auftrage ernannt habe, daſſelbe zu reorganiſiren; ſpäter wurde er zum Reichsfeldzeugmeiſter befördert, und es iſt bekannt, daß er die ſchwediſche Artillerie zur beſten in Europa machte. Nächſtdem befehligte er immer auch ein ſtarkes Truppencorps, und bei Baners großartigen Zügen war er deſſen beſter Reitergeneral, den in der Folge weder Stahlhanske noch Königsmark an Schnelligkeit und Kühn-

heit übertrafen. Derfflinger ſelbſt hatte ſtets in der Reiterei gedient, wurde aber vom Kurfürſten mit vielem Bedacht zum Generalfeldzeugmeiſter, ja ſelbſt zum Inſpecteur aller brandenburgiſchen Feſtungen ernannt. Daß ich der Artillerie ebenfalls nicht angehörte, iſt bekannt, weshalb ich bei meiner Ernennung zum Inſpecteur dieſer Waffe großes Bedenken äußerte, die aber der König ſehr bald niederſchlug.

Türenne war ganz entſchieden der Meinung, daß dergleichen Verſetzungen von einer Waffengattung zur anderen ihre großen Vortheile hätten, die von den damit verbundenen Nachtheilen ſtets überwogen würden, vorausgeſetzt, daß man in der Wahl der Perſonen ſehr umſichtig zu Werke gehe. Ein höherer Befehlshaber bei der Artillerie brauche weder Stückgießer noch Pulvermüller, ein Reitergeneral eben ſo wenig ein geſchickter Sattler, Hufſchmied, Pferdebändiger oder Fechter zu ſeyn, und der Infanteriegeneral könne der ſpeziellen Fertigkeiten noch leichter entbehren. Was aber jedem Einzelnen vonnöthen, das ſey die Kenntniß von den Eigenthümlichkeiten und von der Gebrauchsweiſe einer Waffengattung, die man ſich bei hinlänglicher Kriegserfahrung und geſundem Menſchenverſtande ſehr leicht erwerbe. Die Vorurtheile, welche in jeder Waffengattung mehr oder weniger tief eingewurzelt ſind, würden dadurch leichter überwunden. Man müſſe überhaupt einen Unterſchied zwiſchen dem Techniker und Taktiker machen, die man in den höheren Befehlshaberſtellen ſelten in einer Perſon vereinigt finde. — Nach einigen unbedeutenden Entwürfen unſerer Seits ſtimmten wir dem Marſchall bei, und erſuchten ihn hierauf, uns nun auch einen kurzen Abriß von dem Zuſtande des franzöſiſchen Heeres unter ſeinen Befehlen zu geben, wovon ich Dir das Weſentlichſte mittheilen will.

„Auch Frankreich — begann **Türenne** — verdankt den

Schweden die wesentlichsten Verbesserungen in seinem Heerwesen, obschon auf etwas indirekte Weise. Das Truppencorps, welches Herzog Bernhard von Weimar für Rechnung der Krone Frankreich seit 1636 unterhielt, bestand zwar aus Deutschen, war aber nach schwedischen Grundsätzen organisirt und eingeübt, und diente nach Bernhards Tode in jedem Betracht uns zum Muster. Den Werth einer Truppe muß man jedoch niemals nach Aeußerlichkeiten beurtheilen, sondern mehr nach den eingewurzelten Gewohnheiten und Gebräuchen. Sind diese gut, so erhalten sie sich unglaublich lange, selbst bei dem Wechsel der höheren Befehlshaber, denn sie werden den Leuten zur anderen Natur. Eben so schwer ist es aber auch, üble Gewohnheiten auszurotten, und wir hatten damals deren noch sehr viele, die in das Leben tief eingriffen.

„Ein Hauptübelstand war die ungemessene Vermehrung der Offizierstellen, und ihre Besetzung durch Günstlinge der königlichen Maitressen und ihres weitverzweigten Anhanges. In Bernhards kleinem Heere waren die Compagnieen zu Fuß und zu Pferde immer 100 bis 150 Mann stark. Louvois hingegen setzte sie oft auf die Hälfte herab, nur um über mehr Hauptmannspatente verfügen zu können. Mit Ernennung der Obersten und Generale ging es nicht viel besser. Hofgunst galt mehr als persönliche Verdienste. Auf diese Weise erhielten wir eine Menge junger und unwissender Offiziere, welche die ganze Indolenz, Putzsucht und Frivolität des Hofes zu Versailles in das Lager brachten, und zu ernsten Dingen nicht zu brauchen waren. Ihre Toilette nahm unglaublich viel Zeit in Anspruch, und wenn diese jungen Herren in ihren ungeheuren Allongeperrücken einher stolzirten, mit Spitzenmanschetten und Bändern geschmückt, glichen sie eher Komödienhelden als ehrlichen Kriegsleuten. Ohne den ritterlichen Sinn, der sie meist beseelte und dem französischen

Charakter eigen ist, wäre es mir unmöglich gewesen, mit solchen Offizieren viel auszurichten. Aber nachdem ich sie einige Male recht in das Feuer geführt hatte, streiften sich diese Lächerlichkeiten nach und nach ab. In den Kämpfen mit den deutschen Reichsheeren würden wir stets haben unterliegen müssen, hätten wir nicht den Vortheil der Einheit im Oberbefehl auf unserer Seite gehabt. Zwar legte mir Louvois durch seine oft sehr abgeschmackten Instructionen manche Hindernisse in den Weg, ich handelte aber nur dann darnach, wenn sie mit meinen Ansichten übereinstimmten, und kümmerte mich nach errungenem Siege wenig um den ministeriellen Zorn.

„Ueber unsere Militärorganisation ist nicht viel Rühmliches zu sagen, sie war einem steten Wechsel unterworfen und selten zweckmäßig. Die Reiterei bildete Regimenter von 2 bis 3 Schwadronen, jede aus 3 bis 4 Compagnien bestehend. Küraſſiere und Dragoner führten durchgängig Säbel, Pistolen und Musketons. Die Brust- und Rückenharnische kamen bei Ersteren allmälig außer Brauch, und Letztere verloren die Gewohnheit im Nothfall zu Fuß zu kämpfen immer mehr. Die Aufstellung zum Gefecht geschah in drei Gliedern, meist geöffnet. Es blieb dem Ermessen der Obersten überlassen, ob sie den Feind mit Feuer oder Schwert angreifen lassen oder empfangen wollten. Angriffsbewegungen im Galopp waren selten, und geschahen dann mit wenig Ordnung.

„Das Fußvolk stellte sich in sechs Gliedern auf, die Pikeniere, welche den dritten Theil der Mannschaft ausmachten, standen gewöhnlich in der Mitte. Die Schutzwaffen kamen allmälig in Wegfall. Nach Erfindung der neuen Bajonetflinten wurden die Grenadiere zuerst damit bewaffnet, und später in Compagnien vereinigt, welche den rechten Flügel ihrer Regimenter oder Bataillone einnahmen. Die Vorliebe für die Piken

erſchwerte die allgemeine Einführung jener Feuerwaffe, ungeachtet ihrer augenſcheinlichen Vorzüge.

„Unſer Geſchützweſen hat in der langen Zeit meiner Feldherrnlaufbahn wenig erhebliche Fortſchritte gemacht. Man ſchleppte den Heeren ſehr lange und ſchwere Geſchütze in geringer Anzahl nach, und konnte ſich nicht zu der Anſicht erheben, daß man im Felde leichterer Geſchütze bedürfe als vor feſten Plätzen. Aber in der Belagerungskunſt übertrafen wir alle unſere Gegner.

„Nach dieſer freimüthigen Aufdeckung der Mängel unſeres Heerweſens wird man mich natürlich fragen, wie es zuging, daß wir dennoch große Vortheile über unſere Gegner errangen. Zum Theil habe ich das ſchon im Eingange angedeutet, muß aber noch Folgendes hinzufügen. Ich hatte vor vielen meiner Gegner den Vortheil einer viel größeren Erfahrung voraus, ſtudierte ſorgfältig meinen Kriegsſchauplatz, die Gewohnheiten des Feindes; ich war wachſam und thätig, und ſparte kein Geld um ſichere Nachrichten zu erlangen. Je nach Umſtänden ging ich mit Kühnheit oder temporiſirend zu Werke, und blieb ſelbſt nach mißlungenen Angriffen dem Feinde immer ſo nahe als möglich, wodurch ich ihm imponirte und meine Truppen vor Entmuthigung bewahrte, die ein fortgeſetzter Rückzug immer zur Folge hat. Die Wahl guter Stellungen war mir beſonders eigen, doch bediente ich mich ihrer weniger, um große Landſtrecken zu vertheidigen, als den Feind in ſeinen Operationen zu ſtören. Hatte ich eine Provinz zu vertheidigen, ſo ging ich faſt immer angreifend zu Werke, beſonders gegen die Heere verbündeter Mächte. Einem eigentlichen Kriegsſyſteme habe ich niemals gehuldigt, mein Syſtem war: kein Syſtem zu haben, und das iſt ſtets das beſte; denn ein Feldherr muß ſeinem Gegner alle

Tage neu erscheinen, ein sich oft wiederholendes Verfahren bringt zuletzt keine erhebliche Wirkung mehr hervor.

„Sie, General Clausewitz, denken zwar von meiner Vertheidigung des Rheines nicht sehr günstig, und können in Bezug auf die Verfahrungsart ganz Recht haben; aber ich erreichte meinen Zweck und das ist genug. Hätte mir ein Anderer gegenüber gestanden, dann würde ich vielleicht auch anders gehandelt haben; im Kriege muß man sich aber stets nach den Umständen richten."

Wir baten hierauf den Vicomte um sein Urtheil über den Prinzen Condé und den Marschall Luxemburg. Anfangs wollte er sich über Beide nicht aussprechen, doch äußerte er sich nachher wie folgt: „Condé war schnell und kühn, wenn es galt den Gegner anzugreifen, schonte aber keine Menschen und bezahlte seine Siege unverhältnißmäßig theuer. Er verstand es meisterhaft, die Truppen mit sich fortzureißen, und schritt überall selbst mit Todesverachtung voran. Die Gefahr hatte so großen Reiz für ihn, daß er sich oft muthwillig darein stürzte. Ruhige Ueberlegung und sorgfältige Erwägung der Umstände war nicht nach seinem Geschmack, und er verdankt seine Siege mehr jenem französischen Ungestüm, als der geschickten Einleitung. — Der Herzog von Luxemburg war ein Mann von großem Muthe, richtigem Blicke, ruhiger Ueberlegung und schneller That. Aber seine Vorliebe für Spiel, Weiber und andere Zerstreuungen machte ihn unfähig, den Gang eines ganzen Feldzugs mit gebührender Aufmerksamkeit zu leiten. Er verstand besser einen Sieg zu erkämpfen als ihn zu benutzen. Ein lächerlicher Aberglaube begründete in ihm manches verderbliche Vorurtheil. Die Vergnügungssucht hat ihn, wie viele andere Feldherrn, um einen großen Theil seines Ruhmes gebracht. Wer an der Spitze eines Heeres steht, hat gerade nicht die Verpflich-

tung, wie ein Karthäusermönch zu leben, soll aber auch eben so wenig die Zeit mit Lustbarkeiten verändeln. Das Beispiel des Oberbefehlshabers wirkt zu mächtig auf die Unterbefehlshaber als daß es gleichgiltig sein könne; giebt dieser aber selbst den Ton der Frivolität an, dann kann er mit Sicherheit darauf rechnen, daß seine Untergebenen ihn darin noch zu übertreffen suchen werden, denn der große Haufen ist immer mehr geneigt, die Laster als die Tugenden seiner Vorgesetzten nachzuahmen.

Derfflinger machte hier den Einwurf, daß sehr starke Geister zu dergleichen Excessen fast immer geneigt wären, weil sie die Kraft in sich fühlten, die Folgen begangener Fehler leicht wieder unschädlich zu machen.

„Das mag sein, erwiederte **Türenne**, es geschieht aber stets auf Kosten des Zwecks, der erreicht werden soll, und mit stärkerem Verbrauch der uns überwiesenen Mittel. Ein Fehler bleibt immer ein Fehler, sollte er auch auf die glänzendste Weise wieder gut gemacht werden, und da ein Feldherr ohnehin schon vielen Irrthümern ausgesetzt ist, die ihn nöthigen können, unverhältnißmäßig große Opfer zu bringen, so muß er sich schon dadurch angespornt fühlen, alle Fehler zu vermeiden, welche durch Leichtsinn oder Unachtsamkeit entstehen."

Schließlich glaubte ich noch die Frage an den Marschall richten zu müssen: wodurch die Rheinpfalz 1674 eine so harte Züchtigung verdient habe? und erhielt darauf folgende Antwort. „Es gehörte damals noch zu den Kriegsgebräuchen, ein Land, welches man nicht mehr behaupten konnte, zu verwüsten, damit der Gegner an Mitteln zur Fortsetzung des Krieges Abbruch erleide. Diese Maßregel war unstreitig sehr grausam; aber ist die Vernichtung eines feindlichen Heeres ein gelinderes Mittel? Sind die Soldaten nicht auch Menschen? Jener Vandalismus ist je-

doch in meinen Augen verwerflich, denn die Truppen verwildern dadurch auf eine Weiſe, daß man einen großen Theil der Herrſchaft über ſie verliert, was ſchlimme Folgen haben kann. Mein hartes Verfahren gegen die armen Pfälzer hat mir manche ſchlafloſe Nacht gekoſtet; allein ich handelte nach höheren Befehlen, und konnte nicht immer verhindern, daß man die meinigen überſchritt."

Derfflinger erzählte hierauf, in welchem Grade die Verwilderung der Truppen im dreißigjährigen Kriege zugenommen habe, nachdem jenes Verheerungsſyſtem bald von dieſer bald von jener Partei angewendet worden ſei. Die Mißhandlungen der Menſchen ſind damals mit wahrhaft teufliſcher Bosheit ausgeübt worden, und es ſträubt ſich das Haar, wenn man nur daran denkt. Bei Anwendung von ſolchen Gewaltmitteln, wie der Krieg ſie gebieteriſch fordert, mag es allerdings ſchwer ſeyn, die Grenzlinie zwiſchen Grauſamkeit und nothwendiger Härte zu beſtimmen, es iſt aber jedenfalls auch eine wichtige Aufgabe der Heerführer, alle Grauſamkeiten im Kriege möglichſt zu verhüten, und es ſollte wenigſtens der Wehrloſe verſchont bleiben. Wenn ich aber der Unmenſchlichkeiten gedenke, die noch jetzt auf der pyrenäiſchen Halbinſel von Spaniern gegen Spanier vorkommen, dann möchte ich faſt wünſchen, daß die Großmächte Europas eine halbe Million Soldaten dahin ſchickten, und die ganze dortige Bevölkerung unterjochten, um das Land von dieſen Scheuſalen zu reinigen *).

Dieſer Gedanke hat mich ſeit meiner Anweſenheit im Olymp oft ſchon recht lebhaft beſchäftigt, denn nach den Erzählungen

---

*) Dieſer Brief iſt vom 2. Januar 1836 datirt, was der Leſer nicht überſehen wolle.

Anmerkung des Herausgebers.

der hier ankommenden Spanier läßt ſich mit vieler Gewißheit prophezeien, daß die pyrenäiſche Halbinſel auf eine lange Reihe von Jahren hinaus der Schauplatz wilder Anarchie bleiben werde. Die Chriſtinos und Karliſten ſtehen ſich zu ſchroff gegenüber, als daß jemals ein Vergleich zwiſchen ihnen zu Stande kommen könne, es muß alſo eine oder die andere Partei vollſtändig überwunden werden, was bei der natürlichen Zähigkeit des ſpaniſchen Charakters nicht ſo ſchnell geht. Die ſiegreiche Partei wird ſich aber des Sieges auch nicht lange zu erfreuen haben, man wird neue Revolutionen ausbrechen ſehen, Republikaner und Abſolutiſten werden ſich wiederum die Hälſe brechen, bis endlich, nachdem die Apathie des Volkes den höchſten Grad erreicht hat, ein kleiner Tyrann auftritt, der die traurigen Ueberreſte dieſer ehemaligen Weltenbeherrſcher an die Sklavenkette legt, und ſie durch Hilfe der eiſernen Zuchtruthe zu vernünftigeren Menſchen macht.

Zehnter Brief.

Olymp, den 2. Mai 1836.

Münchhausens mißlungene Spekulation und Seydlitzens Rückkehr aus Arkadien; Aufmunterung desselben zu nützlicheren Beschäftigungen. Versuche einiger Physiker, Chemiker und Homöopathen. Die Doctoren par exellence. Wie die Chemie zum wesentlichsten Vereinfachungsmittel der Strategie werden kann. Verhandlungen im Olymp über die spanischen Wirren und Spaniens Zukunft; Ultimatum und Executivmaßregeln. Großartiger Amalgamirungsprozeß. Betrachtungen über die höheren moralischen Zwecke künftiger Kriege.

Seydlitz ist von seinen Irrfahrten endlich zurückgekehrt, und hat die Ueberzeugung davon getragen, daß Münchhausen zu den unglücklichen Projektmachern gehört. Als die Arkadier sahen, daß ihr mühsam erspartes Geld zu so luftigen Zwecken verwendet werde, weigerten sie sich die verlangten Einzahlungen zu leisten, klagten den Baron wegen Betrugs an, und ließen die ganze Sache gerichtlich untersuchen. Dadurch kamen Münchhausens Geheimnisse der Experimentalphysik an den Tag, weil er sich anders nicht zu rechtfertigen wußte, und kaum erfuhren dies einige Mitglieder des Londoner und Pariser Jockei-Clubs, so kauften sie den Arkadiern alle Actien zu geringen Preißen ab, und vereitelten durch ihre Opposition das ganze Unternehmen, um es später auf eigene Rechnung fortzusetzen. — Du wirst zwar nicht glauben wollen, daß an der Geschichte etwas Wahres sey; aber vergiß nur nicht, daß sie sich im Olymp und auf einer Terra incognita zugetragen hat, wo geheimnißvolle Kräfte walten und Dinge möglich sind, von welchen Euere Weisheit sich noch nichts träumen läßt.

Mars schmollte eine Zeit lang mit Seydlitz, seine Schwester Bellona hat ihn aber bald versöhnt, und so ist denn der Friede wieder hergestellt, ohne drückende Bedingungen für unseren Landsmann. Minerva hat ihm jedoch sagen lassen, daß er sich in Zukunft öfter bei ihren Abendgesellschaften einfinden, den Diskussionen mehr Aufmerksamkeit schenken, und durch Mittheilungen aus dem reichen Schatze seiner Erfahrungen als Reitergeneral der Mit- und Nachwelt sich nützlicher machen solle, als durch die Theilnahme an jetzt noch unausführbaren Dampfprojekten. Sie hat hinzugefügt, daß zwar die Zeit nicht mehr fern sey, wo die Anwendung der Dampfkraft eine völlige Revolution in den socialen Verhältnissen der Menschen herbeiführen werde, daß man aber seiner Zeit nicht allzuweit vorauseilen dürfe, weil das Gute und Nützliche dadurch eher gehindert als befördert werde.

Wie sehr übrigens der Spekulationsgeist auch hier überhand nimmt, davon kannst Du Dir kaum einen Begriff machen. Merkur, der mir Mancherlei mittheilt, was Andere nicht erfahren, erzählte mir erst kürzlich, daß mehrere Physiker, Chemiker und homöopathische Aerzte sich zu einer geheimen Gesellschaft constituirt hätten, um allerhand wichtige Versuche zu machen. Nach Hahnemanns angeblicher Entdeckung: „daß das Gold in quintillonfacher Verdünnung eine staunenerregende Wirkung auf den Menschen äußere, und schon das bloße Riechen an eine Goldpille die Verrückten vernünftig, und die Vernünftigen verrückt mache," glauben diese Leute durch ihre Goldpräparate, bei Zusatz anderer Ingredienzen, ganz eigenthümliche Wirkungen hervorzubringen. Ein Theil der Gesellschaft hat sich die Aufgabe gestellt, die moralischen Fähigkeiten im Menschen zu verändern; ein anderer Theil will sich mit dem Intellectuellen beschäftigen. Die Mischungsverhältnisse sind natürlich ein Geheimniß, doch sollen die bereits angestellten Versuche sehr befriedigend ausgefallen seyn.

So hat man z. B. die Bemerkung gemacht, daß eine Miſchung von Gold und Queckſilber den höchſten Grad von Wankelmuth und Unbeſtändigkeit, eine Miſchung von Gold und Eiſen hingegen eine bis zur Halsſtarrigkeit geſteigerte Feſtigkeit des Charakters erzeugt. Assa foetida mit Goldpulver vermiſcht ſoll philoſophiſch, flüſſiger Mororit mit Goldtinktur ſoll hiſtoriſch, Platina mit pulveriſirten Auſterſchaalen ſoll kritiſch machen u. ſ. w.

Was wir in alten Chroniken von Wundern geleſen haben, iſt am Ende doch die reine Wahrheit geweſen, hat ſich wirklich zugetragen, iſt aber nur von den Wundermännern ſelbſt erkannt worden. Schon neulich, als ich bei Charon war, ging mir ein ſolcher Gedanke durch den Sinn. Du wirſt Dich der großen Auſter und der geflügelten Krebſe erinnern, die wir am Ufer des Styx entdeckten *). Gewiß ſind das nicht die einzigen vorhandenen Exemplare geweſen, und man darf vorausſetzen, daß Jupiter in einer Anwandelung von Unwillen dergleichen Metamorphoſen in größerer Zahl und Mannichfaltigkeit vorgenommen hat. Wenn nun Jemand ein Viertelhundert ſolcher Philoſophenauſtern äße, ſo kann allerdings der Fall eintreten, daß er allmälig den geſunden Menſchenverſtand verliert, und denſelben philoſophiſchen Albernheiten huldigt, deren Urheber zur Strafe in Auſtern verwandelt wurden. — Eine gleiche Bewandniß kann es mit den Krebſen haben. Denke Dir einen Gourmand, der in der Krebsſaiſon jeden Abend ein halbes Dutzend ſolcher Thiere verſpeiſt, die in gerader Linie von einem Hypotheſenkrebſe abſtammen; ſoll und muß er da nicht eine ſtarke Vorliebe für Hypotheſen bekommen? — Du kennſt die ſchwarzen Stachelnüſſe, womit wir uns oft als Knaben warfen; auch dieſe Frucht habe

*) Siebenter Brief.

ich hier in ungewöhnlich großen Exemplaren gesehen, und Merkur hat mir versichert, daß Jupiter alle diejenigen Mathematiker, welche in große Einseitigkeit verfallen und jede andere minder positive Wissenschaft gering achten, schon seit Jahrhunderten in solche Stachelnußsträucher verwandelt habe. Der Genuß dieser Früchte entwickelt sicherlich auch große mathematische Talente, und wer weiß ob nicht die alle Begriffe übersteigenden Leistungen im Kopfrechnen, die man an sogenannten Wunderkindern wahrgenommen hat, nur auf diese Weise möglich geworden sind. Eben so wahrscheinlich ist es aber, daß des Diogenes Philosophie nicht so armselig ausgefallen seyn würde, hätte er bessere Nahrung, Kleidung und Wohnung gehabt, oder überhaupt zu schätzen gewußt.

Man sollte in der Wahl der Nahrungsmittel sehr vorsichtig seyn, und den Folgen der Assimilirung eifriger nachspüren. Wir waren sonst immer der Meinung, daß der Muth seinen Ursprung entweder im Herzen oder im Kopfe haben müsse, weil er sich ausschließlich durch kühne Entschlüsse offenbart, die man schwerlich für ein Produkt der Verdauung halten wird, obschon die Verbindung zwischen Kopf und Magen nicht abgeleugnet werden kann. Einige Philosophen behaupten aber gleichwohl, daß der Muth aus dem Magen komme, folglich muß es wahr seyn, denn sie sind ja die Hohenpriester der Wahrheit. Wie das eigentlich zugeht erklären sie uns zwar nicht, und die vielfach gemachte Wahrnehmung, daß der Eine bei gefülltem, der Andere bei leerem Magen tapfer oder weise, oder keines von beiden ist, daß der Wein den Einen lustig, den Anderen traurig, den Dritten thatkräftig, den Vierten träge macht — scheint die Richtigkeit ihrer Schlußfolgerungen gar nicht zu alteriren. Es muß also die Wirkung von Speise und Trank auf Geistes- und Gemüthskräfte durch die geheimnißvollen Bestandtheile dieser Nahrungsmittel hervorgebracht

werden, und Hahnemann dürfte mit ſeinen Goldpillen am Ende doch Recht behalten.

Aber der Verſtand ſchwindelt mir, ſobald ich an alle die möglichen Folgen einer Ausbildung der Chemie in dieſer Richtung denke, und es muß mit der Zeit eine ganz neue Gattung von Aerzten entſtehen, die Doctoren par exellence. Hat man einmal ergründet, welche Wirkung dieſe oder jene Ingredienz auf den Geiſt oder das Gemüth des Menſchen äußert, ſo wird man Pillen, Pulver und Flüſſigkeiten erfinden, die nach und nach allen menſchlichen Bedürfniſſen entſprechen. Die Knaben und Jünglinge werden nicht mehr Schulen und Univerſitäten beſuchen, die Gelehrten nicht mehr bei der Oellampe und dem Waſſerkruge mit großer Anſtrengung neue Wahrheiten erforſchen, oder die alten und längſt vergeſſenen in beſtaubten Folianten aufſuchen, um ſie für Neuigkeiten auszugeben, ſondern man wird das Alles in Zukunft viel bequemer haben. Statt lateiniſch zu lernen, wird man nur einige Dutzend Ciceropillen zu verſchlucken brauchen, und dieſen Autor dann ſo gut verſtehen, als ſey man lateiniſch zur Welt gekommen. Durch Hilfe einiger pythagoräiſchen Pulver wird man ſchnell ein großer Mathematiker werden, wenn anders die Stachelnüſſe unwirkſam bleiben ſollten; und während man jetzt ſich noch die Mühe giebt, der lieben Jugend ihre dürftigen Kenntniſſe ſpielend beizubringen, wird man ſie nachher bloß mit Bonbons zu füttern brauchen, um ſie zu Univerſalgenies heranzubilden. Die Chemiker, welche dergleichen Pillen und Bonbons verfertigen, ſind dann die wahren Doctoren der Weltweisheit in der umfangreichſten Bedeutung des Wortes. — Was man aber nachher mit der lieben Zeit anfangen wird, iſt eine andere Frage, die ich mir nicht zu beantworten getraue, denn nach allen mir bekannten philoſophiſchen Kunſtſchlüſſen iſt alsdann die Möglichkeit gegeben, durch Anwendung ſolcher Mittel zu jedem Amte

und Berufe in kurzer Zeit sich vollkommen tüchtig zu machen, sobald man nämlich jene Mittel bezahlen kann. Der Unbemittelte und Arme wird dann freilich unwissend bleiben, was wiederum zur Folge haben wird, daß künftig nur eine Aristokratie denkbar ist, d. h. die Geldaristokratie. Wer sich das Weisheitsfutter nicht erkaufen kann, fällt ohne Widerrede der dienenden Klasse anheim.

Man sollte meinen, daß eine so ungemessene Usurpation nothwendig zu großen Gewaltthätigkeiten gegen die Reichen führen müsse. Aber werden diese nicht zugleich auch alle die geheimen Mittel an sich kaufen, durch welche man listig und tapfer wird? Werden sie den Armen etwas anderes zu kaufen übrig lassen, als Feigheitspulver und Unterwürfigkeitspillen? Können diesen armen Teufeln nicht alle Mittel abgeschnitten werden, sich jemals gefürchtet zu machen?

Auch die erhabene Kunst der Kriegführung wird sich dann jener Einfachheit zu erfreuen haben, welche ihr einige neuere Kriegskünstler schon jetzt andichten. Zwar werden die Wagenzüge im Rücken einer Armee sich nicht vermindern, denn außer den gewöhnlichen Vorräthen an Munition, Waffen, Ausrüstungs- und Bekleidungsgegenständen, die man den Truppen nachfährt, oder in ihrer Nähe aufbewahrt, wird es noch großer Vorräthe an Pillen und Tinkturen bedürfen, um sich ein Uebergewicht an Muth, Standhaftigkeit, Ausdauer ꝛc. zu verschaffen, wovon ja bei nicht zu großem Unterschiede der Stärke bekanntlich der Erfolg abhängt. Aber in diesem neuen Zuwachs an Impedimenten besteht eben der große Vortheil. Man braucht in Zukunft nur sich in Besitz der Fässer und Kisten zu setzen, welche den materiellen Inbegriff aller guten physischen, moralischen und intellektuellen Eigenschaften einer Truppe enthalten, oder den Inhalt derselben ungenießbar machen, um sich ein solches Ueberge-

wicht zu verschaffen, daß der Sieg, ja selbst die vollständigste Vernichtung des Gegners unzweifelhaft wird. Das ganze Geheimniß der Strategie, welches bis jetzt nur Wenige ergründet, und die Wenigsten zur klaren Anschauung gebracht haben, wird alsdann darin bestehen: die Verbindung des Feindes mit seiner Feldapotheke zu unterbrechen, und die Strategie selbst wird sich auf den einfachen Begriff einer Lehre von der Verbindung reduziren, während sie in unseren Tagen noch das Erhabenste der Kriegführung enthält. Zwar hat schon Heinrich von Bülow einen solchen Lehrsatz aufgestellt, und allerlei Folgerungen daraus abgeleitet; er irrt sich aber in den Voraussetzungen wie in den Erfolgen, büßt jetzt für diese und andere strategische Thorheiten auf Tenare, und hat noch von Glück zu sagen, daß er nicht auch in einen geflügelten Krebs verwandelt wurde. Die Zeiten sind für eine solche Vereinfachung noch nicht reif, und es müssen die Armeen zuvor in eine viel größere Abhängigkeit von ihrer Basis versetzt werden. Hiernach mit rücksichtsloser Consequenz zu streben, ist ein großes Verdienst der Wissenschaft, die ja dadurch vereinfacht und positiver wird. Alle die großen Feldherrn, welche durch Annahme eines modifizirten Requisitionssystems, durch Verminderung der Bedürfnisse ihrer Truppen, durch natürliche Verstärkung ihrer Hauptbasis und durch ähnliche Anordnungen jene Abhängigkeit zu vermindern, sich vielmehr eine größere strategische Freiheit zu verschaffen suchten, haben gewiß sehr unrecht gehandelt *).

Sollten die erwähnten Versuche der Chemiker von Erfolg seyn, so ließe sich vielleicht auch mancher Nationalcharakter ver-

---

*) Der Schlußsatz scheint eine starke Persiflage zu enthalten, weil er außerdem mit den Grundsätzen des Verstorbenen im Widerspruche stehen würde.

Anmerkung des Herausgebers.

bessern, man brauchte nur die erforderlichen Ingredienzen in hinreichender Quantität in die Bäche und Flüsse des Landes zu werfen. Wie leicht könnte auf diese Weise die pyrenäische Halbinsel pacificirt, und Frankreich von seinen Thorheiten befreit werden. Auch würde dann der Besitz der Wasserscheiden eines Landes, dem viele Theoretiker einen geheimnißvollen Werth beilegen, von großer politischer Wichtigkeit seyn. Aber im Olymp scheint man der Sache noch kein rechtes Vertrauen zu schenken, denn eben jetzt, als ich diese Epistel schließen wollte, verkündet mir Merkur eine sehr wichtige Neuigkeit, die ich Dir, mein trauter Freund, ohne Indiscretion mittheilen kann.

Schon seit längerer Zeit sind die spanischen Wirren ein Gegenstand der lebhaftesten Verhandlungen im Rathe der Götter gewesen, und man hat sich mit der Zukunft dieses schönen, aber fast verödeten Landes ernstlich beschäftigt. Napoleon, der größte Reichsorganisator der neueren Zeit, ist zu verschiedenen Malen zu Jupiter gerufen worden, und soll diesem sehr umsichtig ausgearbeitete Memoiren über Spaniens Verhältnisse und wahrscheinliche Schicksale eingereicht haben. In Folge dessen ist beschlossen worden, den Spaniern folgendes Ultimatum zu setzen: „Wenn nicht bis zum Jahre 1842 alle Unruhen in Spanien vollständig beigelegt, die Spanier zum Gehorsam gegen ihr Oberhaupt und zu nützlicher Thätigkeit zurückgekehrt sind, auch durch Thatsachen hinlänglich bewiesen haben, daß es ihnen ernstlich darum zu thun ist, sich der Wiederaufnahme in die Reihe civilisirter Völker würdig zu machen; dann will man die Spanier politisch unmündig erklären, sie unter europäische Curatel stellen und das Land in Sequestration nehmen."

Zu diesem Zwecke soll ohne Verzug eine General-Junta gebildet werden, bestehend aus Deutschen, Franzosen, Engländern und Spaniern, welche sich unter dem Namen der Königin-Re-

gentin mit der Regierung zu beſchäftigen hat, die Beſtrebungen der verſchiedenen Parteien, ſo wie die wahren Bedürfniſſe des Volks kennen zu lernen ſucht und die Mittel zur Befriedigung in Anwendung bringt. Ferner iſt vorläufig Nachſtehendes beſchloſſen worden.

„Sobald ein bewaffnetes Einſchreiten nöthig wird, ſtellen Oeſtreich, Preußen, die übrigen deutſchen Bundesſtaaten und Sardinien 300,000 Mann, England, Holland, Belgien und Portugal ſtellen zuſammen 100,000 Mann, Frankreich und die Schweiz ebenfalls 100,000 Mann. Rußland, Schweden, Dänemark, Neapel und Griechenland bleiben von dieſem Kreuzzuge ausgeſchloſſen, da dieſe Staaten theils zu entfernt liegen, theils Mangel an Menſchen und Geld haben, oder mit ihren eigenen Angelegenheiten zu ſehr beſchäftigt ſind.

„England, Holland und Frankreich bemächtigen ſich der wichtigſten Küſtenplätze, zur Anlegung von Depots und Magazinen. Um aber gleich die Hauptſache in Ordnung zu bringen, und mit Berückſichtigung der künftigen Verhältniſſe operiren zu können, werden den Verbündeten folgende Ländereien eingeräumt.

„Den Franzoſen wird das Land bis an den Ebro zugetheilt, mit Ausnahme der baskiſchen Provinzen, die den Schweizern überlaſſen werden ſollen. Die Baiern und Sachſen erhalten Valencia; die Oeſtreicher Murcia und Granada; die Engländer, Hannoveraner und Braunſchweiger Andaluſien mit Antequera; die Belgier und Meckelnburger Eſtremadura; die Preußen Leon; die Holländer und Oldenburger Aſturien; die Würtemberger, Badenſer, Heſſen und Naſſauer erhalten Galicia. Den Piemonteſen werden die baleariſchen Inſeln eingeräumt. — Bei dieſer Vertheilung iſt nicht allein die Größe und Ertragsfähigkeit der Län-

dereien, sondern auch der Reichthum an Menschen auf Seiten der Bundesglieder berücksichtigt worden.

„Die Spanier behalten sonach Alt- und Neu-Castilien, und den am rechten Ufer des Ebro gelegenen Theil von Arragonien und Catalonien. Diese Ländereien sind groß genug um Diejenigen zu ernähren, welche es nicht vorziehen sollten sich den Verbündeten zu unterwerfen, und in dem Besitze ihres Grundeigenthums zu bleiben."

Von halben Maßregeln ist also nicht die Rede, und das rechtfertigt die Aufbietung einer solchen Heeresmacht vollkommen. Man will ganz sicher gehen, die Sache in wenig Monaten beendigen, und sich keinen nachtheiligen Chancen aussetzen. Der spanische Boden soll deshalb an einem Tage von den Truppen aller Verbündeten zugleich betreten werden. Die Franzozen rücken über Perpignan und Bayonne vor, setzen aber bei Barcelona und Bilbao, unter dem Schutze ihrer Dampfflotte, einen großen Theil ihrer Truppen und die Schweizer ans Land. Die Oestreicher, Baiern und Sachsen landen bei Alicante und Cartagena; die Engländer ꝛc. bei Malaga und Gibraltar. Die Portugiesen rücken bis Alcantara und Douro vor, um den Belgiern, Meckelnburgern und einem Theile der Preußen, welche bei Lissabon und Porto landen, als äußerste Vorhut zu dienen, und ihnen die Benutzung des Tajo und Douro zu erleichtern. Der andere Heertheil der Preußen und die Holländer landen bei Villaviciosa und Gijon, die übrigen deutschen Bundestruppen bei Corunna, Vigo und wo es ihnen am bequemsten ist.

An dem Tage wo diese Landungen beginnen, werden Manifeste erlassen, welche den Spaniern die Absichten der verbündeten Mächte und die Bedingungen der Unterwerfung verkündigen, zugleich aber auch die nachtheiligen Folgen ernsten Wider-

ſtandes. Da es überall nur auf Vertreibung des Gegners abgeſehen iſt, ſoll mehr manöverirt als angegriffen werden, und man wird ſich daher meiſt der Umgehungen bedienen, den getrennten Colonnen aber von Zeit zu Zeit angemeſſene Vereinigungspunkte anweiſen. Feſtungen werden nur blokirt. — Sobald 500,000 Soldaten gleichzeitig in Spanien einfallen, iſt der Erfolg kaum zweifelhaft.

Sollten die Spanier tollkühn genug ſeyn, ſich mit Uebermacht auf einen oder den anderen Verbündeten zu werfen, ſo zieht ſich derſelbe fechtend zurück, und überläßt das Weitere dem Nachbar, welcher in ſolchen Fällen rückſichtslos vordringen ſoll und dazu leichteres Spiel bekommt. Alsdann werden aber alle gefangenen Spanier unfrei, und müſſen in den eroberten Ländern Sklavendienſte verrichten.

Eine Hauptangelegenheit bleibt jedoch die proviſoriſche Beſetzung des Landes. Zu dieſem Zwecke werden an den Grenzen des den Spaniern verbliebenen Landes Standlager errichtet, ganz nach den Grundſätzen der alten Römer. Mit einem Drittel der geſammten Streitkräfte hofft man dieſe Lager und die dazwiſchen liegenden Verbindungspoſten hinreichend ſtark zu beſetzen; ein zweites Drittel wird in den nächſten rückwärtigen Städten und Dörfern untergebracht, und dient zur Unterſtützung. Unter dem Schutze dieſer Sicherheitsanſtalten beginnt das letzte Drittel ohne Verzug die Coloniſirung.

Wo es eine ſo großartige Volkswirthſchaft einzurichten giebt, wie in dem eroberten Lande, da iſt es immer gut, wenn man auch die Meinung der Frauen mit anhört. Jupiter hat deshalb bei vielen Berathungen auch die Göttinnen befragt, insbeſondere wegen des ſchnellen Wachsthums der Bevölkerung; denn ein Land ohne Menſchen iſt nicht viel werth, und obſchon Engländer, Bel-

gier, Franzosen und Deutsche allerhand Maschinen erfinden werden, um den Mangel an Menschenhänden möglichst zu ersetzen, wird es deren doch niemals genug geben. Venus ist der Meinung gewesen, daß eine Aufforderung an die spanischen Frauen und Mädchen: in den eroberten Ländern zurückzubleiben und sich mit Offizieren, Soldaten und den später nachkommenden Colonisten ehelich zu verbinden, von dem besten Erfolge seyn werde. Man muß also bei Zusammensetzung der Bundescontingente mit darauf Rücksicht nehmen, daß dieselben zum großen Theil aus solchen Freiwilligen bestehen, welche zur förmlichen Uebersiedlung nach Spanien geneigt sind. Von diesem großartigen Amalgamirungsprozeß unter so verschiedenen Völkern verspricht man sich einen besseren Erfolg, als wenn alle Gewässer Spaniens mit den auf chemischem Wege hervorgebrachten tugendhaften Ingredienzen geschwängert würden; denn die einzelnen Partikelchen, aus welchen unser Denk- und Handelsvermögen zusammengesetzt wird, entspringen zuerst doch wohl im Blute, gehen dann in die Säfte über, bis sie sich zu den Gehirnnerven erheben und als Ideen verflüchtigen. Der spanische Charakter, dem manche gute Eigenschaft zugestanden werden muß, namentlich die der Standhaftigkeit und Ausdauer, wird durch ein solches Kreuzen der Racen jedenfalls eine merkliche Verbesserung erhalten, und die Spanier im zwanzigsten Jahrhundert sind vielleicht die genialsten und liebenswürdigsten Menschen der Welt.

Wie lange diese Besetzung Spaniens und folglich auch die politische Bevormundung der Spanier dauern soll, ist noch unbestimmt, mindestens aber ein Vierteljahrhundert. Die Verbündeten erlangen dadurch förmliche Eigenthumsrechte an das von ihnen besetzte Land, welche aber nur an die Spanier selbst übertragen werden können, mit Ausnahme Galiciens, das später an Portugal übergehen soll. Bis zur Wiedererwerbung des Landes

durch die Spanier erhält daſſelbe die Verfaſſung eines Bundesſtaates mit einer Centralregierung. Die Stelle des Ober-Regenten wird abwechſelnd durch Frankreich, England, Oeſtreich und Preußen beſetzt.

Sämmtliche verbündete Mächte garantiren ſich gegenſeitig ihre Beſitzungen, und ſchließen ein Schutz- und Trutzbündniß auf 25 Jahre, welches ſo ehrfurchtgebietend iſt, daß Rußland nicht wagen darf etwas im Rücken der Verbündeten zu unternehmen, was dieſen gefährlich werden könnte; denn Deutſchland, England und Frankreich ſind immer noch im Stande, eine zweite halbe Million Streiter gegen Rußland marſchiren zu laſſen, in welchem Falle die Tſcherkeſſen und Polen eine kräftige Unterſtützung bei ihren Beſtrebungen finden würden.

So iſt vorläufig Jupiters Plan mit Spanien, und Morpheus hat bereits geheime Inſtructionen erhalten, wie er die betreffenden Machthaber und ihre Rathgeber im Traume für dieſe neue Reformationsidee gewinnen, und die Schwierigkeiten der Ausführung möglichſt beſeitigen ſoll; das Weitere muß dem Geſchick und der Weisheit der handelnden Perſonen überlaſſen bleiben.

An dieſe coloſſale Bekehrungsidee knüpfen ſich wie von ſelbſt endloſe Betrachtungen. Werfen wir einen Blick auf die Kreuzzüge in das soi-disant gelobte — jetzt aber höchſt miſerable — Land, ſo iſt der erwähnte Zug gegen die Spanier ein wahres Kinderſpiel, und bei dem jetzigen Zuſtande unſerer Hilfsmittel ausführbar mit geringen Opfern an Geld und Menſchen, der Zweck aber ein unendlich erhabener. Es handelt ſich nicht darum die Spanier für ihre Vergehen zu züchtigen, noch ihr Land auf die Dauer zu zerſtückeln, ſondern nur bon-gré mal-gré ſie auf eine Stufe der Civiliſation zu erheben, die einzunehmen ſie ſo gut wie andere Völker berufen ſind. Man wird hierbei den Spa-

niern ihre eigene Geschichte unaufhörlich vor die Augen halten und sie erinnern müssen, daß Spanien nie blühender war, als unter der Herrschaft der Mauren, und daß nach deren gewaltsamer Vertreibung Künste, Wissenschaft, Gewerbe, Ackerbau, Sitten und Gebräuche schnell und immer schneller in Verfall kamen.

Vielleicht war es den Napoleoniden vorbehalten, Frankreich, Italien und die pyrenäische Halbinsel nicht blos aus dem früheren Schlummer aufzurütteln, sondern diese Länder auch wahrhaft zu beglücken. Aber sie hätten dann nicht nur viel Talent und Thätigkeit offenbaren, sondern auch von einem so edlen Charakter seyn müssen, wie der Stiefsohn Napoleons, der unvergleichliche Eugen; ihre Rathgeber mußten Männer von ähnlichem Schlage seyn, frei von Gewinnsucht und nur das allgemeine Beste im Auge habend. — Das Schicksal hat es anders gefügt. Betrachtet man aber den jetzigen Zustand dieser Länder und Völker, so trägt man großes Bedenken zu sagen, daß sie auf einer höheren Stufe stehen als damals; sie befinden sich alle in einer mehr oder weniger gefahrvollen Crisis, deren Ende und Ausgang nicht abzusehen ist.

Das Menschengeschlecht ist ein unendlich bildsamer Stoff, und seine zeitliche Bestimmung: ein beharrliches Streben nach Vervollkommnung in jeglicher Weise. Aber das Beispiel eines tugendhaften Regenten, so mächtig es auch wirken mag, ist doch viel zu wenig, um ein in moralischer Gährung begriffenes, durch innere Zerwürfnisse verderbtes Volk in die Schranken der sittlichen und vernünftigen Freiheit zurückzuführen. Auf die Masse kann man nicht durch Einzelne, sondern wiederum nur durch Massen wirken. Das gute Beispiel Einzelner bleibt von der Menge unbeachtet, wird nur von Wenigen bemerkt und nachgeahmt. Aber Viele vermögen Vieles, sobald sie nach einem Ziele streben, es ist ihnen zuletzt nichts mehr unmöglich.

So wird es hoffentlich auch mit Spanien ſeyn, wenn die olympiſche Idee zur Ausführung kommt und geſchickt durchgeführt wird. Rings von Völkerſchaften umgeben, die ſämmtlich einen ungleich höheren Grad von Bildung beſitzen, und im Laufe der Zeit durch die Bande des Blutes vielfach mit ihnen verſchwiſtert, wird den Spaniern nur die Wahl bleiben zwiſchen dem Beharren in ihrer Indolenz, Einſeitigkeit und geiſtigen Armuth, und dem innigen Anſchließen an ihre nächſten Nachbarn. Aber nur das Letztere kann ſie zum Ziele führen, ihnen die politiſche Freiheit und Bedeutung wieder verſchaffen, es läßt ſich alſo das Beſſere mit Recht erwarten, denn jeder Verſuch, das Joch der Civiliſation gewaltſam abzuſchütteln, könnte leicht mit gänzlicher Unterwerfung und wirklicher Zerſtückelung des Landes enden.

Die bei der ſpaniſchen Expedition betheiligten Mächte werden zwar durch die zeitweiſe Beſitznahme der ihnen zugetheilten Ländereien keinen großen Gewinn haben, der indirekte Nutzen iſt aber kaum zu berechnen, und von der mannichfaltigſten Art. Vorerſt darf man ſich nicht verhehlen, daß den meiſten Völkern eine allgemeine kriegeriſche Bewegung ſehr nöthig iſt, den Franzoſen ihrer jetzigen unbehaglichen Stimmung wegen, den Engländern zur Beſchwichtigung der Irländer, den Deutſchen weil ſie zu lange in kriegeriſcher Unthätigkeit verblieben ſind. Der Idealismus und Materialismus haben bereits zu ſehr überhand genommen, als daß man nicht ernſtlich auf wirkſame Gegenmittel denken ſollte, und das beſte bleibt der Krieg. Bisher fehlte aber ein hinreichender Grund dazu und ein vernünftiges Ziel. Was kann z. B. ein Krieg zwiſchen England und Frankreich, oder zwiſchen Franzoſen und Deutſchen Vernünftiges bezwecken? Bei einem Kriege zwiſchen zwei civiliſirten Staaten verlieren ſtets beide Theile; ſolche Kriege ſollten bei dem jetzigen Stande

der Politik gar nicht mehr vorkommen. Ganz anders ist es, wenn man gegen entartete und rohe Völker zu Felde zieht, um sie allmälig in den Kreis der Civilisation zurück oder einzuführen; das ist ein edler, ein erhabener Zweck, unserer Zeit vollkommen würdig. Aber man muß die Sache menschlicher, umsichtiger und großartiger betreiben, als die Franzosen an der Küste von Nordafrika, sich auch besser auf Verwaltung und Colonisirung verstehen.

Bei einer so allgemeinen Unternehmung, wie die in Rede stehende Expedition nach Spanien, deren Zweck in Voraus bestimmt ist, fällt jede politische Eifersucht der Theilnehmer weg. Es hat zwar den Anschein, daß diese gemeinschaftliche Besetzung Spaniens eine Quelle vieler politischen Reibungen werden müsse; ich behaupte aber gerade das Gegentheil, und betrachte diese Unternehmung als eine sichere Bürgschaft des Friedens, nur muß man den Grundsatz aufstellen: daß jede einzelne Macht, welche gegen die Verträge handeln wollte, von allen übrigen Mächten gezwungen werde, nur den Bestimmungen gemäß zu handeln. Ein wohl verstandenes Interesse wird bald zu der Ueberzeugung führen, daß es so am Besten ist.

Von fremden Mächten ist eine gewaltsame Störung dieser Expedition nicht zu befürchten. Selbst Rußland würde es nicht wagen, gegen halb Europa in die Schranken zu treten. Dagegen gestatte man ihm freies Spiel in Asien, ja man kann ihm ohne Gefahr ganz Kleinasien Preis geben, nur stelle man die europäische Türkei unter den Schutz des neuen Bundes. Denn sobald man mit den spanischen Angelegenheiten so weit in Ordnung ist, daß ein Rückgang nicht mehr zu befürchten steht, muß das Werk europäischer Civilisation auf ähnliche Weise auch mit den Türken beginnen.

Die Idee eines ewigen Friedens iſt kindiſch und abgeſchmackt, ſobald man die Sache wörtlich nimmt. Aber ein Friede zwiſchen allen civiliſirten Völkern Europas, mit offener Kriegserklärung gegen alle nicht civiliſirte Völker, iſt kein politiſches Unding, iſt eine Möglichkeit, die der gute Wille — welcher jetzt mehr als jemals im politiſchen Verkehr wahrgenommen wird — bald zur Wirklichkeit erheben kann.

Welch' ein reges Leben würde die Beſetzung Spaniens in den dabei betheiligten Staaten hervorrufen! Zuerſt die Mobiliſirung der Bundescontingente, welche jährlich in angemeſſener Proportion durch neue Truppen abgelöſt werden könnten, damit nach und nach ein immer größerer Theil der Bevölkerung durch dieſe kriegeriſche Bewegung erſtarke, ohne dabei ſelbſt zu verwildern, da ſich die ganze Thätigkeit der Truppen auf Märſche, Lager- und Vorpoſtendienſt beſchränken, und die Gefechte eine Ausnahme von der Regel bilden würden. Dann der Nutzen der Coloniſirung, welche immer neue Bedürfniſſe hervorrufen wird. Die ſich anknüpfenden Handelsverbindungen mit den entſtehenden Colonien, und den von Spaniern beſetzten Landestheilen; das geſchäftige Treiben der Induſtriellen; die geräuſchloſe Thätigkeit der Künſtler und Gelehrten u. ſ. w. Alles würde in die lebhafteſte Wechſelwirkung gerathen, ſich geiſtig und körperlich amalgamiren und aſſimiliren; es würden daraus ganz neue Generationen erwachſen, frei von politiſchen Vorurtheilen, den Sinn für allgemeines Beſte mit auf die Welt bringend. Die Auswanderer würden nicht mehr nach Polen, Rußland und Amerika gehen, um nach wenig Jahren arm an Geld, wenn auch reich an traurigen Erfahrungen und getäuſchten Hoffnungen, zurückzukehren; ſie würden jetzt nach Spanien wandern, und die Reiſe dahin ohne Aufwand beſtreiten können.

Argliſtige Spötter nennen vielleicht dieſen neuen Bundesſtaat „einen politiſchen Wechſelbalg.“ Aber der immer größer

und ſtärker werdende deutſche Zollverein hat den Beweis geliefert, daß dergleichen Verbindungen ganz im Geiſte der neueren Zeit ſind. — Von Deiner lebhaften Theilnahme an dem fraglichen Projekte, mein Freund, bin ich vollkommen überzeugt; ſuche nur aber auch durch Rede und Schrift die allgemeine Theilnahme dafür zu erwecken, denn Jupiter will, daß man ſich mit dieſer Idee vertraut mache: er will vollſtändigen Sieg der Civiliſation über die Barbarei.

Eilfter Brief.

Olymp, den 1. Juni 1836.

Herzensergießungen und philoſophiſche Betrachtungen. Wiſſenſchaftliche Tendenz der hinterlaſſenen Werke des Verſtorbenen, über Krieg und Kriegführung. Schwierigkeit und Möglichkeit einer philoſophiſchen Kriegstheorie. Unfruchtbarkeit aller ſtreng ſyſtematiſchen Kriegslehren. Weſen und Zweck einer vernünftigen Theorie des Kriegs.

Von jeher war es mir eine liebe Gewohnheit, den Tag meiner Geburt entweder in ſtiller Einſamkeit zuzubringen, den Selbſtbetrachtungen mich ganz überlaſſend, oder auch den kleinen Kreis meiner wahren Freunde um mich zu verſammeln, austauſchend mit ihnen Empfindungen und Gedanken. So laß' mich denn auch heute die erſten Worte an Dich richten, Du Theuerer, denn es iſt mir mehr als je ein Bedürfniß mich auszuſprechen über einen Gegenſtand, der uns Beiden ſehr nahe am Herzen liegt.

Du haſt Dich der Mühe unterzogen, einen Theil meiner hinterlaſſenen Schriften herauszugeben, und wirſt damit eben ſo Dank als Undank erndten. Dank nur von den Wenigen, welchen es wahrhaft darum zu thun iſt, ſich für ihren künftigen, höheren, kriegeriſchen Beruf zu bilden, und dabei ohne wiſſenſchaftliche Vorurtheile an das ſchwierige Werk gehen. Undank hingegen von allen Denen, die, obſchon durch ihre Stellung und übel verhehlten Anſprüche auf ſo ernſte und gründliche Studien angewieſen, in der kleinen Anzahl mühſam erlernter, aber ſchlecht verdauter Grundſätze und Regeln der Kriegführung, die Quinteſſenz alles kriegeriſchen Wiſſens erblicken, ohne ſich in konkreten Fällen auf ihre Benutzung zu verſtehen, und welche jetzt von

mir sich sagen lassen müssen, daß dieses Bettelthum von Regeln durchaus kein sicherer Lootsen ist, in dem klippenvollen Elemente des Krieges.

Aber beruhige und tröste Dich mit mir, mein Freund. Des Menschen Thun ist eine Aussaat von Verhängnissen, und verkannt zu werden das gewöhnliche Loos Derer, die es redlich meinen; darüber darfst Du Dich nicht grämen. Fahre nur fort wie bisher, mich und meine Ansichten in Schutz zu nehmen, denn Du weißt ja selbst, mit welchen geistigen Anstrengungen ich nach Wahrheit geforscht habe, daß ich mißtrauisch gegen diese Wahrheit so lange blieb, bis sich etwas Erhebliches nicht mehr gegen sie einwenden ließ, und ich sie endlich als vollgiltig betrachten durfte. Früher oder später werden auch Andere, die jetzt noch daran zweifeln, zu dieser Erkenntniß kommen, man darf bei Wahrnehmung des Gegentheils nicht sogleich alle Geduld verlieren. Das Licht der Wahrheit wird dennoch einmal siegreich durchdringen, und unser Streben gerechtfertigt erscheinen.

Es hat Zeiten gegeben, in welchen die Könige sogenannte Weltweise zu ihren täglichen Gesellschaftern wählten; man hat aber auch gesehen, daß sie sich mit sogenannten Narren unterhielten, und hellsehende Beobachter behaupten, daß die Narren mehr Wahrheit gesprochen haben als die Philosophen. Auch im gewöhnlichen Leben findet man oft, daß die Schaale der Menschen besser ist als ihr Kern, oder auch umgekehrt, wiewohl seltener; man darf sich also nicht verwundern, auf närrische Philosophen und philosophische Narren zu stoßen, und nur von den Letzteren können jene Wahrheiten gesprochen worden seyn. Aber es ist niemals ein gutes Zeichen der Zeit, wenn der Philosoph sich in die Narrenkappe hüllen muß, um seine Wahrheiten an den Mann zu bringen, oder wenn ein Mann den Philosophen

spielt, während er nur die Schaale und nicht den Kern der Philosophie gekostet hat, und den Schein noch für die Wahrheit hält.

Was mich heute zu dieser seltsamen Einleitung veranlaßt, mein Freund, das sind die vielfach sich widersprechenden Urtheile über meine Schriften, die ich fast täglich vernehmen muß, ohne sie selbst widerlegen und berichtigen zu können. Einer Eurer ausgezeichnetsten Militärschriftsteller hat meine Lehre vom Kriege die einzig wahre Philosophie des Krieges genannt; Andere sprechen dem von mir befolgten Ideengang allen philosophischen Zusammenhang, alle innere Consequenz ab, und tadeln mich, daß ich dem Leser so wenig positive Lehren darbiete; sie haben aber Alle unrecht.

Noch niemals ist es mir in den Sinn gekommen, eine Philosophie des Krieges schreiben zu wollen, denn ich bin ein zu großer Verehrer der Philosophie und des Krieges, als daß ich Beide zusammen kuppeln möchte, und die Versuche, welche andere Schriftsteller in dieser Richtung gemacht, haben mich nur noch mehr von einem solchen Vorhaben abgeschreckt; denn nur zu deutlich geht daraus hervor, daß sie entweder Stümper in der Philosophie, oder sehr einseitige Kriegstheoretiker geblieben sind. Auch ich würde etwas Vollkommenes in diesem Genre nicht hervorgebracht haben, weil ich es für unmöglich halte; deshalb beschränkte ich mich auf Betrachtungen über den Krieg, denen man allen philosophischen Geist nicht ganz absprechen kann.

Dabei habe ich mich aber des Systematisirens mit Wohlbedacht enthalten, weil die Kunst der Kriegführung dadurch eine zu große Beschränkung erleiden würde. Die Kriegsysteme haben auf mich immer denselben Eindruck gemacht, wie die Gärten zu Versailles. Man mag es bequem finden, sich überall regelrecht auf symmetrisch geordneten Pfaden zu bewegen, und dabei nirgends auf Felsen, Moräste oder andere Naturerscheinungen zu stoßen.

Aber wie gering ist da die Ausbeute für Geist und Herz! Diese hohen und künstlich zugestutzten Hecken erscheinen mir immer wie kleine chinesische Mauern, über welche man nicht hinweg zu sehen wagt, aus Besorgniß, unerfreuliche Entdeckungen zu machen, oder, hinter welchen man sich völlig sicher glaubt. Der Anblick solcher Regelmäßigkeit kann uns wohl überraschen aber nicht fesseln, denn sie ist das Abbild der Beschränktheit des menschlichen Geistes. — Wie ganz anders ist der Eindruck, den ein englischer oder deutscher Park auf uns macht. Man sieht zwar, daß auch hier die Kunst ihre bildende Hand im Spiele gehabt hat, aber es ist die Natur nicht zur Unnatur umgestaltet worden, die Bäume streben in stolzer Pracht gen Himmel, breiten ihre Aeste und Zweige nach Willkür aus, und erquicken den müden Wanderer durch ihren Schatten. Bei jedem Schritte vorwärts gewahrt man die lieblichste Mannichfaltigkeit der Natur, und dennoch verschlingt sich Alles zur erhabensten Einheit.

Gerade so verhält es sich auch mit den Kriegstheorien. Wo der innere Zusammenhang so klar am Tage liegt, daß man ihn ohne Mühe mit Händen ergreifen kann, da hat die systematische Scheere der Natur des Krieges Gewalt angethan, um die Unzulänglichkeit des Systems nicht ahnen zu lassen. Alle Hindernisse der Bewegung sind aus dem Spiele gelassen, alle Leidenschaften der Menschen in systematische Fesseln gelegt, die Massen bewegen sich schulgerecht wie Schachfiguren; da ist kein unzeitiger Halt, kein banges Zaudern, keine kühne Uebereilung, kein verwegenes Beginnen wahrnehmbar, und aus dem Anfange läßt sich auch das Ende mit mathematischer Bestimmtheit vorhersagen. Ein solcher Führer auf der schlüpferigen Bahn des kriegerischen Ruhmes wird vom großen Haufen zwar am liebsten zum Freunde erkoren; aber er ist zugleich auch der unsicherste Führer, ein falscher Freund.

Sind das die Früchte philoſophiſcher Studien, dann möchte man wünſchen, die Kriegsleute hielten ſich fern von aller Philoſophie, die ja den meiſten ihrer Jünger nur als Schminke und Pommade dient. Der wahre Philoſoph weiß nichts von allen den Dingen, welche die falſchen Propheten zu wiſſen glauben oder vorgeben, er philoſophirt wo Andere dociren, er erhebt den Geiſt zum reinen Weſen der Idee, wo ihn Andere zum Buchſtaben des Syſtems herabziehen. Zu eiliges Vordringen nach dem Ziele, zu begieriges Streben nach poſitiven Lehrſätzen, iſt bei wiſſenſchaftlichen Forſchungen weder lobenswerth noch rathſam, und man darf ſelbſt auf allgemein herrſchende Anſichten nur dann ſeine Ueberzeugung bauen, wenn zuvor der Grund und die Wahrheit allſeitig unterſucht worden iſt.

Das Denken iſt ein geiſtiges Gebären, ein Erzeugen der Ideen aus dem verborgenen Vorrathe vieler, aber noch dunkler, unſicherer und verworrener Vorſtellungen. Dieſe Geburtswehen durch Erweckung zum Zweifeln und Nachdenken zu erregen, und durch Auffindung der Wahrheit vermittelſt entwickelnder Fragen — gleichſam durch Entbindung der im Geiſte ſchlummernden oder als Embryonen liegenden Gedanken — zu ſtillen, war des Sokrates große Kunſt und Meiſterſchaft, und wenn ich mich jemals zum Jünger eines Philoſophen hätte machen wollen, ſo würde das Sokrates geweſen ſeyn. Viele ſeiner Gegner machten ihm zwar den Vorwurf, daß er durch dieſe Zweifelserweckung ſeine Zuhörer nur in Verlegenheit ſetze, mit ihnen nur einen muthwilligen Scherz treibe, niemals aber eine eigene Ueberzeugung aufzuſtellen pflege. Aber man thut ihm unrecht, er hat durch dieſe philoſophiſche Procedur die wichtigſten Wahrheiten zur Evidenz gebracht, und ſeine eifrigſten Schüler erkannten, daß ſie durch ſein Fragſyſtem weit mehr Wiſſenſchaft in ſich entdeckt hätten, als ſie ſelbſt zu beſitzen geglaubt. Durch ſyſtematiſches

Fragen kann Alles aus dem Menſchen herausgefunden und entwickelt werden, weil alles Wiſſen und jede Einſicht urſprünglich ſchon in ihm liegt, und die Belehrung durch Fragen gleichſam nur ein erneuertes Bewußtwerden, oder ein erwachendes Wiedererinnern iſt. Auch wenn man dadurch nicht immer zu poſitiven Reſultaten gelangen ſollte, erndtet man doch den Vortheil, beſcheidener und vorſichtiger im Urtheilen zu werden, ſeine eigene Unwiſſenheit zu erkennen und einzugeſtehen, was mehr werth iſt als falſches und eingebildetes Wiſſen.

Nur der beſcheidene Zweifler an der Richtigkeit irgend welcher Behauptung iſt der echte Wahrheitsforſcher. Aber zwiſchen Descartes berühmt gewordenes Cogito, ergo sum, und den Univerſalbeweiſen einiger neuen Afterphiloſophen, liegt noch ein ungeheueres Feld, das der geſunde Menſchenverſtand immerhin bebauen mag. Wiſſenſchaft und Philoſophie ſind und bleiben die höchſten und letzten Bildungsmittel, welche dem Leben und Wirken, dem Geiſte und Charakter des Menſchen vollendete Klarheit, ſiegreiche Energie, und im Innerſten tief beglückende Harmonie und Begeiſterung verleihen. Daß aber der Begriff des Wiſſenſchaftlichen nicht allein oder hauptſächlich im Syſtem und ſeinem fertigen Lehrgebäude beſteht, ſollte in unſeren Tagen nicht mehr einer Auseinanderſetzung bedürfen. Alles was eine relative Wahrheit oder Wirkſamkeit beſitzt, wird ſeinem ganzen Weſen nach verkehrt und verſchoben, muß ſich in irgend welchem Grade unwahr und ungenügend erweiſen, ſobald daran die Forderung geſtellt wird: ſich als ein Unbedingtes auszuweiſen. Und was in abſtraktem Sinne oder allgemeinſter Bezüglichkeit ganz unbedenklich erſcheinen mag, muß eben deshalb, in der Anwendung auf konkrete Fälle von entgegengeſetzter Beſchaffenheit, unfehlbar zu den abweichendſten Erſcheinungen und Conſequenzen führen.

System ist daher auch in meinen hinterlassenen Schriften auf der Oberfläche gar nicht zu finden, und statt eines fertigen Lehrgebäudes findet der Leser nichts als Werkstücke. Die wissenschaftliche Form liegt in dem Bestreben, das Wesen der kriegerischen Erscheinungen zu erforschen, ihre Verbindung mit der Natur der Dinge zu zeigen, aus denen sie zusammengesetzt sind. Der philosophischen Consequenz glaube ich nirgends ausgewichen zu seyn; wo diese aber in einem gar zu dünnen Faden ausläuft, habe ich es vorgezogen ihn abzureißen und an die entsprechenden Erscheinungen der Erfahrung wieder anzuknüpfen. Denn so wie manche Pflanzen nur Früchte tragen, wenn sie nicht zu hoch in den Stengel schießen, so müssen in praktischen Künsten die theoretischen Blätter und Blumen nicht zu hoch getrieben, sondern der Erfahrung, ihrem eigenthümlichen Boden, nahe gehalten werden. Unstreitig wäre es ein Fehler, aus den chemischen Bestandtheilen des Waizenkorns die Gestalt der Aehre erforschen zu wollen, da man nur auf das Feld zu gehen braucht, um die Aehren fertig zu sehen.

Untersuchung und Beobachtung, Philosophie und Erfahrung dürfen einander nie verachten noch ausschließen; sie leisten einander gegenseitige Bürgschaft. Die von mir aufgestellten Lehrsätze stützen sich daher mit dem kurzen Gewölbe ihrer inneren Nothwendigkeit entweder auf die Erfahrung, oder auf den Begriff des Krieges selbst, als einen äußeren Punkt, und entbehren also der Wiederlagen nicht. Daß dies bei vielen militärischen Schriftstellern, besonders solchen, die den Krieg selbst wissenschaftlich behandeln wollten, nicht der Fall ist, beweisen die vielen Beispiele, wo in ihrem Raisonnement das pro et contra sich gegenseitig so verschlingen, daß nicht einmal wie bei den beiden Löwen in der Fabel — die Schwänze übrig bleiben.

Die Theorie des großen Krieges, oder die sogenannnte Strategie, hat außerordentliche Schwierigkeiten, und man kann wohl

sagen, daß sehr wenig Menschen von den einzelnen Gegenständen deutliche, d. h. bis auf das Nothwendige in beständigem Zusammenhange zurückgeführte Vorstellungen haben. Für Oberbefehlshaber eine solche Theorie schreiben zu wollen, wird stets ein fruchtloses Bemühen bleiben. Beim Handeln folgen die meisten einem bloßen Takt des Urtheils, der mehr oder weniger gut trifft, je nachdem mehr oder weniger Genie und Thatkraft in ihnen ist, die Verantwortlichkeit einen stärkeren oder schwächeren Gegendruck ausübt. So haben alle große Feldherren gehandelt, und darin lag zum Theil ihre Größe und ihr Genie, daß sie mit diesem Takte immer das Rechte trafen; so wird es auch für das Handeln immer bleiben, und dieser Takt reicht dazu vollkommen hin. Aber wenn es darauf ankommt nicht selbst zu handeln, sondern in einer Berathung oder durch Belehrung Andere zu überzeugen, dann kommt es auf klare Vorstellungen, auf das Nachweisen des inneren Zusammenhanges an.

Die großen Schwierigkeiten eines solchen philosophischen Aufbaues der Kriegskunst, und die vielen schlechten Versuche die darin gemacht wurden, haben die meisten Leute dahin gebracht zu sagen: „es ist eine solche Theorie nicht möglich, denn es ist von Dingen die Rede, die kein stehendes Gesetz umfassen kann.“ Ich würde dieser Meinung beistimmen und jeden Versuch einer Theorie aufgegeben haben, wenn sich nicht eine Anzahl von Sätzen ohne Schwierigkeit ganz evident machen ließe. Bei dem heutigen Stande der Kriegskunst zähle ich dazu die folgenden:

1) daß die Vertheidigung die stärkere Form des Krieges mit dem negativen Zweck, der Angriff die schwächere mit dem positiven Zweck ist;

2) daß die großen Erfolge die kleinen mit bestimmen, daß man also die strategischen Wirkungen auf gewisse Schwerpunkte zurückführen kann;

3) daß eine Demonſtration eine ſchwächere Kraftverwendung iſt, als ein wirklicher Angriff, daß ſie alſo beſonders bedingt ſeyn muß;

4) daß der Sieg nicht blos in der Eroberung des Schlachtfeldes, ſondern in der Zerſtörung der phyſiſchen und moraliſchen Streitkraft beſteht, und daß dieſe meiſtens erſt im Verfolgen des weichenden Feindes bewirkt wird;

5) daß der Erfolg immer da am größten iſt, wo man den Sieg erfochten hat, daß alſo das Ueberſpringen von einer Operationslinie und Richtung auf die andere nur als ein nothwendiges Uebel betrachtet werden kann, dem man ſich ohne die allertriftigſten Gründe nicht ausſetzen darf;

6) daß die Berechtigung zum Umgehen nur von der Ueberlegenheit überhaupt, oder von der Ueberlegenheit der eigenen Verbindungs- und Rückzugslinie über die des Gegners, entſtehen kann;

7) daß die Flankenſtellungen alſo auch durch dieſelben Verhältniſſe bedingt werden;

8) daß ſich jeder Angreifende im Vorgehen ſchwächt.

Aber alle dieſe Lehrſätze, die man vielleicht noch durch einige vermehren könnte, reichen doch immer noch nicht hin, ein vollſtändiges Kriegsſyſtem, oder vielmehr eine ſtrengſyſtematiſche Kriegstheorie darauf zu gründen. Es ſind das nur die großen Lineamente einer Theorie, und man wird in jedem konkreten Falle die zahlloſen Nebenumſtände, deren Einwirkung ſo verſchieden ſeyn kann, immer wieder aufs Neue in Betracht ziehen müſſen. Die Theorie iſt ja nichts als ein vernünftiges Nachdenken über alle Lagen, in welche man im Kriege verſetzt werden kann, die gefährlichſten dieſer Lagen muß man ſich aber am häufigſten verſinnlichen, dies führt zur Vertrautheit mit der Gefahr, welche

man dadurch aus Gründen der Vernunft verachten lernt. Auch wird man die Wahrscheinlichkeit des Erfolgs keineswegs immer auf seiner Seite haben, und oft Etwas gegen die Wahrscheinlichkeit zu unternehmen genöthigt seyn, wenn man nämlich nichts Besseres thun kann. Wollte man statt dessen an jedem glücklichen Erfolge verzweifeln, so hörte unsere vernünftige Ueberlegung gerade da auf, wo sie am nothwendigsten wird. Aus diesem Grunde muß man sich aber auch mit dem Gedanken eines ehrenvollen Unterganges vertraut machen, damit es in gefährlichen Lagen nicht an der nöthigen Ruhe und Festigkeit fehlt, ohne welche Nichts gelingt.

Bei allen Unternehmungen im Kriege bleibt immer die Wahl zwischen der kühnsten und vorsichtigsten. Einige glauben, die Theorie müsse immer zum Vorsichtigsten rathen, und empfehlen daher nur Angriffe gegen des Feindes schwächste Stellen. Der Grundsatz: „man verwende die Stärke gegen die Schwäche" gilt ihnen demnach als oberstes Gesetz. Materiell betrachtet ist das auch ganz richtig; in formeller Hinsicht unterliegt aber dieser Satz oft einer sehr falschen Deutung, indem man nur gegen des Feindes Flanke wirken zu müssen glaubt, was strategisch zuweilen gar nicht zulässig, und taktisch — z. B. bei stark geschützten Flanken — ohne alle genügende Wirkung ist. Ziehen wir aber das moralische Element mit in den Kalkül, so wird der ganze Lehrsatz unhaltbar. Wenn die Theorie Etwas räth, so liegt es in der Natur des Krieges, daß sie das Entscheidendste, also das Kühnste rathen würde. Man kann hier aber nur nach dem Maßstabe der eigenen Kühnheit wählen.

Die unaufhörlichen Verirrungen des menschlichen Geistes liefern den deutlichsten Beweis, wie weit das Menschengeschlecht von seinem Bildungsziele noch entfernt ist, und ich habe Ursache

zu befürchten, daß die neuere Philoſophie durch das Abſolute ihrer Lehren ein ſchlechter Wegweiſer ſeyn werde. Zur Zeit der franzöſiſchen Revolution ſetzte man nicht blos Könige, ſondern auch die Gottheit ab, und erhob die „Vernunft" auf den göttlichen Thron. Später erkannte man das Daſeyn Gottes für eine Wahrheit. Kann es größeren Unſinn geben?

Aber man darf ſich deshalb über die damaligen Franzoſen nicht ſehr luſtig machen, aus Furcht in ähnliche Fehler zu verfallen, denn die Eitelkeit des Menſchen iſt oft ſtärker als ſeine Vernunft, und Ehrlichkeit und Beſcheidenheit ſind ſeine ſeltenſten Tugenden, er will immer beſſer und gelehrter erſcheinen als er wirklich iſt. Wären die Philoſophen ehrlich und beſcheiden genug einzugeſtehen, daß alles menſchliche Wiſſen nur Stückwerk iſt, und ſuchten ſie die Wahrheit durch ſokratiſche Zweifel zu erforſchen, dann ließe ſich von ihrem Streben viel Gutes erwarten. Aber ihre Eitelkeit läßt das nicht zu, und ſo werden ſie von Beweis zu Beweis fortgeriſſen, bis ſie endlich ſelbſt bewieſen haben, was ſie nicht haben beweiſen wollen, nämlich die Unzulänglichkeit menſchlicher Beweiskraft in Bezug auf Alles was iſt.

Der philoſophiſche Geiſt wird mit dem Menſchen geboren, er äußert ſich im Gebrauche ſeiner Vernunft zur Entwickelung der Kenntniß, zur Beobachtung der Erſcheinungen, zur Ergründung der Urſachen, wodurch letztere erklärt werden können. Die Theorie des Krieges muß in einem ſolchen Geiſte geſchrieben ſeyn, auch dürfen ihre Lehrſätze nicht anders als ſyſtematiſch geordnet erſcheinen, wenn die ganze Lehre klar werden ſoll. Man hüte ſich aber noch weiter zu gehen, und ein förmliches Syſtem des Denkens und Handelns im Kriege conſtruiren zu wollen, weil an dieſer Klippe die ganze Theorie Schiffbruch leiden würde.

Das Bestreben, eine positive Lehre des Krieges aufstellen zu wollen, muß nothwendig auf allerhand Abwege führen, denn um auf lauter gewisse und positive Resultate zu kommen, würde man nur das in Betracht ziehen dürfen, was einer Berechnung unterworfen werden kann. Man würde sich folglich auf die Betrachtung materieller und formeller Gegenstände beschränken müssen, wie z. B. Ueberlegenheit der Zahl, Bedürftigkeit und Schlagfähigkeit der Truppen, Gestalt der Basen und Operationslinien ꝛc. Aber eine solche Grundlage der Theorie ist verwerflich, denn sie würde sich von Hause aus mit dem Geiste in Opposition setzen, weil sie das Genie von der Regel ausschließt. Was das Genie thut, muß gerade die schönste Regel seyn, und die Theorie kann sich keine bessere Aufgabe stellen als zu zeigen: wie und warum das Genie so handelte. Sie muß also mehr untersuchend und betrachtend, als positiv belehrend auftreten.

Natürlich wird jede Theorie von dem Augenblicke an, wo sie das Gebiet geistiger Größen berührt, unendlich schwieriger. Aber die kriegerische Thätigkeit ist nie allein gegen die Materie gerichtet, sondern immer zugleich gegen die geistige Kraft, welche diese Materie belebt, und Beide von einander zu trennen ist unstatthaft. Die geistigen Größen sieht man aber nur mit dem inneren Auge, und dieses ist in jedem Menschen anders, und oft bei demselben Menschen in verschiedenen Augenblicken verschieden.

Da die Gefahr das allgemeine Element ist, in dem sich im Kriege Alles bewegt, so ist es auch vorzüglich der Muth, das Gefühl der eigenen Kraft, wodurch das Urtheil anders bestimmt wird. Es ist gewissermaßen die Krystalllinse, durch welche die Vorstellungen gehen ehe sie den Verstand treffen. Und doch kann man nicht zweifeln, daß diese Dinge, schon durch die

bloße Erfahrung, einen gewiſſen objektiven Werth bekommen müſſen.

Jeder kennt die moraliſchen Wirkungen des Ueberfalls, des Seiten- und Rückangriffs; Jeder ſchätzt den Muth des Gegners geringer, ſobald dieſer den Rücken gewandt hat, und wagt ganz Anderes beim Verfolgen als beim Verfolgtwerden. Jeder beurtheilt den Gegner nach dem Rufe ſeiner Talente, nach ſeinen bekannten Eigenſchaften, Thaten und Erfahrungen, und richtet ſich darnach. Jeder wirft einen prüfenden Blick auf den Geiſt und die Stimmung ſeiner und der feindlichen Truppen.

Alle dieſe und ähnliche Wirkungen haben ſich in der Erfahrung erwieſen, ſind immer wiedergekehrt, und berechtigen dadurch ſie in ihrer Art als wirkliche Größen gelten zu laſſen. Und was iſt wohl von einer Theorie zu halten, welche dieſe Größen unbeachtet laſſen wollte? — Aber freilich iſt die Erfahrung ein nothwendiger Stammbrief dieſer Wahrheiten. Mit pſychologiſchen und philoſophiſchen Klügeleien reicht man dabei nicht aus.

Die Hauptſchwierigkeit einer Theorie des Krieges liegt in den Haupteigenthümlichkeiten ſeiner Natur, die man zuvor ergründet haben muß.

Die erſte dieſer Eigenthümlichkeiten beſteht in den geiſtigen Kräften und Wirkungen. Das feindſelige Gefühl, welches die kriegführenden Maſſen belebt, die Eindrücke der Gefahr, der Umfang des Einfluſſes, den dieſe Gefahr ausübt, werden bald mehr oder weniger groß ſeyn. Doch kommen auch noch andere Gemüthskräfte in Thätigkeit, und wenn gleich bei der Maſſe der Streiter alle die kleinlichen Leidenſchaften durch den eiſernen Ernſt des kriegeriſchen Berufs allmälig zum Schweigen gebracht werden, und die Mehrzahl zu jener Einfachheit des Charakters gelangt, die immer der beſte Repräſentant des Kriegerſtandes ge-

weſen iſt; ſo iſt das doch anders bei den höheren Befehlshabern, denn je höher Einer ſteht, um ſo mehr muß er um ſich ſehen. Da entſtehen alsdann Intereſſen nach allen Seiten, und ein mannichfaltiges Spiel der Leidenſchaften, der guten ſowohl wie der böſen. Neid und Edelſinn, Hochmuth und Beſcheidenheit, Zorn und Rührung, alle können nach und nach, oder auch gleichzeitig bei Mehreren, als wirkſame Kräfte in dem großen Drama erſcheinen.

Auch die Eigenthümlichkeiten des Geiſtes und Gemüths der Handelnden ſind von hohem Einfluß, und ein überſpannter Kopf wird ganz andere Mittel ergreifen, als ein Mann von einem kalten und kräftigen Verſtande. Aus dieſer Mannichfaltigkeit der geiſtigen Individualität entſpringt natürlich auch eine große Mannichfaltigkeit der Wege, die zum Ziele führen, und dieſe Mannichfaltigkeit iſt es vorzüglich, welche dem Spiele mit Wahrſcheinlichkeit und Glück einen ſo ungleichen Antheil an den Begebenheiten einräumt.

Die zweite Eigenthümlichkeit im kriegeriſchen Handeln iſt die lebendige Rückwirkung, und die daraus entſpringende Wechſelwirkung der Geiſtes- und Gemüthskräfte. Ich ſpreche hier gar nicht von der Schwierigkeit eine ſolche Rückwirkung zu berechnen, denn dieſe liegt ſchon in der erwähnten Schwierigkeit die geiſtigen Kräfte als Größen zu behandeln, ſondern weil die Wechſelwirkung ihrer Natur nach aller Planmäßigkeit entgegenſtrebt. Die Wirkung, welche irgend eine Maßregel auf den Gegner hervorbringt, iſt das Individuellſte was es unter allen Datis des Handelns giebt; jede Theorie aber muß ſich an Klaſſen von Erſcheinungen halten, und niemals kann ſie den eigentlichen individuellen Fall in ſich aufnehmen; dieſer bleibt überall dem Urtheil und Talent anheimgegeben. Es iſt alſo natürlich, daß in einem Handeln wie das kriegeriſche, welches ſo

häufig in ſeinem auf allgemeine Umſtände gebauten Plan durch unerwartete individuelle Erſcheinungen geſtört wird, überhaupt mehr dem Talent überlaſſen bleiben muß, und von einer theoretiſchen Anweiſung weniger Gebrauch gemacht werden kann, als in jedem anderen.

Eine dritte Eigenthümlichkeit des Krieges — und zugleich eine der größten Schwierigkeiten für die Lehre von demſelben — iſt die Ungewißheit aller Data, weil alles Handeln gewiſſermaßen im Dämmerlicht verrichtet wird, was noch dazu nicht ſelten den Dingen einen ganz fremden Anſchein giebt. Was dieſe ſchwache Beleuchtung an vollkommener Einſicht entbehren läßt, muß das Talent errathen, oder es muß dem Glück überlaſſen bleiben. Es iſt alſo wieder das Talent, oder gar die Gunſt des Zufalls welchen in Ermangelung einer objektiven Weisheit vertraut werden muß.

Bei dieſer Natur des Gegenſtandes müſſen wir eingeſtehen, daß eine poſitive Lehre vom Kriege geradezu unmöglich iſt. Der Handelnde würde ſich in allen jenen Fällen, wo er auf ſein Talent verwieſen iſt, mit ihr im Widerſpruche befinden, und ſo vielſeitig auch dieſe Theorie aufgefaßt ſeyn möge, ſo würde doch immer dieſelbe Folge eintreten: daß das Talent und Genie außer dem Geſetze handeln, und die Theorie zum Gegenſatz der Wirklichkeit wird.

Man könnte ſich bei dieſer, die menſchliche Eitelkeit etwas demüthigenden, Entdeckung vielleicht damit tröſten: daß man einer Theorie des Krieges nicht nothwendig bedürfe, weil Talent und Genie — ohne welche Niemand zu höheren Befehlshaberſtellen berufen werden ſollte — der Regeln am leichteſten entbehren können. Aber die große Anzahl der übrigen Befehlshaber aller Grade darf eben ſo wenig ohne Theorie bleiben, denn ſie

würde sonst unfähig seyn, in den vielen Fällen, wo gnügende Befehle und Instructionen nicht ertheilt werden können, nach Zwecken und Umständen zu handeln, zeitgemäß und folgerichtig in die Haupthandlung einzugreifen, die Schritte des Gegners zu beobachten, seine Absichten zu errathen u. dergl., was oft sogar in den Dienstbereich eines Subalternoffiziers fällt. Es ist daher auch, wenn von der nothwendigen Bildung der Offiziere im Allgemeinen gesprochen wird, sehr unverständig zu behaupten: „das Wissen brauche sich nur nach der Stelle zu richten, ein Mehreres sey überflüssig und sogar schädlich." Die Thätigkeit im Kriege hat mit solcher Fabrikarbeit nichts gemein, sie ist ebenfalls etwas ganz Eigenthümliches, und selbst eine scheinbar geringfügige Handlung macht oft die umsichtigste Beurtheilung der allgemeinen Verhältnisse nöthig, wenn sie geschickt ausgeübt werden soll. Wie will man nun die Grenze des Wissens für jede Klasse von Offizieren bezeichnen?

Man muß also die Aufstellung einer vernünftigen Kriegstheorie nicht für unmöglich halten, und es zeigen sich uns in der That zwei Auswege für die Möglichkeit einer solchen Theorie.

Zuerst ist das, was ich von der Natur der kriegerischen Thätigkeit im Allgemeinen sagte, nicht auf dieselbe Weise von der Thätigkeit einer jeden Stelle zu verstehen. Nach unten hin wird der Muth persönlicher Aufopferung allerdings mehr in Anspruch genommen, aber für den Verstand und das Urtheil sind die Schwierigkeiten unendlich viel geringer. Das Feld der Erscheinungen ist viel geschlossener, Zwecke und Mittel sind in der Zahl beschränkter, die Data bestimmter, meistens sogar in wirklichen Anschauungen enthalten. Je weiter wir aber hinaufsteigen, um so mehr nehmen die Schwierigkeiten zu, bis sie im obersten

Feldherrn ihren höchſten Grad erreichen, ſo daß bei ihm faſt Alles dem Genius überlaſſen bleiben muß.

Aber auch in Bezug auf die einzelnen Thätigkeiten ſind die Schwierigkeiten nicht überall dieſelben, ſondern ſie nehmen ab, je mehr die Wirkungen ſich in der materiellen Welt äußern, und zu, je mehr ſie in die geiſtige übergehen und zu Motiven werden, die den Willen beſtimmen. Darum iſt es leichter, die innere Ordnung, die Anlage und Führung eines Gefechts theoretiſch zu beſtimmen, als den Gebrauch, welchen man von den möglichen Reſultaten deſſelben zu machen gedenkt. Dort ringen nur die phyſiſchen Waffen mit einander, und wenn auch der Geiſt dabei nicht fehlen darf, ſo muß doch der Materie ihr Recht gelaſſen werden. In der Wirkung der Gefechte aber, wo die materiellen Erfolge zu Motiven werden, hat man es nur mit der geiſtigen Natur zu thun. Mit einem Worte: die Taktik wird viel weniger Schwierigkeiten einer Theorie haben als die Strategie.

Der zweite Ausweg für die Möglichkeit einer Theorie iſt der Geſichtspunkt, daß ſie nicht nothwendig eine poſitive Lehre, d. h. eine Anweiſung zum Handeln zu ſeyn braucht. Ueberall, wo eine Thätigkeit es größtentheils immer wieder mit denſelben Dingen zu thun hat, mit denſelben Zwecken und Mitteln, wenn auch mit kleinen Veränderungen und einer noch ſo großen Mannichfaltigkeit der Combinationen, müſſen dieſe Dinge ein Gegenſtand vernünftiger Betrachtung werden können. Eine ſolche Betrachtung iſt aber der weſentlichſte Theil jeder Theorie, und hat auf dieſen Namen ganz eigentlich Anſpruch. Unterſucht die Theorie die Gegenſtände, welche den Krieg ausmachen, unterſcheidet ſie ſcharfer was auf den erſten Blick zuſammen zu fließen ſcheint; giebt ſie die Eigenſchaften der Mittel vollſtändig an, zeigt ſie die wahrſcheinlichen Wirkungen derſelben; beſtimmt ſie klar die Natur der Zwecke, trägt ſie überall

das Licht einer verweilenden kritiſchen Betrachtung in das Feld des Krieges: dann hat ſie den Hauptgegenſtand ihrer Aufgabe erfüllt. Sie wird dann Demjenigen ein Führer, der ſich aus Büchern mit dem Kriege vertraut machen will; ſie hellt ihm überall den Weg auf, erleichtert ſeine Schritte, erzieht ſein Urtheil und bewahrt ihn vor Abwegen.

Bilden ſich aus den Betrachtungen, welche die Theorie anſtellt, von ſelbſt Grundſätze und Regeln, ſchießt die Wahrheit von ſelbſt in dieſe Kriſtallform zuſammen, ſo wird die Theorie dieſem Naturgeſetz des Geiſtes nicht widerſtreben, ſie wird vielmehr, wo ſich der Bogen in einen ſolchen Schlußſtein endigt, dieſen noch hervorheben. Aber ſie thut dies nur, um dem philoſophiſchen Geſetze des Denkens zu genügen, um den Punkt deutlich zu machen, nach welchem die Linien alle hinlaufen, nicht um daraus eine algebraiſche Formel für das Schlachtfeld zu bilden; denn auch dieſe Grundſätze und Regeln ſollen in dem denkenden Geiſte mehr die Hauptlineamente ſeiner eingewohnten Bewegungen beſtimmen, als ihm in der Ausführung den Weg einzäumen.

Unter dieſem Geſichtspunkte wird die Möglichkeit einer vernünftigen und befriedigenden, niemals mit der Wirklichkeit in Widerſpruch tretenden Theorie der Kriegführung gegeben, und es wird nur von der verſtändigen Behandlung abhängen, ſie mit dem Handeln ſo zu befreunden, daß der widerſinnige Unterſchied zwiſchen Theorie und Praxis ganz verſchwinde, den oft eine unvernünftige Theorie hervorgerufen, und womit ſie ſich von dem geſunden Menſchenverſtande wie von der Erfahrung losgeſagt hat, den aber eben ſo oft Beſchränktheit des Geiſtes und Unwiſſenheit zum Vorwand gebraucht, um ſich in der angebornen Ungeſchicklichkeit recht gehen zu laſſen.

So habe ich mir die Sache gedacht, und meine Belehrung über das Kriegführen in dieſem Sinne auch bearbeitet. Eine vollſtändige Theorie, oder wohl gar ein Syſtem des Krieges zu liefern, kam mir nie in den Sinn. Wäre mir Zeit übrig geblieben mein angefangenes Werk zu vollenden, ſo würde Vieles am Ende kürzer und beſtimmter ausgedrückt worden ſeyn. Doch hoffe ich, daß das bereits Gegebene hinreichen werde, den Weg zu bezeichnen, welchen die Theorie des Krieges einſchlagen muß, um ihrem Zwecke zu entſprechen, und dann wird es nicht an genialen Köpfen fehlen, die den Gang meiner Ideenverbindungen richtig auffaſſen und umſichtig verfolgen *).

*) Man kann es dem Verſtorbenen nicht verargen, daß er hier in neue und meiſt mit denſelben Worten wiederholt, was bereits im erſten Theile ſeiner hinterlaſſenen Werke ausführlicher geſchrieben ſteht, da es ſchwer ſeyn möchte, etwas Gediegneres über dieſen Gegenſtand zu ſagen.

Anmerkung des Herausgebers.

Zwölfter Brief.

Olymp, den 12. September 1836.

Betrachtungen über die Urſachen von Frankreichs Uebergewicht in der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts, und über Deutſchlands politiſche Bedeutungsloſigkeit. Höchſter Grad der Demüthigung, welche den Deutſchen von Türken und Franzoſen widerfährt, oder: die zweite Belagerung Wiens und die Verheerung der Pfalz.

Der alte Feldmarſchall Derfflinger iſt doch in der That ein merkwürdiger Mann, und einer von den Wenigen, von welchen ich über Deutſchlands Verhältniſſe und Zuſtände in der letzten Hälfte des 17ten Jahrhunderts befriedigende Auskunft erhalten kann; ich benutze daher oft die Gelegenheit mich mit ihm zu unterhalten, und kehre ſelten ohne gute Belehrung heim. Nächſt ihm beſpreche ich mich jetzt viel mit dem wackeren Grafen Rüdiger von Starhemberg, den heldenmüthigen Vertheidiger Wiens, ein Mann von echtem deutſchen Schrot und Korn. Auch ſein damaliger Waffengefährte, der edle Herzog Karl von Lothringen, nimmt oft Theil an unſeren Converſationen, und hat durch ſeine Liebenswürdigkeit nach und nach alle die Vorurtheile vertilgt, die ich in Folge ſeines kraftloſen Benehmens im Feldzuge 1674 gegen ihn gefaßt hatte. Damals ſchmeichelte er ſich noch mit der Hoffnung, der Kaiſer werde ihn in das Erbe ſeiner Väter wieder einſetzen, das ihm Ludwig XIV. ſo ſchnöde vorenthielt, und glaubte deshalb zu größter Nachgiebigkeit gegen den kaiſerlichen Günſtling und Oberfeldherrn Bournonville ſich verpflichtet, bis endlich deſſen Schlechtigkeit offenbar wurde. Später aber, als Herzog Karl ſich immer mehr überzeugte, daß Ludwig viel größere Mittel und Neigung habe, noch mehr deutſche Länder in ſeine Gewalt zu bringen, als Leopold ſie ihm wieder

zu entreißen, gab er jede Hoffnung auf, und betrachtete ſich nur als General im Dienſte des Kaiſers. Von dieſer Zeit an ging in ſeinem ganzen Weſen eine merkwürdige Veränderung vor; er widmete ſich den Wiſſenſchaften und kriegeriſchen Studien mit noch größerem Eifer, zeigte bei vielen Gelegenheiten eine ſeltene Umſicht und Beharrlichkeit, und würde bei etwas mehr perſönlichem Ehrgeize noch Größeres vollbracht haben.

Kürzlich recapitulirten wir zuſammen die Hauptmomente des dreißigjährigen Krieges, mit den ſich daran knüpfenden politiſchen Folgen, und erkannten aufs Neue, welchen unermeßlichen Schaden die Fürſten Deutſchlands durch ihre damalige Selbſtſucht und Uneinigkeit unſerem armen Vaterlande zugefügt haben. Und welches waren die guten Folgen, die aus jenem Kriege entſprangen? Sie ſind kaum durch ein Mikroſcop wahrzunehmen, und gleichen den verlornen Brodkrumen der Arbeiter, unter den koloſſalen Trümmern eines zuſammengeſtürzten Pallaſtes. Die Eiferſucht und Feindſchaft unter den deutſchen Fürſten blieb dieſelbe, und wenn ſie ſich über Etwas verſtändigten, ſo betraf dies nur die Maßregeln zur Erpreſſung größerer Abgaben von ihren Unterthanen, um den Aufwand für die im Solde bleibenden Truppen zu erſchwingen, und einer eben ſo verderblichen als lächerlichen Prunkſucht zu fröhnen, die ſchon damals alle Schranken überſtieg, ſpäter aber immer weiter um ſich griff. Deutſchland glich einem blödſinnigen, an Händen und Füßen gelähmten Menſchen, unfähig einen Willen zu haben, noch weniger ihn durchzuſetzen. Nur in einzelnen Gliedern regte ſich einiges Leben, und wir dürfen es mit Stolz ſagen: es war unſer großer Kurfürſt, der hier den Arzt machte; aber für die Wohlfahrt von ganz Deutſchland zu ſorgen, dazu fehlten ihm natürlich die Mittel, und ſo blieb jede Verbeſſerung im Staatsleben nur Stückwerk.

Deutſchland hatte durch die traurigen Folgen jenes unheilſchwangeren Krieges ſo ſehr an aller politiſchen Bedeutung verloren, daß Frankreichs ehrgeiziger Beherrſcher nothwendig ein großes Uebergewicht erlangen mußte, und dieſes auch bald geltend zu machen ſuchte. Ludwig XIV. zog alſo den größten Vortheil aus dem dreißigjährigen Kriege, und ſeine Unverſchämtheit ging ſo weit, daß er an Leopolds Stelle deutſcher Kaiſer zu werden trachtete. Nachdem dieſes Projekt durch die ſtarken Widerſprüche der Kurfürſten von Brandenburg und Sachſen geſcheitert war, brachte Ludwig eine Art Rheinbund zu Stande und warf ſich zum Schutzherrn eines großen Theiles von Deutſchland auf. Das Parlament trug ſchon damals darauf an, die Oſtgrenze Frankreichs bis an den Rhein vorzurücken, und das Streben Ludwigs und ſeines Miniſters Louvois war auch fortwährend darauf gerichtet. Deutſchlands Fürſten würden allein dies ſchwerlich gehindert haben, denn ihre Uneinigkeit war zu groß. Zum Glück gab es aber in den vereinigten Niederlanden einen Fürſten, der, obſchon damals mit geringer Macht bekleidet, dennoch im hohen Selbſtgefühl erklärte: „eher werde er im letzten Graben ſterben, als ſich dem Könige von Frankreich unterwerfen.“ Es war der edle Wilhelm von Oranien.

Hätte Ludwig nicht zu viele Kriege gleichzeitig begonnen, und dieſelben überhaupt mit etwas mehr militäriſcher Umſicht geführt, ſo würde er bei den großen Vortheilen der Einheit des Willens doch am Ende ſeine Zwecke erreicht haben. Denn Spanien war bereits in gänzliche Ohnmacht verſunken, Holland wurde durch innere politiſche Spaltungen, England durch religiöſe Zwiſtigkeiten und Jakobs gänzliche Unfähigkeit zum Regieren abgehalten, den ferneren Angelegenheiten Europas die nöthige Aufmerkſamkeit zu widmen, und dem Streben Ludwigs nach einer Univerſalmonarchie in Zeiten Einhalt zu thun. Nur Schwe-

den zeigte ſich thätig, und machte von Zeit zu Zeit Verſuche, den früheren Einfluß auf Deutſchland wieder zu erringen, wodurch es mit Frankreich leicht in Konflikt gerathen konnte. Dagegen befanden ſich Polen und die Türkei bereits in einem Zuſtande innerer Auflöſung, während Rußland in aller Stille ſich zu konſolidiren trachtete. Die ſüdliche Halbinſel Europas blieb ohne Einfluß und ſollte erſt ſpäter wieder zu einiger Bedeutung gelangen.

So war denn Deutſchland den Angriffen zweier unverſöhnlicher Feinde blosgeſtellt, die keine Gelegenheit vorbei gehen ließen, ſich an unſerem Herzblute zu laben, nämlich die Türken und Franzoſen, und es giebt in unſerer Geſchichte kaum etwas Demüthigenderes, als die ſogenannte zweite Belagerung Wiens durch die Türken (1683), und die aus franzöſiſchem Uebermuthe anbefohlene Verheerung der Pfalz im Jahre 1689. Solche Ereigniſſe können wir Deutſche uns nicht oft genug in das Gedächtniß zurückrufen, da die Menſchen und folglich auch die Regierungen nur zu ſehr geneigt ſind, den Schein für Wahrheit zu halten, und ſich in verderbliche Sicherheit einzuwiegen, und ein Bundesſtaat wie der deutſche ſehr ſtarker Anregungen bedarf, um die zur Wahrung ſeiner politiſchen Selbſtſtändigkeit beſchloſſenen Maßregeln mit Energie durchzuführen. Laß' mich alſo heute einige Augenblicke bei dieſen Ereigniſſen verweilen, mein Freund, den Grund dazu wirſt Du leicht errathen.

Kaiſer Leopold I. war ein tugendhafter, frommer und nebenbei auch ſehr gelehrter Fürſt, ſeiner hohen Stellung aber durchaus nicht gewachſen; überdies hatte die Kaiſerwürde in Deutſchland damals bereits alle Achtung verloren, und wurde höchſtens in Betreff der Hofetiquette an Reichstagen berückſichtigt. Sein Sohn Joſeph war noch ein zartes Kind von fünf Jahren, und ſein Vetter Karl II. von Spanien von ſo ſchwäch-

licher Gesundheit, daß man eine Nachkommenschaft von ihm, oder ein langes Leben nicht hoffen zu dürfen schien *). Gründe genug, das bereits durch den westphälischen Frieden erschütterte persönliche Ansehen des Kaisers im In- und Auslande immer mehr zu schwächen. Hierzu kam noch, daß er in allen Dingen kraftlos handelte, die Reichsfürsten nicht zu Freunden, die Ungern aber zu Feinden hatte, und ihres gänzlichen Abfalls jeden Augenblick gewärtig seyn mußte.

Sultan Mahomed IV. stand, seiner unkriegerischen und ausschweifenden Lebensweise wegen, noch viel weniger in der Gunst seines Volkes, und hatte ebenfalls manche feindlich gesinnte Partei zu fürchten. Der ehrgeizige und habsüchtige Großvezier Kara Mustapha überredete ihn aber, daß ein gewaltiger Kriegszug nach Deutschland und die Einnahme Wiens das beste Mittel sey, sich in der Volksgunst wieder zu befestigen, und die geheimen Feinde zum Schweigen zu bringen. Dieser Krieg wurde also beschlossen und Mustapha zum Oberbefehlshaber ernannt. Mit 200,000 Mann, den zahlreichen Troß nicht gerechnet, zog derselbe über Adrianopel nach Belgrad, wo er den 12. Mai 1683 ankam. Seit langer Zeit hatte kein Sultan ein so zahlreiches, mit allen Kriegsbedürfnissen reichlich versehenes Heer nach Deutschland gesendet, weshalb dort die Bestürzung groß und allgemein war.

Vergeblich waren die Bemühungen des kaiserlichen Gesandten, Grafen Caprara, das drohende Ungewitter durch Verhandlungen

*) Karl II., geb. den 6. November 1661, war so überaus schwächlich, daß man ihn als kleines Kind in eine mit Baumwolle gefüllte Schachtel legen mußte, weil er selbst die zartesten Wickeln nicht ertragen konnte. Vor dem zehnten Jahre betrat er kein einziges Mal den Fußboden, sondern ward bis dahin von den Damen des Pallastes umher getragen.

Anmerkung des Herausgebers.

abzuwenden. Je eindringlicher deſſen Gegenvorſtellungen waren, deſto übermüthiger wurden auch des Sultans Forderungen. Des Kaiſers Anſehen war bereits ſo tief geſunken, daß Mahomed die Unverſchämtheit hatte zu verlangen: „Oeſtreich ſolle der Pforte einen jährlichen Tribut zahlen, wegen der vorgenommenen Kriegsrüſtungen Entſchädigung leiſten, die Grenzfeſten ſchleifen, alles Land zwiſchen der Theiß und Waag an die Pforte abtreten, die Inſel Schütt, die Plätze Raab, Comorn, Szathmar, Murany, Trentſchin und Neutra dem Grafen Tököly, als künftigen Fürſten von Ungern, übergeben und dieſem gleichen Rang wie dem Fürſten von Siebenbürgen zugeſtehen.“

Wenn noch jetzt jeder deutſche Mann nicht ohne tiefe Beſchämung dieſe Forderungen leſen kann, ſo darf man dabei auch nicht überſehen, daß dieſelben in der Macht des Sultans und der Ohnmacht des Kaiſers eine Art Rechtstitel fanden, denn in der Politik galt von jeher nur der Stärke trotzig Recht. Darin liegt aber eben das Schmachvolle für uns Deutſche, daß, nachdem wir uns dreißig Jahre hindurch gegenſeitig und meiſt für fremdes Intereſſe zerfleiſcht hatten, immer noch keine Einigkeit in das Ganze kommen, kein gemeinſames Intereſſe Wurzel faſſen wollte. Kaum war der eine Krieg zu Ende, ſo ſuchte man wieder Anläſſe zu einem neuen Kriege. Einer ließ dabei den Anderen im Stiche, Jeder wollte im Trüben fiſchen, und zog in dem gewagten Spiele doch immer den Kürzeren; nur Frankreich gewann dabei. Nächſtdem waren nur ſehr wenige Fürſten darauf bedacht, die kaum verharrſchten Wunden zu heilen, welche der Krieg ihrem Lande geſchlagen hatte. Die religiöſen Verfolgungen nahmen auf's Neue überhand; die Abgaben wurden immer drückender; für geiſtige und leibliche Wohlfahrt der Unterthanen geſchah wenig oder nichts; und wenn man auch ernſtlich daran dachte, wenigſtens einzelnen deutſchen Ländern wieder einige Wehrhaftig-

keit zu geben, so war man doch nicht sehr umsichtig in der Wahl der Mittel, und verschwendete große Summen auf den Unterhalt von Söldnern, deren Kriegstüchtigkeit und Treue wenig Bürgschaft leistete. Auf den Reichstagen, wo das Wohl des Reiches berathen und gesichert werden sollte, vertändelte man die Zeit mit lächerlichen Formalitäten, Lustbarkeiten und Wortklaubereien. — Daß Kara Mustapha von diesen Zuständen genaue Kunde hatte, ist keinem Zweifel unterworfen, und hierauf gründete sich sein kühner Plan, ein dem Sultan zinsbares Reich zu erwerben, sich selbst aber die neue Statthalterschaft.

Die Hiobsbotschaft von dem Friedensbruche des Sultans nöthigte den Kaiser, schleunige Hülfe von den deutschen Fürsten zu fordern, auch schloß er ein Bündniß mit dem ritterlichen Könige von Polen, Johann Sobieski, welcher ihm 40,000 Mann zuzuführen versprach. Der Kaiser selbst wollte 60,000 Mann stellen, als aber die Truppen am 1. Mai unweit Preßburg gemustert werden sollten, zählte man nur 33,000 Mann mit 90 Geschützen, der Rest befand sich noch zum Theil in entlegenen Provinzen, selbst am Rheine. So war denn Leopold meist auf fremde, unsichere Unterstützung angewiesen. Wieviel Truppen Sobieski wirklich mitbringen werde, war bei dem bekannten Ungehorsam seiner Magnaten noch sehr zweifelhaft; und von den deutschen Fürsten ließ sich ebenfalls schneller und kräftiger Beistand nicht erwarten, da sich der Kaiser um ihre Achtung gebracht hatte. Der edle Kurfürst von Sachsen, Johann Georg III., war der einzige, welcher allen Privatgroll vergaß und bei der ersten Aufforderung mit Bestimmtheit erklärte: „man müsse Kaiser und Reich eiligst und kräftig unterstützen." Er entschloß sich, 12,000 Mann der besten Truppen in Person gegen die Türken zu führen; seinem Beispiel folgte der junge Kurfürst von Baiern, Maximilian Emanuel, der ein gleichstarkes Contingent stellte, und

die Stände von Würtemberg, Schwaben und Franken waren bald auch erbötig, mit 9000 Mann sich dem Zuge nach Wien anzuschließen. So schwach war die Reichshilfe bei dieser dringenden Gefahr! Aber konnte es nach den Erfahrungen, die der Kurfürst von Brandenburg und die norddeutschen Stände einige Jahre früher am Rheine gemacht, wohl anders seyn?

Indeß mußte vor Ankunft dieser Truppen doch etwas geschehen, um den Türken zu zeigen, daß man den im Uebermuthe hingeworfenen Fehdehandschuh nach ritterlicher Weise aufzuheben entschlossen sey. Der Kaiser ernannte seinen Schwager, den Herzog Karl von Lothringen, zum Oberbefehlshaber der östreichischen Truppen, eine Wahl, die in jeder Beziehung glücklich zu nennen war, und erwartete von dessen Feldherrntalenten, daß er wenigstens die Hauptstadt retten werde, deren Befestigung man eben so sehr vernachlässigt hatte, als alle übrige Sicherheitsanstalten im Reiche. Charakteristisch, jedoch nicht sehr erbaulich ist der Auftrag, welchen der neue Feldherr vom kaiserlichen Hofkriegsrathe erhielt. Mit den 33,000 Mann sollte er die 200,000 Türken so viel als möglich am Vorrücken hindern; nach Comorn, Leopoldstadt und Raab hinreichende Besatzung werfen; die 65 Meilen lange Grenze von Pettau bis zum Jablunkapasse vertheidigen; Wien gegen jede feindliche Unternehmung sichern, doch aber einer Schlacht nicht ausweichen, wenn etwa der Feind sie anbieten sollte. — Man wird in der That versucht zu glauben, daß ein Jeder, der im Hofkriegsrathe Sitz und Stimme hatte, veranlaßt worden sey, dem Feldherrn irgend ein Verfahren anzurathen; daß man dann die verschiedenen Rathschläge zu Protocoll genommen, und dieses in Gestalt eines Operationsbefehls dem Herzoge zugefertigt habe; denn die Beschränktheit kann so Verkehrtes nur zu Stande bringen, wenn sie — kollegialisch handelt.

Herzog Karl erkannte die Unmöglichkeit ſo Widerſprechendes zu vollziehen, und that nur das Allernothwendigſte; er ſetzte Raab, Comorn und Preßburg in beſtmöglichſten Vertheidigungsſtand, und brach mit dem Heere gegen Gran auf, wich aber, nachdem er ſich überzeugt, daß dieſe Feſtung eine ſtarke türkiſche Beſatzung habe, und der Großvezier bereits gegen Stuhlweißenburg im Anmarſche ſey, in ein verſchanztes Lager zwiſchen der Raab und der Rabnitz zurück, wo er an die Feſtung Raab ſich ſtützend das Weitere erwarten wollte. Doch entſendete der Herzog den Palatinus Eſterhazy mit 8000 Ungern zur Beſetzung der Päſſe an der Waag, und den Fürſten Lubomirski mit 4000 ſchon früher eingetroffenen Polen gegen Trentſchin, zur Deckung der nördlichen Grenze.

Der Großvezier war inzwiſchen bis Eſſeg vorgerückt, wo er zwölf Tage raſtete. Eine ſolche Zeitverſäumniß würde ſehr zu tadeln ſeyn, hätte er nicht die Schwäche ſeines Gegners gekannt, deſſen Verſtärkungen erſt nach Monaten eintreffen konnten. Nach einem ſo großen Marſche war auch ein langer Halt nöthig, um die Ankunft des Belagerungsgeſchützes zu erwarten, ohne welches man Wien doch nicht mit Erfolg hätte angreifen können. Ueberdies rechtfertigte Kara Muſtapha dieſen Aufenthalt durch die darauf beginnenden energiſchen Operationen. Denn anſtatt dem Rathe Tökölys zu folgen, welcher im Sinne unſerer heutigen Methodiker auf die Eroberung von Raab antrug, um vor der Fortſetzung des Marſches die rechte Flanke durch feſte Punkte geſichert zu haben (Neuhäuſel war ſchon in der Gewalt der Türken), entſchied er ſich kurz zum Marſche gegen Wien, und kehrte ſich wenig an die feindlichen Feſtungen, deren Beſatzungen bei ſolcher Uebermacht leicht im Zaume gehalten werden konnten. Einige Tauſend Tartaren, welchen 6000 Spahis zur Unterſtützung nachfolgten, umgingen den Neuſiedler See auf

der Südweſtſeite, und näherten ſich ſo dem Rücken der Stellung des Herzogs. Hätte dieſer ſchon von einer ganz neuen Theorie Kunde gehabt, nach welcher man die Gegend gerade am Beſten vertheidigt, in der man ſich nicht befindet (weil nach derſelben Anſicht die örtliche Vertheidigung nichts taugen ſoll), ſo würde er in ſeinem Lager hinter der Raab wahrſcheinlich ruhig ſtehen geblieben ſeyn. Der Herzog mag aber in dieſer Beziehung bereits ſolide Erfahrungen gemacht haben, denn er trat ohne Zögern den Rückzug an. Das Fußvolk ließ er durch die Inſel Schütt, über Preßburg und das Marchfeld auf dem linken Donauufer nach Wien marſchiren; mit der Reiterei zog er auf dem rechten Ufer über Wieſelburg und Hainburg dahin. Hinter letzterem Orte warfen ſich die am Neuſiedler See vorbeigegangenen Tartaren und Spahis mit ſolchem Ungeſtüm auf den Vortrab der kaiſerlichen Reiterei, daß ein großer Theil des vorausgeſchickten reichen Gepäcks in ihre Hände fiel. Am folgenden Tage (8. Juli) nahm der Herzog eine Stellung bei Fiſchament, das türkiſche Hauptheer überſchritt die Raab.

Als Kaiſer Leopold von dieſem Unfalle Meldung erhielt, verließ er mit ſeiner Familie die Stadt, und ermahnte die Bürger zur hartnäckigſten Vertheidigung, indem er ihnen baldigen Entſatz verſprach. Die voraneilenden Tartaren waren ſo kühn, daß ſie, unbekümmert um die 8000 Reiter, mit denen der Herzog bei Fiſchament ſtand, nicht nur bis Wien, ſondern bis in die Gegend von Linz ſtreiften, in der Hoffnung den Kaiſer gefangen zu nehmen, welcher jedoch ſeinen Weg auf dem linken Donauufer genommen hatte, und dadurch der Gefahr entging.

Kaum war der Kaiſer fort, ſo begann auch ein allgemeines Flüchten der reichen Bewohner Wiens, und es ſollen in der kurzen Zeit eines halben Tages über 60,000 Menſchen die Stadt verlaſſen haben. Befremdend iſt das nicht, wenn man erwägt,

daß dieſe grenzenloſe Beſtürzung ihren Grund in der gänzlichen Vernachläſſigung der Feſtungswerke und in der Schwäche der Beſatzung hatte. Aber völlig unbegreiflich iſt dieſe Vernachläßigung, da die Türken ſeit 100 Jahren im Beſitze von Gran und Ofen geblieben waren, Wien alſo den Gefahren einer Belagerung fortwährend ausgeſetzt war. Man hatte in der Palliſadirung der Contre-Escarpe nicht einmal die zahlreichen Lücken ergänzt, die Graben waren an manchen Stellen ausgetrocknet, auf den Wällen ſtanden nur 10 Geſchütze!!! Wie kann bei ſo unverzeihlicher Fahrläſſigkeit eine Regierung noch Anſprüche auf Vertrauen und rückſichtsloſe Hingebung machen? — Aber der Deutſche iſt in dieſer Beziehung wirklich ein Muſter von Geduld, Nachſicht und Anhänglichkeit, und ſein Charakter hat ſich hier auf die glänzendſte Weiſe bewährt.

Die ganze Beſatzung von Wien beſtand zu dieſer Zeit nur aus 1000 Mann Fußvolk vom Regimente Kaiſerſtein, der ſogenannten Stadtwache (Bürgerſoldaten) und einigen hundert Artilleriſten; das Fußvolk des Herzogs, durch Krankheiten und die zurückgelaſſenen Beſatzungen bis auf 13,800 Mann geſchwächt, war noch mehrere Tagemärſche zurück, und ſeine Ankunft ſogar problematiſch; doch rückte die Reiterei ſchon am 9. Juli in die Stadt, und beruhigte durch ihr Erſcheinen die Gemüther in etwas. Aber es gab in Wien einen Helden, der unter ſolchen Umſtänden mehr galt, als die ſtärkſte Beſatzung, nämlich den Feldzeugmeiſter Grafen Rüdiger von Starhemberg, welchen der Kaiſer zum Commandanten ernannt. Durchgreifend, kräftig faſt bis zur Härte, in ſeinen Befehlen beſtimmt und kurz, überdies mit ſtattlichen Kenntniſſen ausgerüſtet, war er ganz der Mann, deſſen die bedrängte Stadt in ſo gefährlicher Lage bedurfte. Ihm zur Seite ſtand ein Rath von vier höheren Staatsbeamten.

Sobald Leopold ſeine Reſidenz verließ, begann auch Starhembergs außerordentliche Thätigkeit. Die wehrhaften Bürger

wurden am Fliehen gehindert, bewaffnet und in Compagnien vereint, ihnen schlossen sich die Studenten und zurückgebliebenen Hofbedienten an, woraus ein Corps von 8000 Mann gebildet wurde. Alles was nur zur Handarbeit tauglich war, selbst Geistliche, Weiber und Kinder, mußte Hacke, Art, Schaufel und Schubkarren zur Hand nehmen, die Palliſadirungen, Bettungen und Wälle in Stand setzen, das Pflaster aufreißen, Vorräthe in Sicherheit bringen, Lebensmittel herbeiſchaffen u. ſ. w. Starhemberg ſelbſt, alle höhere Offiziere und der vornehmſte Adel, legten dabei Hand ans Werk, und befeuerten die Menge durch ihr Beiſpiel zur angeſtrengteſten Thätigkeit. Bereits am 16. Juli ſtanden 300 Geſchütze auf den Wällen, auch kam vor der Einſchließung Wiens ein Munitionstransport von Krems an, wodurch einem ſehr gefühlten Bedürfniſſe abgeholfen wurde.

Zum großen Glücke für die armen Wiener hatte Kara Muſtaphas Energie bald wieder nachgelaſſen, denn er brauchte 7 Tage, um die nur 16 Meilen lange Strecke von der Raab bis Wien zurückzulegen, und erſchien mithin erſt am 14. Juli vor der Hauptſtadt, wo er mit dem größeren Theile ſeines Heeres bereits am 12. eingetroffen ſeyn konnte, wenn es ihm darum zu thun war, das Fußvolk des Herzogs Karl, welches erſt am 13. eintraf, von Wien abzuſchneiden. Dieſe Verſäumniß wurde ihm verderblich, denn die Beſatzung wuchs dadurch auf 22,000 Mann Fußvolk, einſchließlich der Bürgertruppen. Die Eröffnung der Laufgräben erfolgte unverzüglich (zum Theil ſchon am 13. durch die Vortruppen). Der Herzog blieb mit der Reiterei bis zum 16. in der Leopoldſtadt, ging aber an dieſem Tage auf das linke Donauufer, warf die Brücke hinter ſich ab und marſchirte nach dem Biſamberge, um das Marchfeld im Auge zu haben. Ein türkiſches Streifcorps ſchwamm jedoch durch die Donau, griff des Herzogs Nachtrab an, und brachte ihm einigen Verluſt bei,

der leicht vermieden werden konnte, wenn man ſo etwas für möglich gehalten hätte. Bald nachher wurden die Vorſtädte in Brand geſteckt.

Es iſt nicht meine Abſicht, Dir mein Freund, den ganzen Verlauf der nun beginnenden Belagerung hier nochmals ins Gedächtniß zu rufen. Aber die vertraulichen Mittheilungen der Zeitgenoſſen über die allgemeineren Verhältniſſe und einzelne Vorfälle ſind von der Art, daß ich ſie Dir nicht vorenthalten mag; die Nutzanwendung wird ſich leicht von ſelbſt ergeben, und ich begnüge mich nur einige allgemeine Betrachtungen an jene denkwürdigen Ereigniſſe zu knüpfen.

Die Angriffe der Türken, insbeſondere der Janitſcharen, waren überaus ungeſtüm, doch fehlte es ihnen an geſchickten Ingenieuren, und die Verzweigung ihrer Annäherungsgraben entſprach nicht immer dem Zwecke; auch ihre Minen, wovon ſie häufigen Gebrauch machten, hatten ſelten die beabſichtigte Wirkung. Deſto heftiger waren die wiederholten Sturmangriffe. Nachdem aber der vierzigſte Tag verfloſſen war, welchen Zeitraum der Koran als die längſte zuläſſige Dauer einer Belagerung bezeichnet, und die gemachten Fortſchritte noch keineswegs dem gewünſchten Erfolge entſprachen, wurden die Janitſcharen von Kleinmuth befallen und wollten durchaus nicht wieder an die Blutarbeit gehen. Sie kündigten ſogar den Gehorſam auf, und konnten nur dadurch zur Erfüllung ihrer Pflicht zurückgebracht werden, daß der Großvezier und ſeine erſten Paſcha's ihre Zelte in den Laufgraben ſelbſt aufſchlugen, worauf Beſchießung und Stürme mit neuer Wuth begannen.

Die Vertheidigung zeigte ſich hier dem Angriffe faſt überlegen, obſchon Starhemberg mit ungewöhnlichen Widerwärtigkeiten zu kämpfen hatte. Vom Anfange an mit nur wenigen

Ingenieur- und Artillerieoffizieren verſehen, verlor er die beſten davon ſehr früh; ſeine ohnehin nicht ſehr gefüllten Pulvermagazine waren durch ausbrechende Feuer mehrmals in Gefahr aufzufliegen, und konnten nur mit größter Anſtrengung gerettet werden; Zufuhr von Munition war nach Beſetzung der Donauinſeln durch die Türken nicht mehr zu erwarten. Endlich koſtete die Abwehr ſo vieler heftiger Stürme ſehr viel Menſchen, die durch Minen gelegten Breſchen wurden aber immer größer. Dagegen blieb der gute Geiſt der Soldaten und Bürger unausgeſetzt derſelbe; ja die Kampfluſt der Letzteren nahm mit der Größe der Gefahren ſo ſehr zu, daß ſie oft Ausfälle auf eigene Hand machten, und Starhemberg ſich genöthigt ſahe, dergleichen freiwillige Unternehmungen bei Todesſtrafe zu verbieten.

Auch der Herzog von Lothringen löſte ſeine Aufgabe mit eben ſo vieler Geſchicklichkeit als Erfolg. Es lag ihm ob, die Türken an jeder wirkſamen Unternehmung auf dem linken Donauufer zu hindern, und die Annäherung der Entſatztruppen zu ſichern. Da ſeine Nähe den Türken höchſt unbequem war, ſuchten ſie ihn bald zu vertreiben; doch ſchlug er nicht nur alle Angriffe ab, ſondern überfiel ſogar den Grafen Tököly, welcher den Polen entgegengehen ſollte und ſich bereits Preßburgs bemächtigt hatte, nun aber zum Rückzuge gegen die Waag genöthigt wurde.

Während dieſer Ereigniſſe rüſtete ſich Sobieski zu dem verſprochenen Hilfszuge. Aber der Mangel an Geld, der Ungehorſam vieler ſeiner Unterbefehlshaber, die aus den entlegenen Provinzen herbeizueilen ſäumten, die Betrügerei eines gewiſſen Menzynski, der ihm zerlumptes Bauernvolk ſtatt der verlangten Koſaken, und überdies in ſehr geringer Anzahl ſendete; vielleicht auch der Glaube, daß die Gefahr Wiens noch nicht ſo groß ſey, da der Kaiſer ſich mehr mit Feſtſtellung des gegen den polniſchen Wahlkönig zu beobachtenden Ceremoniels, als mit dem ſchnel-

len Entſatze ſeiner Hauptſtadt zu beſchäftigen ſchien — Alles dies zuſammengenommen verzögerte den Aufbruch der Polen ungemein, und als endlich die Mahnungen dringender wurden, entſchloß ſich der König mit den vorhandenen 25,000 Mann abzumarſchiren. Er kam den 25. Auguſt mit der Vorhut bei Olmütz, den 4. September bei Tuln an der Donau an, wo unter dem Schutze des Herzogs von Lothringen Brücken gebaut wurden; zwei Tage ſpäter trafen die übrigen Truppen unter dem Fürſten Jablonowski ein, aber die 25,000 Polen hatten ſich durch Deſertion bereits auf 18,000 vermindert, ſo groß war damals ſchon die Demoraliſation dieſes Heeres *). Tags darauf erſchienen auch die Sachſen, Baiern und übrigen Reichstruppen, zuſammen gegen 30,000 Mann, welche die Donau bei Krems überſchritten hatten. Ein Theil dieſer Truppen kam zu Schiffe an. Mit Einſchluß der Oeſtreicher, welche Herzog Karl und andere Generale herbeiführten, erhielt das zum Entſatze beſtimmte Heer die Stärke von ungefähr 80,000 Mann (zur größeren Hälfte Reiterei) mit 186 Geſchützen. Brandenburgiſche und andere Truppen waren noch auf dem Marſche, kamen aber erſt nach dem Entſatze an. Der König von Polen übernahm den Oberbefehl; der Kaiſer wurde zwar erwartet, blieb aber außen, würde auch durch ſeine Gegenwart mehr geſchadet als genützt haben, denn die Zahl der anweſenden Fürſten, die ſich theils als Unterbefehlshaber, theils als Freiwillige oder Zuſchauer beim Heere befanden, war ohnehin ſchon übergroß.

Kara Muſtapha hatte inzwiſchen nichts gethan, den Uebergang ſeiner neuen Gegner und ihre Vereinigung am rechten Do-

*) Nach Wagners (lateiniſcher) Geſchichte Leopolds des Großen, der ſehr genau in Zahlen iſt, ſollen die Polen in der Schlacht am Kahlenberge nur noch 12,000 Mann zu Fuß und 3000 Reiter ſtark geweſen ſeyn, wahrſcheinlich aber ohne die noch 3000 Reiter ſtarke Schaar von Lubomirski.
Anmerkung des Herausgebers.

nauufer zu hindern, oder auch nur zu ſtören, obſchon Tuln kaum vier Meilen von ſeinem Hauptquartiere entfernt war. Ja er hatte nicht einmal ſein Lager verſchanzen laſſen, nachdem das Anrücken der Gegner ihm bekannt wurde. Er begnügte ſich, die Stürme auf Wien mit aller Energie fortzuſetzen, und ließ die Bewegungen des Entſatzheeres durch ſeine Tartaren beobachten. Hätte der Großvezier mit der Hauptmacht die ſtarke Stellung bei Kloſter Neuburg und am Kahlenberge bezogen, was er bei ſeiner großen Uebermacht und der ſehr geſchwächten Beſatzung Wiens ohne Nachtheil thun konnte, ſo ſtanden die Sachen für ihn gar nicht übel. Statt deſſen hielt er am 7. September Muſterung, fand ſein Heer nach Abzug der Entſendungen noch 168,000 Mann ſtark, und verfiel nun wieder in die alte Sicherheit. Für dieſe Geringſchätzung aller Kriegsgebräuche wurde er denn auch gebührender Maßen beſtraft.

In Wien ſchwebte man ſeit dem 5. September in wahrer Todesangſt, denn die Vertheidigungskräfte und Mittel waren faſt erſchöpft, und die Hilfe ſchien noch fern. In der Nacht zum 7. verkündeten endlich die aufſteigenden Signalraketen die Ankunft der Retter. Aber es währte noch lange, ehe ſie ſich bemerkbar machten, weshalb Starhemberg durch ſeine geheimen Boten den Herzog von Lothringen dringend erſuchen ließ, „ja keine Zeit mehr zu verlieren, denn man befände ſich bereits in der höchſten Noth.“ Die Gefahr wuchs auch wirklich mit jedem Augenblicke, und noch längere Verzögerung hätte Wiens Verluſt unfehlbar herbeigeführt.

Endlich ſchlug die Stunde der Befreiung. Das Entſatzheer war bereits am 11. September bis an den Fuß des Kahlenberges vorgegangen, wollte dieſen waldigen, von Schluchten und Hohlwegen durchſchnittenen Höhenzug am folgenden Tage überſchreiten, und den 13. den Türken eine Schlacht liefern. Kara

Muſtapha hatte es aber doch rathſam gefunden, ſich endlich der benachbarten Höhen zu bemächtigen, und ſtand den Verbündeten mit 130,000 Mann zwiſchen Nußdorf und Dornbach bereits gegenüber. Sobieski's Heer ſtieß daher ſchon am 12. früh auf den Feind, und es begann auch ſogleich der Angriff, auf welchen man zum Glück nicht ganz unvorbereitet war.

Das verbündete Heer ſtellte ſich in zwei Treffen auf, und hatte ein drittes noch in Reſerve. Reiterei und Fußvolk waren untermiſcht, um ſich beſſer unterſtützen zu können, was man den Türken gegenüber damals faſt zu allen Zeiten beobachtete. So lange man ſich noch in dem durchſchnittenen Terrain befand, ſollte das Fußvolk vorangehen, die Reiterei aber in der Ebene hauptſächlich deſſen Flanken decken. Der linke Flügel rückte an der Donau vor, ſollte den erſten Angriff machen, ſich Wiens ſo viel als möglich zu nähern ſuchen, um wenigſtens eine hinreichende Verſtärkung hineinzuwerfen, wenn es nicht gelänge die Türken aus dem Felde zu ſchlagen. Dieſer Flügel beſtand deshalb aus den Truppen des Kaiſers, denen Lubomirski's Reiter auch jetzt noch zugetheilt blieben; dann ſchloſſen ſich rechts die Sachſen, Baiern und übrigen Reichstruppen an, welche ſonach die Mitte bildeten; die Polen hatten den rechten Flügel. Eine ganz ſtrenge Scheidung der Contingente darf jedoch nicht vorausgeſetzt werden, und es ſcheint damals in der Schlachtordnung verbündeter Heere Regel geweſen zu ſeyn, jedem einzelnen Contingente einige fremde Truppentheile beizufügen. Noch verdient erwähnt zu werden, daß der König das Terrain, welches ihm zum Schlachtfelde dienen ſollte, in Perſon vorher ſorgfältig recognoſcirt hatte, und hierauf faſt 36 Stunden verwendete. Auch traf er Vorkehrungen, daß die Wege in etwas beſſeren Stand geſetzt wurden. Ueber die vielen durch den anhaltenden Regen angeſchwollenen Waldbäche wurden ſogar Brücken geſchlagen. — Die Tür-

ken nahmen von dieſen Vorarbeiten nicht die geringſte Notiz, und veränderten eigentlich nur ihre Front; ſie ſchätzten die Deutſchen zu gering, um ſich in dem Wahnglauben irre machen zu laſſen, daß ein ſo bunt zuſammengeſetztes Heer ihnen gefährlich werden könne, und ſcheinen von deſſen ſchneller Ueberwindung im Voraus überzeugt geweſen zu ſeyn.

Die Schlacht begann früh 8 Uhr auf den Höhen bei Nußdorf, und nahm gleich einen ſehr mörderiſchen Charakter an, weil die Türken die von ihnen beſetzten Höhen und Dörfer mit großer Hartnäckigkeit vertheidigten. Hauptſächlich waren es die Sachſen, welche hier unter Anführung des Feldmarſchalls von der Golz, und unter den Augen ihres Kurfürſten, einen überaus heftigen Kampf ſieben Stunden lang zu beſtehen hatten, und Beweiſe von ausgezeichneter Tapferkeit an den Tag legten, wobei ſie von den Oeſtreichern nur theilweiſe unterſtützt werden konnten. Doch behaupteten ſie die mühſam errungenen Höhen. Die weiter rechts vorrückenden Truppen kamen erſt gegen Mittag, die Polen ſogar erſt um 2 Uhr ins Gefecht, da ſie auf ihrem Wege mit großen örtlichen Hinderniſſen zu kämpfen hatten. Sobieski führte ſeine Reiterei ſogleich zum Angriffe, konnte aber ungeachtet ihrer bekannten Tapferkeit die dichten Maſſen der Türken nicht überwältigen, und wurde ſogar bis in die Defileen zurückgeworfen. Ohne die außerordentliche Standhaftigkeit einiger, dem rechten Flügel zugetheilten öſtreichiſchen, bairiſchen und fränkiſchen Bataillone, welche der Verfolgung der Türken Schranken ſetzten, würde dieſer Flügel in große Bedrängniß gekommen ſeyn, doch trat deſſen ungeachtet eine ſehr gefährliche Kriſis ein.

Herzog Karl zeigte ſich aber in dieſem Momente als umſichtigen Feldherrn. Er brachte es durch ſeinen perſönlichen Einfluß bei dem Kurfürſten von Sachſen dahin, daß dieſer ſogleich energiſche Befehle an die Mitte gab, in Verein mit dem linken

Flügel eine allgemeine Angriffsbewegung auszuführen. Die Sachsen waren hier abermals Diejenigen, welche mit größter Kühnheit vordrangen, doch wetteiferten Oeſtreicher und Baiern mit ihnen, und es zeichneten ſich namentlich ſämmtliche Dragoner ſehr rühmlich aus, da ſie zu wiederholten Malen abſaßen, und die vorliegenden Angriffspunkte, denen zu Pferde nicht beizukommen war, mit Todesverachtung erſtürmen halfen. Es gelang daher den allgemeinen Anſtrengungen der Deutſchen, Nachmittags 5 Uhr bis in die Nähe von Wien vorzudringen, wo der tapfere Prinz Ludwig von Baden an der Spitze der öſtreichiſchen und ſächſiſchen Dragoner bei dem Stubenthore die Verbindung mit der Beſatzung herſtellte, die hier einen kräftigen Ausfall machte.

Die Unordnung in den türkiſchen Heerhaufen wurde dadurch ſo groß, daß der Großvezier ſeinem rechten Flügel bedeutende Verſtärkungen zuſchicken mußte. Hierdurch bekam auch Sobieski wieder etwas Luft, und nachdem die deutſche Reiterei ſeines Flügel und die der Mitte endlich auch herbei gekommen war, wiederholte er ſeine Angriffe, die dieſes Mal vom glänzendſten Erfolge gekrönt wurden. Unaufhaltſam rückte der König, von dem deutſchen Fußvolke kräftig unterſtützt, über Dornbach gegen Herrenhals vor, und drang in das türkiſche Lager ein, wo Alles die Flucht ergriff.

Das ſind die Hauptmomente der Schlacht, durch welche Wien befreit wurde. Die Beſatzung dieſer Stadt hatte auch an dieſem Tage bis Mittags die heftigſten Angriffe zu beſtehen gehabt, die aber dann bald nachließen. Ihr Verluſt während der ganzen Belagerung betrug über 5000 Todte und doppelt ſo viel Verwundete; die Bewohner verloren gegen 20,000 Menſchen, die Mehrzahl durch Hunger und Krankheiten. Die Türken hatten in den 63 Tagen vor Wien, durch das ſehr wirkſame Feuer der Belagerten und in Folge der abgeſchlagenen Stürme, 35,000

Mann verloren, in der Schlacht ſelbſt aber nur etwa 10,000 Mann. Deſto größere Verluſte erlitten ſie jedoch auf dem Rückzuge nach der Raab, und es fielen nicht nur das ganze Lager mit ſeinem orientaliſchen Luxus, ſondern auch das Gepäck, der größte Theil des Geſchützes und ungeheuere Kriegsvorräthe in die Gewalt der Sieger. Das türkiſche Heer würde bei zweckmäßiger Benutzung dieſes glänzenden Sieges vernichtet, und ihm auf lange Zeit hinaus der Muth benommen worden ſeyn, das blutige Waffenſpiel mit den Deutſchen wieder zu verſuchen, wären nicht gleich darauf Mißhelligkeiten im verbündeten Heere eingetreten, welche energiſche Maßregeln unmöglich machten. Dieſe partie honteuse mit dem Mantel der chriſtlichen Liebe bedecken zu wollen, würde ein Verrath an Deutſchlands Fürſten und Kriegern ſey, deſſen ſich kein Geſchichtſchreiber jemals ſchuldig machen ſollte. Laß mich alſo noch einen Augenblick dabei verweilen.

Wie ſchon geſagt, der Kaiſer war bei der Schlacht nicht zugegen, und kam erſt zwei Tage nachher von Linz zu Schiffe an. Darüber wird ein Kriegskundiger nicht mit ihm rechten, denn ſeine Gegenwart würde dem Könige als Oberfeldherrn nur läſtig geweſen ſeyn. Aber Leopolds Benehmen gegen die Retter ſeiner Hauptſtadt und ſeines Reichs iſt doch ohne allen Takt und gränzt an Undankbarkeit. Wir wollen nicht unterſuchen, ob der König von Polen, der Kurfürſt von Sachſen oder der Herzog von Lothringen den *größten* Antheil an dem glücklichen Erfolge gehabt habe, waren ſie doch ſelbſt darüber weder in Zweifel noch in Uneinigkeit, da die beiden Letzteren dem Erſteren freiwillig den größten Ruhm beimaßen, obwohl derſelbe ſo unbeſtritten *nicht* ſeyn dürfte, indem das polniſche Fußvolk gar nichts leiſtete und die Reiterei ſich werfen ließ, die Polen überhaupt nur ein Fünftel des ganzen Heeres ausmachten. Aber die ganze Anordnung zum Entſatz war doch das Werk Sobieski's, dieſe

Anordnung war gut, ſie war ſelbſt ſchon im Geiſte unſerer Zeit, und entſprach dem Zwecke vollkommen; das iſt Verdienſt genug um die gute Sache, und es mußte dem Könige auch glänzend dafür gedankt werden. Im Herzen hat dies Leopold gewiß gewollt; doch ſeine Rathgeber dachten wie verknöcherte Hofleute, denen jedes edle Streben unbekannt geblieben iſt. Die Beſchränktheit des Geiſtes in der Umgebung des guten Leopold ging ſo weit, daß man mehr Zeit brauchte ſich zu berathen: „mit welchen Formalitäten Kaiſerliche Majeſtät den polniſchen Wahlkönig zu empfangen habe," als Dieſer ſelbſt gebraucht hatte, mit ſeinen fürſtlichen Unterfeldherren den Angriffsplan zu beſprechen. Der edle Herzog von Lothringen, welcher ſich auch in jenem Rathe befand, und bei der Bewerbung um die polniſche Krone Sobieski's Nebenbuhler geweſen war, gab damals auf Befragen des Kaiſers die ſchöne Antwort: „man müſſe den König mit offenen Armen empfangen, weil er das Reich gerettet habe." Die Anderen dachten aber engherzig, und der Kaiſer glaubte ſeiner Würde etwas zu vergeben, wenn er — allzufreundlich ſey.

Nach langen Debatten, die ſelbſt dem Könige von Polen nicht fremd blieben, wurde denn endlich für den 15. September eine Art Heerſchau verabredet, bei welcher Leopold gelegentlich ſeinen Dank ausſprechen wollte. Man kann es Sobieski nicht verargen, daß auch er als Monarch einiges Selbſtgefühl äußerte, und ſeine Truppen bei dieſer Heerſchau den Deutſchen nicht zur Seite ſondern gegenüber ſtellte; war er doch ein Verbündeter des Kaiſers, der die Unterwürfigkeit eines Vaſallen zu zeigen keinen Grund hatte. Als Leopold vor der Front ſeiner Truppen erſchien, ritt ihm der Polenkönig entgegen; Beide begrüßten ſich und wechſelten einige lateiniſche Worte mit einander, worauf Sobieski ſeinen Sohn Jakob dem Kaiſer vorſtellte, der nach deſſen Hand griff, um nach damaliger Sitte ſie zu küſſen. Da aber

Leopold nur leichthin mit dem Kopfe nickte und nicht einmal, was die Sitte doch auch gebot, den Hut lüftete, fühlte ſich der König tief gekränkt, richtete, um wenigſtens den Scandal zu vermeiden, noch einige gleichgiltige Worte an den Kaiſer, warf dann ſein Pferd herum und ſprengte mit ſeinem Gefolge davon. Leopold ließ ſich hierauf durch den Fürſten Jablonowski zu den polniſchen Truppen führen, die er aber eben ſo wenig eines Dankes würdigte, als deren heldenmüthigen Anführer in der Schlacht. Was Andere über herzliche Umarmungen und halbſtündige Unterredungen zwiſchen beiden Fürſten berichtet haben, iſt nur erdichtet, um Leopolds Undankbarkeit minder auffällig zu machen; was ich Dir hier darüber mittheile, habe ich aus dem Munde des Königs ſelbſt *).

Du kannſt leicht denken, daß den übrigen Fürſten kein größerer Dank zu Theil ward, denn der Kaiſer betrachtete die geleiſteten Dienſte als ſchuldige Reichspflicht. Der Kurfürſt von Sachſen, welcher durch ſeine loyale Bereitwilligkeit zum Beiſtande damals den Ton angegeben hatte, der Erſte auf dem Platze, der Thätigſte auf dem Schlachtfelde geweſen war, und ſelbſt nach dem Siege an der Spitze einer kleinen Reiterſchaar durch einen Arm der Donau ſchwamm, um türkiſche Reiter an der Niedermetzelung chriſtlicher Gefangenen zu hindern; war durch die geringſchätzende Behandlung des Kaiſers, der den deutſchen Hilfstruppen nicht einmal die nöthigen Lebensmittel verabreichen ließ, ſo erbittert, daß er ſein perſönliches Wegbleiben von der Heerſchau ſehr leicht entſchuldigen ließ, und gleich darauf mit den ſächſiſchen Truppen, ohne Angabe irgend eines Grundes, zurückkehrte. Der noch ſehr jugendliche Kurfürſt von Baiern und die übrigen deutſchen Fürſten wurden kaum beachtet. Selbſt der

*) Iſt auch bereits geſchichtskundig, und in Dr. Lochners gekrönter Preisſchrift über die Theilnahme Sobieskis an der Befreiung Wiens zu leſen. Anmerkung des Herausgebers.

Herzog von Lothringen hatte sich keines besonderen Dankes zu erfreuen. Nur Starhemberg wurde mit der Feldmarschallswürde, mit Geldgeschenken und anderen Gunstbezeigungen belohnt, als sey er allein der Verdienstvolle gewesen.

Dieser letztere Umstand ist aber insofern von Wichtigkeit, weil daraus hervorgeht, daß die Behauptung derjenigen Geschichtschreiber unrichtig ist, welche des Kaisers Verstöße gegen Dankbarkeit und gute Sitte damit zu entschuldigen suchen, daß sie sagen: „ein Wahlkönig habe damals einen geringeren Rang gehabt als ein Kurfürst; die Kur- und Reichsfürsten hingegen hätten sich durch Annahme von Hofämtern, mit denen mancherlei gemeine Dienste verbunden gewesen, selbst erniedrigt, um des Kaisers Majestät glänzender hervortreten zu lassen; man dürfe sich folglich nicht verwundern, daß der Kaiser bei öffentlichen Gelegenheiten diese Würde auch in vollster Maße zu behaupten gesucht habe, von absichtlicher Geringachtung oder Kränkung könne mithin gar nicht die Rede seyn.“ Aber diese Beschönigungen zerfallen in Nichts, durch die Auszeichnungen, welche dem Grafen von Starhemberg wiederfuhren, und ich will Dir jetzt den Schlüssel zu diesem Räthsel geben.

Zu allen Zeiten, wo die Herren der Erde einen übergroßen Werth auf äußerliche Verehrung legten, waren sie auch von einer Schaar Schmarotzern umgeben, welche mit eifersüchtigen Augen darüber wachten, daß diese äußere Ehrfurcht nicht in Abnahme komme, sondern wo möglich noch gesteigert werde, und in knechtische Unterwürfigkeit ausarte. Alles was die niedrigste Schmeichelei nur ersinnen kann, wurde von diesen, dem unmittelbarsten Hofdienst angehörigen, Menschen angewendet, um den Glanz des Thrones zu vermehren und die Scheidewand zu erhöhen, welche die Staatswürdenträger von der Person des Monarchen trennte. Bei Fürsten von edlem und erhabenen Charak-

ter, zumal bei Denen, die neben dem Herrſcherſtabe auch den Feldherrnſtab führten, war der Nachtheil dieſes erbärmlichen Formenweſens gering, denn das Leben im Kriege, die Theilung der Beſchwerden und Gefahren, erhebt den Geiſt über ſolche Erbärmlichkeiten. Anders aber verhielt es ſich bei Solchen, deren Sinne durch den ihnen fortwährend geſtreuten Weihrauch umnebelt waren. Wer bei ihnen leichten Zutritt haben, und guter Aufnahme ſich erfreuen wollte, mußte den Dienern ſchmeicheln, ſie wohl gar beſchenken. Die Unverſchämtheit der Letzteren ging oft ſo weit, daß ſie es als eine Gunſtbezeugung angeſehen wiſſen wollten, wenn ſie gegen Andere ihre einfache Schuldigkeit thaten. Selbſt ohne alles wahre Verdienſt, waren ſie hauptſächlich den Verdienſtvollen abhold, und ſie feierten ihren höchſten Triumph, wenn es ihnen gelang, den ſchon durch Geburt hochgeſtellten Kriegshelden durch allerhand Machinationen einigen Abbruch bei Anerkennung ihrer Verdienſte zu thun.

Ganz ſo verhielt es ſich hier. Die Bewahrung des kaiſerlichen Schimmers wurde für wichtiger angeſehen, als die Befeſtigung der kaiſerlichen Macht. Bei der bereits eingetretenen großen Schwächung der Letzteren, konnte ſie unter den obwaltenden Umſtänden nur dadurch wieder reſtaurirt werden, daß der Kaiſer auf Mittel ſann, ſich der unbedingteſten Hingebung ſeines Verbündeten, des Königs von Polen, ſo wie der Kur- und Reichsfürſten zu verſichern, und ſollte dabei auch etwas von dem kaiſerlichen Schimmer auf Augenblicke geopfert werden. Ich bin, wie Du weißt, ein entſchiedener Gegner jedes Nivellirungsſyſtems, und das moderne Königsbürgerthum in Frankreich iſt mir ein Gräuel. Aber zwiſchen jenen beiden Extremen giebt es eine gute Mittelſtraße, und die Machthaber ſollten niemals vergeſſen, daß die Arroganz ihrer Hofleute jedes wahre und beſcheidene Verdienſt zurückſcheucht, in ſeiner Entwickelung und

Nutzbarwerdung hindert, ohne dafür irgend einen Erſatz darzubieten. Doch nun zu etwas Anderem.

Die übermüthigen Türken waren vorläufig abgefunden, da aber der erwähnte Undank des Kaiſers den Eifer ſeiner Verbündeten erkaltete, kamen jene bald wieder, und man mußte ſich noch mehrere Jahre mit ihnen herumquälen, ehe ſie zu Paaren getrieben werden konnten, was nicht ohne bedeutende Schwächung der eigenen Kräfte möglich war. Dieſe Schwächung benutzte Ludwig, ungeachtet eines erſt kürzlich abgeſchloſſenen zwanzigjährigen Waffenſtillſtandes, zu einem neuen Kriege gegen den Kaiſer, welcher ohne vorangegangene Kriegserklärung mit einer beiſpielloſen Verheerung der Pfalz begann, die alſo nicht als eine nothwendige Kriegsmaßregel erſcheint, wohl aber als die größte Demüthigung angeſehen werden muß, welche Deutſchland von ſeinen fränkiſchen Nachbarn ſich jemals hat gefallen laſſen müſſen. Man höre, erröthe vor Schaam und zittere zugleich vor Zorn.

Im September 1688 rückten die Franzoſen unter dem Marſchall Dûras, teufliſchen Andenkens, in die Pfalz, ohne irgend einen politiſchen Grund anzugeben. Der Kaiſer verfolgte damals ſeine beſonderen Zwecke gegen die Türken und Ungern, wobei die gutwilligſten Reichsfürſten ihn kräftig unterſtützten. Das deutſche Reich befand ſich ſonach ohne Schutz, ein Zuſtand, der leider nur zu oft wiederkehrte.

Am 1. Oktober ergab ſich Worms unter Bedingung, daß in Staats- und Kirchenſachen Alles ungekränkt bleibe, und nur 300 Mann einrücken dürften, für welche Frankreichs König Wohnung und Koſt zu vergüten habe. Statt 300 zogen ſogleich 1400 Soldaten ein, die Entſchädigung unterblieb, alle öffentliche Gelder wurden dagegen von den Franzoſen in Beſchlag genom-

n. Allen Verträgen zum Hohn ſprengte man die Feſtungs-

werke, ſchaffte die Kriegsvorräthe nach Landau, und vernichtete, was nicht fortzubringen war. In Speier verfuhren die Franzoſen auf gleiche Weiſe, und die armen Pfälzer mußten dulden, was zu hindern nicht in ihrer Gewalt ſtand. Aber dieß ſollte nur ein kleines Vorſpiel ſeyn.

Am 23. Mai 1689, nachdem der Krieg bereits erklärt war, verſammelte der Kriegsintendant la Fond in Speier den Magiſtrat nebſt mehrern angeſehenen Bürgern, und machte ihnen bekannt: daß die Stadt binnen ſechs Tagen von allen Einwohnern geräumt werden müſſe. Als Grund wurde angegeben, es ſey die Räumung Speiers und vieler anderen Orte nothwendig, um den Feinden Frankreichs alle etwanige Unterſtützung zu entziehen. Nun eilten zwar Bevollmächtigte der Stadt ſogleich zum Marſchall Dûras, um die Nichtigkeit des Vorwandes darzuthun und das Unglück von der Stadt abzuwenden, aber vergebens, der Marſchall ſchützte beſtimmte Befehle des Königs vor, denen genau nachgekommen werden müſſe. Die unſchuldigen Einwohner mußten nun ihre Heimath verlaſſen, und fanden in der Nähe weder Obdach noch Zuflucht; ſelbſt die Mitnahme ihres beweglichen Eigenthums war in ſolcher Eile und Bedrängniß kaum möglich, es mußte faſt Alles zurückgelaſſen, oder um Spottpreiße an die habſüchtigen Eindringliche verkauft werden. — Worms hatte ein ähnliches Schickſal.

Das Maß des Unglücks war aber noch nicht voll, denn vier Tage ſpäter erklärte General Montclar: er habe Befehl erhalten, die Stadt Speier nebſt allen Kirchen und Klöſtern in Brand zu ſtecken. In Worms wurde dieſelbe Eröffnung gemacht. Alle Vorſtellungen und Bitten um Schonung dieſer Städte waren fruchtlos, man wies die Wehklagenden an den Oberbefehlshaber des franzöſiſchen Heeres, Herzog von Crequi, welcher ihnen den kurzen Beſcheid gab: der König will es. Zugleich zeigte

er ihnen eine Liste von zwölfhundert Städten und Dörfern in den Rheinlanden, die alle noch verbrannt werden müßten, weil sich die Deutschen mit dem Prinzen von Oranien gegen den katholischen König Jakob von England verbunden hätten. Französischer Seits, wurde ironisch hinzugefügt, sey ein solches Verfahren gegen Irrgläubige nicht weniger nothwendig und gerecht, als das Bemühen des deutschen Kaisers, den muhamedanischen Glauben durch das Schwert zu vertilgen. — Alle Diejenigen, welche ihre der Verwüstung geweihten Wohnorte noch nicht verlassen hatten, wurden jetzt mit Gewalt vertrieben, und mit teuflischem Hohnlachen zündete man hinter ihnen die Stadt an. Binnen vier Stunden waren Worms und Speier in Schutt- und Aschenhaufen verwandelt, mit allen reichen Schätzen der Kunst und Wissenschaft. Nur der alte schöne Dom in Worms widerstand dem zerstörenden Elemente. In Heidelberg, Mannheim, Oppenheim, Kreuznach, Ladenburg, Wachenheim, Bretten, Gernsheim, Alzei, Bruchsal, Frankenthal, Pforzheim, Baden, Rastadt, Stollhofen und vielen andern Orten, verfuhren die Franzosen mit gleicher Grausamkeit, und überall erhöhten sie das Unglück der armen Pfälzer durch völlige Entzügelung ihrer viehischen Leidenschaften.

So handelte der „allerchristliche" König von Frankreich mit seinen Helfershelfern, und das mußten die Deutschen sich gefallen lassen!!! Die permanente Reichsversammlung in Regensburg hatte nach wie vor die Zeit mit lächerlichen Verhandlungen über Rangstreitigkeiten und andere Lapalien vertändelt, und ihre eigentliche Bestimmung gänzlich aus dem Gesicht verloren. Das Reich war ohne Schutz, und alle wichtige Plätze am Rheine fielen in die Gewalt der Franzosen. Abermals war es wieder der Kurfürst von Sachsen, [illegible] zu erwarten, so schnell als mög-

Geschützen an den Rhein mar-

as traurige Geschick zu er-

ſparen; ihm ſchloſſen ſich die Heſſen und Hannoveraner an. Bald nachher kam auch der Kurfürſt von Brandenburg auf den Platz, wendete ſich jedoch an den Niederrhein.

Der Krieg, welcher ſich nun zwiſchen Frankreich und dem deutſchen Reiche entſpann, hat kein beſonderes militäriſches Intereſſe; aber wir Deutſchen dürfen nimmermehr vergeſſen, welche Demüthigung uns damals von den Franzoſen widerfuhr, und wodurch dieſelbe herbeigeführt wurde. Wahrhaft betrübend iſt es aber, daß ſelbſt die traurigen Erfahrungen des folgenden Jahrhunderts nicht vermögend geweſen ſind, unſer wahres Intereſſe zu erkennen, und daß es immer wieder deutſche Fürſten gab, welche bei der erſten Veranlaſſung gemeinſchaftliche Sache mit Frankreich gegen das übrige Deutſchland machten, ohne durch die Gewalt der Umſtände nur im mindeſten dazu gezwungen zu ſeyn. Erſt in der allerneueſten Zeit iſt man zur Erkenntniß gekommen, und wird den eingeſchlagenen Weg hoffentlich nie wieder verlaſſen.

Dreizehnter Brief.

Olymp, den 16. April 1837.

Die Politik, die Kriegskunst und ihre gegenseitigen Beziehungen. Warum der Krieg nur als eine Fortsetzung der Politik mit gewaltsameren Mitteln, gleichsam als ein politisches Instrument, betrachtet werden darf. Die Mittel zum Kriege müssen dem Zwecke entsprechen. Friedrich der Große im Feldzuge 1760. Verschiedenheit der Zwecke im Kriege.

In unserer stark verdünnten olympischen Atmosphäre fließt das Blut zwar sehr leicht in den Adern, doch sind die menschlichen Leidenschaften deshalb noch nicht völlig abgekühlt bei uns, und es fehlt nicht an mancherlei Reibungen unter den hiesigen Notabilitäten. Die meisten Anlässe hierzu geben die öffentlichen Verhandlungen in der Akademie der Kriegswissenschaften. Eugen und Marlborough fühlen sich gekränkt, daß ihrer Thaten noch so wenig Erwähnung geschah, wollen aber doch ohne besondere Aufforderung nicht selbst davon zu sprechen anfangen. Der alte Fürst Leopold von Dessau ist bitter böse, daß man von seinem Feldherrntalent fast gar nicht spricht, und ihn höchstens für einen guten Schlachtengeneral hält, der aber seine taktischen Zwecke mit unverhältnißmäßig großen Opfern erkaufe. Die Franzosen Catinat, Villeroi, Tallard, Marsin, Boufflers, Vendôme und Consorten geriethen neulich in eine Art Paroxismus, als Torstenson und Schwerin bemerkten: der spanische Erbfolgekrieg bezeichne keine sehr glänzende Periode der Kriegskunst, indem die Schweden und Preußen, früher und später, mit weit geringeren Streitkräften viel größere Dinge ausgeführt hätten. Der schwedische Karl XII. macht ebenfalls Ansprüche auf Anerkennung seiner kriegerischen Leistungen und meint, daß man bei Beurtheilung sei-

ſparen; ihm ſchloſſen ſich die Heſſen und Hannoveraner an. Bald nachher kam auch der Kurfürſt von Brandenburg auf den Platz, wendete ſich jedoch an den Niederrhein.

Der Krieg, welcher ſich nun zwiſchen Frankreich und dem deutſchen Reiche entſpann, hat kein beſonderes militäriſches Intereſſe; aber wir Deutſchen dürfen nimmermehr vergeſſen, welche Demüthigung uns damals von den Franzoſen widerfuhr, und wodurch dieſelbe herbeigeführt wurde. Wahrhaft betrübend iſt es aber, daß ſelbſt die traurigen Erfahrungen des folgenden Jahrhunderts nicht vermögend geweſen ſind, unſer wahres Intereſſe zu erkennen, und daß es immer wieder deutſche Fürſten gab, welche bei der erſten Veranlaſſung gemeinſchaftliche Sache mit Frankreich gegen das übrige Deutſchland machten, ohne durch die Gewalt der Umſtände nur im mindeſten dazu gezwungen zu ſeyn. Erſt in der allerneueſten Zeit iſt man zur Erkenntniß gekommen, und wird den eingeſchlagenen Weg hoffentlich nie wieder verlaſſen.

Dreizehnter Brief.

Olymp, den 16. April 1837.

Die Politik, die Kriegskunst und ihre gegenseitigen Beziehungen. Warum der Krieg nur als eine Fortsetzung der Politik mit gewaltsameren Mitteln, gleichsam als ein politisches Instrument, betrachtet werden darf. Die Mittel zum Kriege müssen dem Zwecke entsprechen. Friedrich der Große im Feldzuge 1760. Verschiedenheit der Zwecke im Kriege.

In unserer stark verdünnten olympischen Atmosphäre fließt das Blut zwar sehr leicht in den Adern, doch sind die menschlichen Leidenschaften deshalb noch nicht völlig abgekühlt bei uns, und es fehlt nicht an mancherlei Reibungen unter den hiesigen Notabilitäten. Die meisten Anlässe hierzu geben die öffentlichen Verhandlungen in der Akademie der Kriegswissenschaften. Eugen und Marlborough fühlen sich gekränkt, daß ihrer Thaten noch so wenig Erwähnung geschah, wollen aber doch ohne besondere Aufforderung nicht selbst davon zu sprechen anfangen. Der alte Fürst Leopold von Dessau ist bitter böse, daß man von seinem Feldherrntalent fast gar nicht spricht, und ihn höchstens für einen guten Schlachtengeneral hält, der aber seine taktischen Zwecke mit unverhältnißmäßig großen Opfern erkaufe. Die Franzosen Catinat, Villeroi, Tallard, Marsin, Boufflers, Vendôme und Consorten geriethen neulich in eine Art Paroxismus, als Torstenson und Schwerin bemerkten: der spanische Erbfolgekrieg bezeichne keine sehr glänzende Periode der Kriegskunst, indem die Schweden und Preußen, früher und später, mit weit geringeren Streitkräften viel größere Dinge ausgeführt hätten. Der schwedische Karl XII. macht ebenfalls Ansprüche auf Anerkennung seiner kriegerischen Leistungen und meint, daß man bei Beurtheilung sei-

ner großen Operationen das moderne strategische Winkelmaß nicht anlegen dürfe. „Andere Verhältnisse, andere Grundsätze; andere Zwecke, andere Mittel;" das ist sein Wahlspruch, und er hat darin nicht Unrecht.

In Folge dieser Streitigkeiten hat Minerva häufigere Sitzungen angeordnet, auch an allen schicklichen Plätzen im Versammlungssaale die Devise Suum cuique in kolossaler Schrift anbringen lassen, die bei künftigen Verhandlungen ihre Wirkung hoffentlich nicht verfehlen wird. Ich sehe demnach neuen interessanten Relationen und Diskussionen entgegen, und werde Dir zu seiner Zeit davon Mittheilung machen. Heute aber von etwas Anderem, was mir persönlich näher liegt.

Zu meiner großen Verwunderung nehme ich wahr, daß Jemand die Kühnheit gehabt hat, von einem Berliner Katheder herab den von mir aufgestellten Satz anzufechten: daß der Krieg nichts Anderes sey, als die fortgesetzte Staatspolitik mit anderen (d. h. gewaltsameren) Mitteln. Ich will damit natürlich nicht gesagt haben, daß es Kühnheit sey mich anzugreifen, denn ich bin in dieser Hinsicht noch viel kühner zu Werke gegangen, und sehe es weit lieber, daß man meine Lehrsätze angreift, als sie völlig ignorirt. Aber diese Kühnheit meines Gegners ist in der That sehr groß, indem sie den Beweis liefert, daß er in das Wesen des Krieges (über welchen er gleichwohl eine neue Theorie aufgestellt, die bereits viel gläubige Jünger gefunden hat) zur Zeit noch sehr wenig tief eingedrungen ist. Seltsamer Weise sind wir Beide ganz damit einverstanden: daß man in das Gebiet der Kriegskunst nicht alle die dienenden Künste ziehen dürfe, weil es sonst fast keine Kunst geben werde, die nicht in gewisser Beziehung zur Kriegskunst stehe, und daß die möglichste Beschränkung ihres Gebiets nur vortheilhaft seyn könne. — Aber wie in aller Welt

will es mein Gegner anfangen, die Kriegskunst von der Staatskunst zu trennen, da sie doch nur in ihr wurzelt, und in einem andern Boden gar nicht fortkommt? Das heißt die wissenschaftliche Kunstgärtnerei doch etwas zu weit treiben, und sie wird dadurch der Stubengärtnerei, welche ihre Zwiebelgewächse auch in Wassergläsern zur Blüthe zu bringen versteht, immer ähnlicher. Hat man jemals gehört, daß ein Heerführer den anderen, ohne Befehl und angemessene Instruktionen seines politischen Oberhauptes, auf eigene Hand bekriegt?

Mein Gegner argumentirt freilich ganz anders, und kommt scheinbar zu einem sehr einfachen Resultate. Er sagt: „Die Aufgabe der Kriegskunst ist keine andere als der Sieg, und dieser ist wiederum nichts als das Erreichen des militärischen Zwecks, wie er unmittelbar aus dem Kampfe hervorgeht. Durch diese Definition wird die Lehre vom Kriege eine Lehre zum Siege, was sie doch wohl für Jeden seyn soll; denn eine Lehre zum Geschlagenwerden hat wenigstens bis jetzt noch Niemand verlangt. Die Instrumente zum Siege sind die Heere, und ihre Eigenschaften und Funktionen geben uns die Mittel an die Hand, sie dem Zwecke gemäß zu verwenden." Das ist in wenig Worten die Quintessenz dieser Theorie, oder eigentlich ihre Basis, wenn hier überhaupt von der Basis einer Theorie der Kriegskunst gesprochen werden kann, welche es verschmäht, den Krieg selbst und dessen Natur zuvor ins Auge zu fassen.

Aber die Beweisführung ist ganz im Geschmacke der Hegelianer gehalten, bei welchen bekanntlich der Begriff die Sache selber ist. Das sieht aus wie Wein, ist's aber nicht, denn dieser Begriff wird erst durch ein einseitiges, abstraktes Denken gewonnen; man nimmt wohl Einzelnes aus der Erfahrung auf, vertieft sich aber nicht in dieselbe, sucht nicht das Ganze zu umfassen. Da man vielmehr den Begriff möglichst aus dem

ner großen Operationen das moderne strategische Winkelmaß nicht anlegen dürfe. „Andere Verhältnisse, andere Grundsätze; andere Zwecke, andere Mittel;" das ist sein Wahlspruch, und er hat darin nicht Unrecht.

In Folge dieser Streitigkeiten hat Minerva häufigere Sitzungen angeordnet, auch an allen schicklichen Plätzen im Versammlungssaale die Devise Suum cuique in kolossaler Schrift anbringen lassen, die bei künftigen Verhandlungen ihre Wirkung hoffentlich nicht verfehlen wird. Ich sehe demnach neuen interessanten Relationen und Diskussionen entgegen, und werde Dir zu seiner Zeit davon Mittheilung machen. Heute aber von etwas Anderem, was mir persönlich näher liegt.

Zu meiner großen Verwunderung nehme ich wahr, daß Jemand die Kühnheit gehabt hat, von einem Berliner Katheder herab den von mir aufgestellten Satz anzufechten: daß der Krieg nichts Anderes sey, als die fortgesetzte Staatspolitik mit anderen (d. h. gewaltsameren) Mitteln. Ich will damit natürlich nicht gesagt haben, daß es Kühnheit sey mich anzugreifen, denn ich bin in dieser Hinsicht noch viel kühner zu Werke gegangen, und sehe es weit lieber, daß man meine Lehrsätze angreift, als sie völlig ignorirt. Aber diese Kühnheit meines Gegners ist in der That sehr groß, indem sie den Beweis liefert, daß er in das Wesen des Krieges (über welchen er gleichwohl eine neue Theorie aufgestellt, die bereits viel gläubige Jünger gefunden hat) zur Zeit noch sehr wenig tief eingedrungen ist. Seltsamer Weise sind wir Beide ganz damit einverstanden: daß man in das Gebiet der Kriegskunst nicht alle die dienenden Künste ziehen dürfe, weil es sonst fast keine Kunst geben werde, die nicht in gewisser Beziehung zur Kriegskunst stehe, und daß die möglichste Beschränkung ihres Gebiets nur vortheilhaft seyn könne. — Aber wie in aller Welt

Wäre der Krieg ein vollkommener, ungestörter politischer Akt, eine absolute Aeußerung der Gewalt, wie man ihn aus seinem bloßen Begriffe abgeleitet hat; so würde er von dem Augenblicke an, wo er durch die Politik hervorgerufen ist, an ihre Stelle treten, als etwas von ihr ganz Unabhängiges, sie verdrängen und nur seinen eigenen Gesetzen folgen, so wie eine Mine, die sich entladet, keiner anderen Richtung und Leitung mehr fähig ist, als die man ihr durch vorbereitende Einrichtungen gegeben. So hat man sich die Sache bisher auch wirklich gedacht, so oft ein Mangel an Harmonie zwischen der Politik und Kriegführung zu theoretischen Unterscheidungen der Art geführt hat. Allein so ist es nicht, und diese Vorstellung ist eine grundfalsche.

Der Krieg, wie er nun einmal wirklich geführt wird, ist kein solches Aeußerstes, welches seine Spannung in einer einzigen Entladung löst, sondern er ist das Wirken von Kräften, die nicht vollkommen gleichartig und gleichmäßig sich entwickeln, die jetzt hinreichend aufschwellen, um den Widerstand zu überwinden, den die Trägheit und die Friktion der Maschine ihr entgegenstellen, ein anderes Mal aber zu schwach sind, um eine Wirkung zu äußern. So ist es gewissermaßen ein Pulsiren der Gewaltsamkeit, mehr oder weniger heftig, folglich mehr oder weniger schnell die Spannungen lösend und die Kräfte erschöpfend; mit anderen Worten: mehr oder weniger schnell an's Ziel führend, immer aber lange genug dauernd, um auch noch in seinem Verlaufe Einfluß darauf zu gestatten, damit ihm diese oder jene Richtung gegeben werden könne, kurz, um dem Willen einer leitenden Intelligenz unterworfen zu bleiben. Bedenken wir nun, daß der Krieg von einem politischen Zweck ausgeht, so ist es natürlich, daß dieses erste Motiv, welches ihn ins Leben gerufen hat, auch die erste und höchste Rücksicht bei seiner Leitung bleibt. Aber der politische Zweck ist deshalb kein despotischer Gesetzge-

ber, er muß ſich der Natur des Mittels fügen, und wird dadurch oft ganz verändert, aber immer iſt er das, was zuerſt in Erwägung gezogen werden muß. Die Politik wird ſtets den ganzen kriegeriſchen Akt durchziehen, und einen fortwährenden Einfluß auf ihn ausüben, ſo weit es die Natur der in ihm explodirenden Kräfte zuläßt.

So ſehen wir alſo, daß der Krieg nicht blos ein politiſcher Akt, ſondern ein wahres politiſches Inſtrument iſt, eine Fortſetzung des politiſchen Verkehrs, ein Durchführen deſſelben mit anderen Mitteln. Was dem Kriege nun noch eigenthümlich bleibt, bezieht ſich blos auf die eigenthümliche Natur ſeiner Mittel. Daß die Richtungen und Abſichten der Politik mit dieſen Mitteln nicht in Widerſpruch treten, das kann die Kriegskunſt im Allgemeinen, und der Feldherr in jedem einzelnen Falle fordern, und dieſer Anſpruch iſt wahrlich nicht gering; aber wie ſtark er auch in einzelnen Fällen auf die politiſchen Abſichten zurückwirkt, ſo muß dies doch immer nur als eine Modifikation derſelben gedacht werden, denn die politiſche Abſicht iſt ja der Zweck, der Krieg iſt das Mittel, und niemals kann das Mittel ohne Zweck gedacht werden.

Je großartiger und ſtärker die Motive des Krieges ſind, je mehr ſie das ganze Daſeyn der Völker umfaſſen, je gewaltſamer die Spannung iſt, die dem Kriege vorhergeht, um ſo mehr wird der Krieg ſich ſeiner abſtrakten Geſtalt nähern, um ſo mehr wird es ſich um das Niederwerfen des Feindes handeln, um ſo mehr fallen das kriegeriſche Ziel und der politiſche Zweck zuſammen, um ſo reiner kriegeriſch, weniger politiſch, ſcheint der Krieg zu ſeyn. Je ſchwächer aber Motive und Spannungen ſind, um ſo weniger wird die natürliche Richtung des kriegeriſchen Elements, nämlich der Gewalt, in die Linie fallen, welche die Politik angiebt, um ſo mehr muß alſo der Krieg von ſeiner

natürlichen Richtung abgelenkt werden, um so verschiedener ist der politische Zweck von dem Ziel eines idealen Krieges, um so mehr scheint der Krieg politisch zu werden.

Wenn es also, um zur Hauptsache zurückzukehren, auch wahr ist, daß bei der einen Art Krieg die Politik ganz zu verschwinden scheint, während sie bei der andern Art sehr bestimmt hervortritt, so kann man doch behaupten, daß die eine so politisch sey wie die andere. Denn betrachtet man die Politik wie die Intelligenz des personifizirten Staates, so muß unter allen Konstellationen, die ihr Kalkül aufzufassen hat, doch auch diejenige begriffen seyn können, wo die Natur aller Verhältnisse einen Krieg der ersten Art bedingt. Nur insofern man unter Politik nicht eine allgemeine Einsicht, sondern den conventionellen Begriff einer, der Gewalt abgewendeten, behutsamen, verschlagenen, auch unredlichen Klugheit versteht, könnte die letzte Art des Krieges ihr mehr angehören als die erstere.

Hieraus folgt nun wohl ganz einfach: Erstens, daß wir uns den Krieg, unter allen Umständen, als kein selbstständiges Ding, sondern als ein politisches Instrument zu denken haben; und nur mit dieser Vorstellungsart ist es möglich, nicht mit der sämmtlichen Kriegsgeschichte in Widerspruch zu gerathen. Zweitens zeigt uns eben diese Ansicht, wie verschieden die Kriege nach der Natur ihrer Motive seyn müssen, und der Verhältnisse aus denen sie hervorgehen. — Der erste, der großartigste, der entschiedendste Akt des Urtheils nun, welchen der Staatsmann und Feldherr ausübt, ist der, daß er den Krieg, welchen er unternimmt, richtig erkenne, ihn nicht für Etwas nehme oder zu Etwas machen wolle, was er der Natur der Verhältnisse nach nicht seyn kann. Dies würde also die erste, umfassendste aller strategischen Fragen seyn, und man kann dieselbe füglich nicht

umgehen, ohne ſich gleich vom Anfang her in eine falſche Lage zu verſetzen.

Sobald ſich das nicht mehr beſtreiten läßt, wird man auch eben ſo wenig behaupten können, daß die ſogenannte „Lehre zum Siege" mit einigen Kardinalregeln ausreiche, wie z. B. „Uebermacht gegen Mindermacht" — „Suchen und Benutzen der feindlichen Schwäche" — „Maſſen auf den entſcheidenden Punkt." Eine ſolche Theorie möchte aus dem Grunde ſich als völlig unzureichend erweiſen, weil es nur ſelten in der Macht eines Feldherrn ſteht, ſeinen Gegner zu zwingen, bei beſagtem Experimente die andere Rolle zu übernehmen. Daran iſt aber nur die Politik Schuld, mit ihren verſchiedenartigen Einwirkungen auf den Gang des Krieges, und weil man dies ſo oft überſehen hat, ſind auch die Urtheile über die großen Feldherren der Vergangenheit und Gegenwart meiſt zu einſeitig ausgefallen. Siegen, das heißt ſeinen Zweck erreichen, hat ein Jeder gewollt; welches aber dieſer Zweck geweſen ſey, das zu unterſuchen wird oft kaum einer flüchtigen Prüfung übertragen. Bei ſorgſamerer Würdigung der Verhältniſſe, insbeſondere der politiſchen, ergiebt ſich aber nicht ſelten, daß ein gewaltſames Streben nach ſchneller Entſcheidung gar nicht im Intereſſe der kriegführenden Mächte liegt, weil die Eine nicht die Kraft, die Andere nicht den Willen hat, den Einſatz in dieſem gewagten Spiele bedeutend zu erhöhen, da ſie im unglücklichſten Falle vielleicht mehr verlieren, als im glücklichſten Falle gewinnen kann. Bei der kriegeriſchen Thätigkeit von Bundesgenoſſen, denen aus räumlichen Rückſichten ein beſonderer Kriegsſchauplatz angewieſen werden muß, kommen noch viel perſönliche Motive ins Spiel, die man vielleicht zu ſchonen Urſache hat. Wie oft ſind nicht zur Verwunderung Aller, welche die Geheimniſſe der Politik eines Verbündeten nicht zu durchſchauen vermochten, thatkräftige und

ſiegreiche Feldherren abgerufen und durch geringer befähigte Generale erſetzt worden? Kurzſichtige erblickten in dieſem Wechſel nur Mißgriffe oder Kabalen, während man die Abſicht hatte, den Gang der kriegeriſchen Ereigniſſe dadurch zu ermäßigen, da die ſchnellen Fortſchritte des Einen mit den politiſchen Verhältniſſen oder Abſichten entweder überhaupt nicht im Einklange waren, oder letztere aus unbekannten Urſachen ſich geändert hatten, mithin auch ein anderes kriegeriſches Verfahren nothwendig machten, wozu nicht jeder Heerführer tauglich iſt.

Wenn es Dir Vergnügen macht, mein Freund, die Diskuſſion über dieſen Theil der Kriegstheorie mit meinem Gegner fortzuſetzen, ſo findeſt Du in der Geſchichte der drei ſchleſiſchen Kriege hinreichende Belege, ihm durch Thatſachen anſchaulich zu machen, daß ſeine „Lehre zum Siege" für Friedrich den Großen ſich wahrſcheinlich in eine „Lehre zum Geſchlagenwerden" verwandelt haben würde, wenn er dieſelbe hätte als Richtſchnur nehmen wollen. Ueberhaupt will es mich bedünken, daß mein Gegner mehr witzig als ſcharfſinnig, mehr gewohnt ſey vom willkürlich erhöhten Standpunkte herabzublicken, als ſich in die Tiefe zu verſenken und der Sache ſo recht auf den Grund zu gehen. Wäre dem nicht ſo, dann würde derſelbe nicht bei der Combination der materiellen Dinge ſtehen geblieben ſeyn, ſondern auch den höheren Theil der Kriegskunſt, die partie divine wie ihn Napoleon nennt, in ſeine Betrachtung verflechten haben, was mir bei einer „Theorie des großen Krieges" ganz unerläßlich ſcheint.

So klingt z. B. nichts einfacher als der Lehrſatz: „die Mittel zum Kriege müſſen dem Zwecke entſprechen." Wollte man aber dabei nur die Eigenſchaften des kriegeriſchen Inſtruments, des Heeres, ins Auge faſſen, ſo würde man unwillkürlich zu dem falſchen Schluſſe kommen: daß der Sieg nur

der Uebermacht zu Theil werde, wenigstens im Gefecht. Obgleich nun das Streben der Strategen und Taktiker immer darauf gerichtet seyn muß, auf dem entscheidenden Punkte sich ein Uebergewicht zu verschaffen, weil die Wahrscheinlichkeit des glücklichen Erfolgs dadurch erhöht wird, so geräth man doch mit der Erfahrung in den ärgsten Widerspruch, wenn man dieses günstige Verhältniß zur Bedingung machen wollte. Die Kunst ist nicht zum Vortheil des Stärkeren, sondern hauptsächlich zu Gunsten des Schwächeren erfunden worden, und besteht auch nicht in der bloßen Anwendung materieller Dinge. Das geistige Element tritt überall in ihr hervor, äußert sich aber meist auf so feine Weise, daß man es häufig erst nach vollkommener Würdigung der politischen Beziehungen wahrnimmt, und ohne diese das Handeln großer Feldherren in schwierigen Zeitläufen kaum für etwas Kunstmäßiges halten könnte, wenn man nicht die Kunst des Krieges in außerordentlichen Dingen suchen will.

Laß mich einen kurzen Blick auf den Feldzug 1760 werfen, um die Wahrheit meiner Behauptung zu erhärten. Die Kritik rühmt ihn, der schönen Märsche und Manöver wegen, als ein Kunstwerk strategischer Meisterschaft. Soll man aber eine tiefe Weisheit darin erblicken, daß der König bald die rechte, bald die linke Flanke Dauns bedroht, und ihn dadurch allmälig nach Böhmen zurückdrängt? Das kann man doch wirklich nicht, ohne zugleich zu verstehen zu geben, daß man das Kriterium der Feldherrnkunst nur in einigen Aeußerlichkeiten sucht. Dagegen muß man des Königs Weisheit bewundern, daß er bei seinen beschränkten Kräften immer noch ein großes Ziel verfolgt, Nichts unternimmt was diesen Kräften nicht entsprochen hätte, aber gerade genug, um seinen Zweck zu erreichen. Diese Weisheit des Feldherrn ist nicht blos in diesem Feldzuge sichtbar, sondern über alle seine Kriege verbreitet. Das begreift man aber nur, sobald

man stets daran denkt, daß der große König keinen anderen Kriegszweck hatte, als Schlesien in den sichern Hafen eines wohl garantirten Friedens zu bringen.

An der Spitze eines kleinen Staates, den übrigen Staaten in den meisten Dingen ähnlich, und nur durch einige Zweige der Verwaltung vor ihnen ausgezeichnet, konnte Friedrich kein Alexander werden; als Karl XII. würde er sich, wie jener, das Haupt zerschellt haben, und mit Napoleon ist er, der unendlichen Verschiedenheit der Mittel wegen, gar nicht in Parallele zu bringen. Man findet daher in Friedrichs ganzer Kriegführung jene verhaltene Kraft, die immer im Gleichgewichte schwebt, sich im Augenblicke großer Bedrängniß zum Erstaunenswürdigen erhebt, und im nächsten Augenblicke wieder ruhig fort oscillirt, um dem Spiele der leisesten politischen Regungen sich unterzuordnen. Weder Eitelkeit, noch Ehrgeiz, noch Rachsucht können ihn von dieser Bahn abbringen, und diese Bahn allein ist es, die ihn an den glücklichen Ausgang des Krieges geführt hat. Nur wenn man den wunderbaren Ausgang dieses Kampfes sorgfältig ins Auge faßt, und den Ursachen nachspürt, die ihn herbeigeführt, wird man von der Ueberzeugung durchdrungen: daß nur des Königs scharfer Blick ihn alle Klippen und Sandbänke glücklich umsegeln ließ.

Das ist die eine Seite, welche ich an diesem großen Feldherrn, und vorzugsweise im Feldzuge 1760 bewundere, weil er in keinem anderen einer so überlegenen feindlichen Macht mit so geringen Opfern das Gleichgewicht gehalten hat. Die andere Seite betrifft die Schwierigkeit der Ausführung.

Die Märsche zu einer Umgehung rechts und links sind leicht entworfen; der Gedanke, sein Häuflein immer dicht beisammen zu halten, um dem zerstückelten Feinde überall gewachsen zu seyn,

ſich durch ſchnelle Bewegungen gleichſam zu vervielfältigen, iſt eben ſo leicht gefunden als ausgeſprochen; die Erfindung alſo kann unſere Bewunderung nicht erwecken, und von ſo einfachen Dingen bleibt nichts übrig, als zu geſtehen, daß ſie — einfach ſind.

Aber ein Feldherr verſuche es einmal, dieſe Dinge Friedrich dem Großen nachzuthun. Lange hinterher haben Schriftſteller, die Augenzeugen waren, von der Gefahr, ja von der Unvorſichtigkeit geſprochen, welche mit des Königs Lagern verbunden geweſen, und wir dürfen nicht zweifeln, daß in dem Augenblicke, wo er ſie nahm, dieſe Gefahr dreimal ſo groß erſchien als hinterher. Eben ſo war es mit den Märſchen unter den Augen, oft unter den Kanonen des feindlichen Heeres. Friedrich nahm jene Lager und that dieſe Märſche, weil er in Daun's Verfahrungsweiſe, in ſeiner Aufſtellungsart, ſeiner Verantwortlichkeit und ſeinem Charakter diejenige Sicherheit fand, die ſeine Lager und Märſche zwar gewagt, aber nicht unbeſonnen machten. Aber es gehörte des Königs Kühnheit, Entſchloſſenheit und die Stärke ſeines Willens dazu, um die Dinge ſo zu ſehen und nicht von der Gefahr, von welcher man dreißig Jahre hinterher noch ſchreiben und ſprechen konnte, irre gemacht und abgeſchreckt zu werden. Wenige Feldherren würden an Ort und Stelle dieſe einfachen Mittel der Strategie, für welche ſich in den modernen Lehrbüchern kein Kapitel findet, ausführbar geglaubt haben, es war ja — wie die Leute ſagen — gegen alle Theorie!

Noch giebt es eine andere Schwierigkeit der Ausführung ins Auge zu faſſen. Des Königs Heer iſt in dieſem Feldzuge unaufhörlich in Bewegung. Zweimal zieht er hinter Daun her und, gefolgt von Laſcy, auf ſchlechten Nebenwegen von der Elbe an die Oder (Anfangs Juli und Anfangs Auguſt). Er muß in jedem Augenblicke ſchlagfertig ſeyn, und ſeine Märſche mit

einer Kunst einrichten, die nothwendig eine eben so große Anstrengung zur Folge hat. Obgleich von Tausenden von Wagen begleitet und aufgehalten, ist die Verpflegung der Truppen doch höchst kümmerlich. In Schlesien ist das Heer bis zur Schlacht bei Liegnitz, acht Tage lang, beständig in Nachtmärsche verwickelt, immer im Auf- und Niederziehen an der feindlichen Fronte begriffen; — das kostet gewaltige Anstrengungen, fordert große Entbehrungen. Kann man glauben, daß sich das Alles zugetragen habe ohne eine starke Friktion in der Maschine? Kann der Geist des Feldherrn solche Bewegungen mit der Leichtigkeit hervorbringen, wie die Hand des Feldmessers die Bewegungen seines Astrolabiums? Durchschneidet nicht der Anblick dieser Mühseligkeiten der armen hungernden und durstenden Kampfgenossen tausend Mal das Herz der Führer und des obersten Führers? Kommen nicht die Klagen und Bedenklichkeiten darüber an sein Ohr? Hat ein gewöhnlicher Mensch Muth dergleichen zu begehren, und werden solche Anstrengungen nicht unvermeidlich den Geist des Heeres herunterbringen, seine Ordnung lösen, kurz seine militärische Tugend untergraben, wenn nicht ein mächtiges Vertrauen zu der Größe und Unfehlbarkeit des Feldherrn Alles gut macht?

Diese Wunder der Ausführung sind es, welche mich stets mit Bewunderung erfüllt, und mißtrauisch gemacht haben gegen Theorien, die Alles hübsch regelrecht verlangen. Die Lehre von den Eigenschaften der Truppen, von ihrer Bedürftigkeit und Schlagfähigkeit, ist an sich nicht zu verwerfen, und verbreitet manches Licht über einzelne Zweige der Kriegführung. Wer aber die Bewahrung dieser Eigenschaften immer im Auge behalten wollte, dürfte das Ziel und den Zweck seines Strebens leicht aus dem Auge verlieren, und in einem Meere banger Zweifel untergehen. Wo es überhaupt darauf abgesehen ist, die

Natur der Sachen zu ergründen und darauf weiter zu bauen, möge man es wohl beherzigen, daß alle Eigenſchaften, ſchärfer ins Auge gefaßt, ſich in Verhältniſſe auflöſen. Im Kriege kommt auf philoſophiſche Wahrheiten nicht viel an; es darf mithin auch die Theorie des Krieges nicht allzuſtolz darauf ſeyn.

Ich komme nach dieſer Abſchweifung noch einmal auf Zweck und Mittel im Kriege zurück, um die Verſchiedenheit der Zwecke im Kriege beſſer andeuten zu können.

Hält man ſich an den reinen Begriff des Krieges, ſo iſt das Niederwerfen des Gegners allerdings der alleinige Zweck. Seine Streitkraft muß alſo vernichtet, das Land erobert, der Wille des Feindes gebrochen werden. Wollte man das Letztere nicht in den Kalkül aufnehmen, alſo nicht darauf hinarbeiten, daß die feindliche Regierung und ihre Bundesgenoſſen zur Unterzeichnung des Friedens vermocht, das Volk zur Unterwerfung gezwungen werde, dann kann der ſehr mißliche Fall eintreten, daß, während wir im vollen Beſitze des Landes ſind, der Kampf in ſeinem Innern, oder auch durch Beiſtand ſeiner Bundesgenoſſen, von Neuem ſich entzündet. Freilich kann dies Letztere auch nach dem Frieden geſchehen, aber das beweiſt weiter nichts, als daß nicht jeder Krieg eine vollkommene Entſcheidung und Erledigung in ſich trägt. Aber ſelbſt wenn dies der Fall iſt, ſo erſterben doch im Friedensſchluſſe ſelbſt jedesmal eine Menge Funken, die im Stillen fortgeglüht hätten, und die Spannungen laſſen nach, weil alle dem Frieden zugewandte Gemüther, deren es in jedem Volke und unter allen Verhältniſſen immer eine große Anzahl giebt, ſich von der Richtung des Widerſtandes ganz abwenden. Wie dem übrigens auch ſey, immer muß man mit dem Frieden den Zweck als erreicht, und das Geſchäft des Krieges als beendigt anſehen, denn die weitere Benutzung des Friedens gehört ausſchließlich in das Gebiet der Politik.

Aber dieser Zweck des abstrakten Krieges, dieses letzte Mittel zur Erreichung des politischen Zweckes, in dem sich alle andern zusammenfinden sollen: nämlich das Wehrlosmachen des Gegners, ist in der Wirklichkeit keineswegs allgemein vorhanden, ist nicht die nothwendige Bedingung zum Frieden, und kann also auf keine Weise in der Theorie als ein Gesetz aufgestellt werden. Es giebt eine zahllose Menge von Friedensschlüssen, die erfolgt sind, ehe einer der beiden Theile als wehrlos angesehen werden konnte, ja ehe das Gleichgewicht auch nur merklich gestört war. Noch mehr, wenn wir auf die konkreten Fälle sehen, so müssen wir uns sagen, daß in einer ganzen Klasse desselben das Niederwerfen des Gegners ein unnützes Spiel der Vorstellungen seyn würde, wenn nämlich der Gegner bedeutend mächtiger ist.

Die Ursache, warum der aus dem Begriffe des Krieges entwickelte Zweck nicht allgemein auf den wirklichen Krieg paßt, liegt in der Verschiedenheit beider. Würde der Krieg geführt wie ihn der bloße Begriff giebt, so müßte ein Krieg zwischen Staaten von merklich ungleichen Kräften als ein Absurdum erscheinen, also unmöglich seyn; die Ungleichheit der physischen Kräfte dürfte höchstens so groß seyn, daß sie durch die entgegengesetzten moralischen Kräfte ausgeglichen werden könnte, und das würde in Europa, bei unserem heutigen gesellschaftlichen Zustande, nicht weit reichen. Wenn wir also Kriege zwischen Staaten von sehr ungleicher Macht haben Statt finden sehen, so ist es, weil der Krieg in der Wirklichkeit sich von seinem ursprünglichen Begriffe oft sehr weit entfernt.

Es sind hauptsächlich zwei Dinge, welche in der Wirklichkeit, als Motive zum Frieden, an die Stelle der Unfähigkeit zum ferneren Widerstande treten können. Das erste ist die Unwahrscheinlichkeit, das zweite ein zu hoher Preis des Erfolges. — Da der ganze Krieg von dem strengen Gesetz

innerer Nothwendigkeit loslassen, und sich der Wahrscheinlichkeitsberechnung anheimgeben muß, und da dies immer um so mehr der Fall ist, je mehr er sich den Verhältnissen nach, aus denen er hervorgegangen ist, dazu eignet, je geringer die Motive und die Spannungen sind; so ist es auch begreiflich, wie aus dieser Wahrscheinlichkeitsberechnung das Motiv zum Frieden selbst entstehen kann. Es braucht also der Krieg nicht immer bis zum Niederwerfen des einen Theils ausgekämpft zu werden, und man kann denken, daß bei sehr schwachen Motiven und Spannungen eine leichte, kaum angedeutete Wahrscheinlichkeit schon hinreicht, den, gegen welchen sie gerichtet ist, zum Nachgeben zu bewegen. Wäre nun der Andere im Voraus davon überzeugt, so ist es ja natürlich, daß er nur nach dieser Wahrscheinlichkeit streben, nicht erst den gefährlichen Umweg eines gänzlichen Niederwerfens des Feindes suchen und machen wird.

Noch allgemeiner wirkt die Beachtung des Kraftaufwandes, welcher schon erforderlich gewesen ist, und es noch seyn wird, auf den Entschluß zum Frieden. Da der Krieg kein Akt blinder Leidenschaft ist, sondern der politische Zweck darin vorwaltet, so muß der Werth, den dieser hat, die Größe der Aufopferungen bestimmen, womit wir ihn erkaufen wollen. Dies wird nicht blos der Fall seyn bei ihrem Umfange, sondern auch bei ihrer Dauer. Hätten Rußland und Frankreich am Kaukasus und in Algeriens Steppen nicht wichtige politische Zwecke zu verfolgen, so würde man die Verblendung beider Regierungen kaum begreifen können, die Unterwerfung zweier an sich unbedeutender Völker mit so großem Kraftaufwande und solcher Beharrlichkeit zu versuchen. — Sobald aber der Kraftaufwand so groß wird, daß der Werth des politischen Zwecks ihm nicht mehr das Gleichgewicht halten kann, so muß dieser aufgegeben werden, und der Friede die Folge seyn, will man den Krieg nicht

blos ehrenhalber fortsetzen, um die Unzulänglichkeit der angewendeten Mittel nicht einzugestehen. Auch diese beiden neuen Kriege liefern den Beweis, daß das Niederwerfen des Feindes häufig nur eine von den Redensarten ist, die — zu wörtlich genommen — die Begriffe leicht verwirren.

Man sieht also, daß in den Kriegen, wo der Eine den Anderen nicht ganz wehrlos machen kann, die Motive zum Frieden in beiden Theilen steigen und fallen werden, nach der Wahrscheinlichkeit der ferneren Erfolge und des erforderlichen Kraftaufwandes. Wenn diese Motive in beiden Theilen gleich stark wären, so würden sie sich in der Mitte ihrer politischen Differenz treffen; was sie in dem Einen an Stärke zunehmen, dürfen sie in dem Anderen schwächer seyn; wenn ihre Summe nur hinreicht, so wird der Friede zu Stande kommen, natürlich aber mehr zum Besten dessen ausfallen, der die schwächsten Motive dazu hatte.

Ich übergehe hier absichtlich den Unterschied, den die positive und negative Natur des politischen Zwecks im Handeln nothwendig hervorbringen muß; denn wenn dieser auch von der höchsten Wichtigkeit ist, so müssen wir uns doch hier auf einem allgemeineren Standpunkte erhalten, weil die ursprünglichen politischen Absichten im Laufe des Krieges sehr wechseln, und zuletzt ganz andere werden können, eben weil sie durch die Erfolge und durch die wahrscheinlichen Ergebnisse mit bestimmt werden.

Es entsteht nun die Frage: wie man auf die Wahrscheinlichkeit der Erfolge wirken kann? Zuerst natürlich durch dieselben Mittel, welche auch zum Niederwerfen des Gegners dienen, nämlich die Vernichtung seiner Streitkräfte und die Eroberung seiner Provinzen; aber beide sind darum nicht

genau dieſelben, welche ſie bei jenem Zwecke ſeyn würden. Wenn wir die feindliche Streitkraft angreifen, ſo iſt es etwas ganz anderes, ob wir dem erſten Schlage eine Reihe anderer folgen laſſen wollen, bis zuletzt Alles zertrümmert iſt, oder ob wir uns mit einem Siege begnügen wollen, um das Gefühl der Sicherheit beim Gegner zu brechen, ihm das Gefühl unſerer Ueberlegenheit zu geben, und ihm alſo für die Zukunft Beſorgniſſe einzuflößen. Wollen wir das, ſo werden wir an die Vernichtung ſeiner Streitfähigkeit nur ſo viel ſetzen als dazu hinreichend iſt. — Eben ſo iſt die Eroberung von Provinzen eine andere Maßregel, wenn es nicht auf das Niederwerfen des Gegners abgeſehen iſt. In jenem Falle wäre die Vernichtung ſeiner Streitkraft die eigentliche wirkſame Handlung, und das Einnehmen der Provinzen nur die Folge davon; ſie einzunehmen, ehe das feindliche Heer niedergeworfen iſt, wäre immer nur als ein nothwendiges Uebel zu betrachten. Dagegen iſt, wenn wir es nicht auf das Niederwerfen des Feindes abſehen, und wenn wir überzeugt ſind, daß der Feind den Weg der blutigen Entſcheidung ſelbſt nicht ſucht, ſondern *fürchtet*, das Einnehmen einer ſchwach, oder gar nicht vertheidigten Provinz *an ſich ein Vortheil*, und iſt dieſer Vortheil groß genug, den Gegner über den allgemeinen Erfolg beſorgt zu machen, ſo iſt er auch als ein naher Weg zum Frieden zu betrachten. Friedrich der Große hat faſt in allen ſeinen Kriegen nach dieſen Grundſätzen gehandelt, daher die Unterlaſſung jeder energiſchen Verfolgung ſeiner geſchlagenen Gegner; und es iſt ein Beweis von großer Kurzſichtigkeit, wenn Jemand daraus folgern will: „es habe dem Könige jener leitende Gedanke gefehlt, der Napoleon ſo groß gemacht.“ Aber ſo geht es allen Theoretikern, die den Krieg nach der Schablone geführt wiſſen wollen.

Nun kommen wir aber noch auf ein eigenthümliches Mittel, auf die Wahrſcheinlichkeit des Erfolgs zu wirken, ohne die feind-

liche Streitkraft niederzuwerfen, nämlich solche Unternehmungen, die eine unmittelbare politische Beziehung haben. Giebt es Unternehmungen, die vorzugsweise geeignet sind, Bündnisse des Gegners zu trennen oder unwirksam zu machen, uns neue Bundesgenossen zu erwerben, politische Faktionen zu unserem Besten aufzuregen u. s. w., so ist es leicht begreiflich, wie dies die Wahrscheinlichkeit des Erfolgs sehr steigern, und ein viel kürzerer Weg zum Ziele werden kann, als das Niederwerfen der feindlichen Streitkräfte.

Die zweite Frage ist: welches die Mittel sind, auf den feindlichen Kraftaufwand, d. h. auf die Preiserhöhung des Sieges zu wirken. Der Kraftaufwand des Gegners liegt in dem Verbrauch seiner Streitkräfte, also in der Zerstörung derselben von unserer Seite; in dem Verluste von Provinzen, also in der Eroberung derselben durch uns.

Daß diese beiden Gegenstände, der verschiedenen Bedeutung wegen, auch hier nicht allemal mit den gleichnamigen bei einem anderen Zwecke zusammenfallen, wird sich bei näherer Betrachtung von selbst ergeben. Daß die Unterschiede meist nur gering seyn werden, darf uns nicht irre machen, denn in der Wirklichkeit entscheiden oft, bei schwachen Motiven, die feinsten Nüancen für die eine oder die andere Modalität der Kraftanwendung. Mir kommt es hier nur darauf an zu zeigen, daß, unter Voraussetzung gewisser Bedingungen, andere Wege zum Ziele möglich, kein innerer Widerspruch, kein Absurdum, auch nicht einmal Fehler sind.

Außer diesen beiden Gegenständen giebt es nur noch drei eigenthümliche Wege, die unmittelbar darauf gerichtet sind, den Kraftaufwand des Gegners zu steigern. Der erste ist die Invasion, d. h. die Einnahme feindlicher Provin-

zen, nicht in der Absicht sie zu behalten, sondern um Kriegssteuern darin zu erheben, oder gar sie zu verwüsten. Der unmittelbare Zweck ist hier weder die Eroberung des feindlichen Landes, noch das Niederwerfen seiner Streitmacht, sondern blos ganz allgemein der feindliche Schaden. Der zweite Weg ist, unsere Unternehmungen vorzugsweise auf solche Gegenstände zu richten, die den feindlichen Schaden vergrößern. Es ist nichts leichter, als sich zwei verschiedene Richtungen unserer Streitmacht zu denken, davon die eine bei weitem den Vorzug verdient, wenn es darauf ankommt den Feind niederzuwerfen, die andere aber, wenn vom Niederwerfen nicht die Rede ist und seyn kann, sich vortheilhafter zeigt. Wie man zu sagen gewohnt ist, würde man die erste für die mehr militärische, die andere mehr für eine politische halten. Wenn man sich aber auf den höchsten Standpunkt stellt, so ist die eine so militärisch wie die andere, und jede nur zweckmäßig, wenn sie zu den gegebenen Bedingungen paßt. Der dritte Weg, an Umfang der ihm zugehörigen Fälle bei weitem der wichtigste, ist das Ermüden des Gegners. Ich wähle diesen Ausdruck nicht blos, um das Objekt mit einem Worte zu bezeichnen, sondern weil er die Sache ganz ausdrückt, und nicht so bildlich ist, als es auf den ersten Blick scheint. In dem Begriffe des Ermüdens bei einem Kampfe liegt eine durch die Dauer der Handlung nach und nach hervorgebrachte Erschöpfung der physischen Kräfte und des Willens.

Wollen wir nun den Gegner in der Dauer des Kampfes überbieten, so müssen wir uns mit so kleinen Zwecken als möglich begnügen, denn es liegt in der Natur der Sache, daß ein großer Zweck mehr Kraftaufwand erfordert als ein kleiner; der kleinste Zweck aber, den wir uns vorsetzen können, ist der reine Widerstand, d. h. der Kampf ohne eine positive Absicht. Bei diesem werden also unsere Mittel am größten seyn,

und also das Resultat am meisten gesichert. Aber diese Negativität darf offenbar nicht bis zur absoluten Passivität gehen, denn ein bloßes Leiden wäre kein Kampf mehr; der Widerstand aber ist eine Thätigkeit, und durch diese sollen so viele von des Feindes Kräften zerstört werden, daß er seine Absicht aufgeben muß. Nur das wollen wir bei jedem einzelnen Akte, und darin besteht die negative Natur unserer Absicht.

Unstreitig ist diese negative Absicht in ihrem einzelnen Akte nicht so wirksam, wie eine in gleicher Richtung liegende positive seyn würde, vorausgesetzt, daß sie gelinge; aber darin liegt eben der Unterschied, daß jene eher gelingt, also mehr Sicherheit giebt. Was ihr nun an Wirksamkeit im einzelnen Akt abgeht, muß sie durch die Zeit, also durch die Dauer des Kampfes, wieder einbringen, und so ist denn diese negative Absicht, welche das Prinzip des reinen Widerstandes ausmacht, auch das natürliche Mittel, den Gegner in der Dauer des Kampfes zu überbieten, d. h. ihn zu ermüden.

Hier liegt der Ursprung des, das ganze Gebiet des Krieges beherrschenden, Unterschiedes von Angriff und Vertheidigung. Ich will diesen Weg hier nicht weiter verfolgen, sondern begnüge mich zu sagen: daß aus dieser negativen Absicht fast alle die Vortheile, und so alle die stärkeren Formen des Kampfes, abgeleitet werden können, die ihn zur Seite stehen, und in welcher sich also dieses philosophisch-dynamische Gesetz, das zwischen Größe und Sicherheit des Erfolgs besteht, verwirklicht. Giebt aber die negative Absicht, d. h. die Vereinigung aller Mittel im bloßen Widerstande, eine Ueberlegenheit im Kampfe, dann wird, wenn diese so groß ist, um ein etwaniges Uebergewicht des Gegners auszugleichen, die bloße Dauer des Kampfes hinreichen, um den Kraftaufwand beim Gegner nach und nach auf den Punkt zu bringen, daß ihm der politische Zweck des-

selben nicht mehr das Gleichgewicht halten kann, er ihn also aufgeben muß. Man sieht hieraus, daß dieser Weg, die Ermüdung des Gegners, die große Anzahl von Fällen unter sich begreift, wo der Schwache dem Mächtigen widerstehen will.

Wir sehen also, daß es im Kriege der Wege zum Ziele viele giebt, und daß nicht jeder Fall an die Niederwerfung des Feindes gebunden ist. Um aber diese verschiedenen kürzeren Wege zum Ziele nicht unter ihrem Werthe zu schätzen, sie entweder nur als seltene Ausnahmen gelten zu lassen, oder den Unterschied, den sie in der Kriegführung bedingen, für unwesentlich zu halten, muß man sich nur der Mannichfaltigkeit der politischen Zwecke bewußt werden, die einen Krieg veranlassen können, oder mit einem Blicke den Abstand messen, der zwischen einem Vernichtungskriege um das politische Daseyn, und einem Kriege Statt findet, den ein erzwungenes oder hinfällig gewordenes Bündniß zur unangenehmen Pflicht macht. Zwischen beiden giebt es zahllose Abstufungen, die in der Wirklichkeit vorkommen. Mit eben dem Rechte, womit man eine dieser Abstufungen in der Theorie verwerfen wollte, könnte man sie alle verwerfen, d. h. die wirkliche Welt ganz aus den Augen setzen.

Dir, mein gelehrter Freund, glaube ich hiermit nichts Neues gesagt zu haben, auch findest Du diese Ansichten schon in meinen hinterlassenen Schriften entwickelt, sogar ausführlicher noch. Es war mir aber ein dringendes Bedürfniß mich nochmals darüber auszusprechen, weil man mich entweder nicht verstanden hat, oder nicht verstehen will. Wie wäre es sonst möglich, daß mein im Eingange dieses Briefes erwähnter Gegner sagen könne: „Es habe ihm Anfangs geschienen, als sey von der Vertheidigung nicht viel zu sagen, als wisse man nicht einmal, ob es so etwas in der Kriegskunst überhaupt gäbe, oder doch geben dürfe. Er betrachte sie in jedem Falle nur wie eine traurige

Nothwendigkeit, wie eine vorübergehende Lage, deren höchste Aufgabe sey: sich selber zu vernichten, sobald als möglich wieder Angriff zu werden." Später gesteht er jedoch, daß er ihr faktisches Bestehen zwar nicht leugnen könne, sie aber als eigenthümliche Kriegführungsweise ganz ausgestrichen habe u. s. w.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß dieser neue Kriegsapostel durch einen späteren Ausspruch von mir irre geführt worden ist; denn ich habe den Kampf selbst als das einzige Mittel bezeichnet, sämmtliche kriegerische Zwecke zu erreichen. Der Kampf gestaltet sich aber unendlich mannichfaltig, und diese Mannichfaltigkeit ist ihm nicht klar genug geworden. Das sichtbare Streben nach Originalität hat ihn außerdem auf viele Abwege geführt, die ihn von der Wahrheit immer weiter entfernen. Statt den Einfluß zu erörtern, welchen der Charakter des Feldherrn und die kriegerischen Tugenden des Heeres auf den Gang des Krieges haben und haben müssen, — der vielen anderen Verhältnisse und Umstände nicht einmal zu erwähnen — hat er auf der einen Seite nur das Ziel des abstrakten Krieges, das Niederwerfen des Gegners im Auge, auf der anderen hingegen die Bedürftigkeit und Schlagfähigkeit der Heere, und stellt sich so gewissermaßen zwischen zwei Stühle. Das heißt die Einseitigkeit doch etwas zu weit treiben!

Im Kriege giebt es der Hauptsachen gar viele; gerade das an sich Untergeordnete und Unscheinbare wird im Momente der Entscheidung urplötzlich das Entscheidende, und es giebt keine einzelne so schlechthin bevorzugte Richtung nach Potenz, der zu gefallen man ungestraft die übrigen gering halten, oder im Kalkül unbeachtet lassen dürfte. Bei der Wandelbarkeit der Umstände, Verhältnisse und wirksamen Influenzen inmitten des Prozesses, bei der Unbestimmbarkeit des Objektes und der ersprießlichen Auskunften, muß es dem Unbefangenen wie dem Einge-

weihten einleuchten, daß man überall nicht auf ein bloßes So oder So, ſondern auf ein Entweder — Oder gefaßt ſeyn müſſe. „Mißtraue jeder Regel, ſagte Scharnhorſt oft zu mir, die ſich für die allein taugliche oder oberſte ausgiebt. Jede Regel hat ihre Gegenregel, ihre Klippe, die ſie ſcheitern macht. Nicht gewiſſen Regeln, ſondern gewiſſen Zwecken und Umſtänden gerecht zu werden, iſt das Kriterium der echten Kriegsweisheit. Je ſchulgerechter Dein Gegner, deſto mehr Wahrſcheinlichkeit für Dich, gegen alle Regel zu ſiegen. Das „außer der Regel" führt, weil es die wenigſte Wahrſcheinlichkeit für ſich hat, nicht ſelten zu den glänzendſten, außerordentlichſten Erfolgen. Was neun und neunzig Mal hilft oder nicht ſchadet, läßt Dich zum hundertſten Male im Stich, oder führt Dich deſto gewiſſer ins Verderben." — Bedürftig und ſchlagfähig ſeyn, ſich offenſiv oder defenſiv verhalten, auf direkte oder indirekte Weiſe, taktiſch oder ſtrategiſch den Feind bekämpfen, ſind nicht die einzigen Doppelbezüglichkeiten, auf welchen die Exiſtenz der Heere, ihre Thätigkeit, oder gar das Weſen der Kriegskunſt beruht. Schon Activität und Paſſivität, ſubjektive und objektive Richtung, Wirkſamkeit und Zeitgemäßheit fallen nicht mit ihnen zuſammen. Das Wiſſen des Zwecks, die Einſicht in die Natur der Mittel gnügt noch nicht zur Löſung kriegskünſtleriſcher Aufgaben; denn das Sachgemäße iſt eben erſt das, was die Natur der Mittel mit der Natur des Zwecks in Harmonie, in urſachlichen Zuſammenhang, in praktiſch ausreichende Verknüpfung bringt.

Vierzehnter Brief.

Olymp, den 18. April 1837.

Todesfeier des Herzogs Karl von Lothringen. Die Türkenparade. Anſichten der Zeitgenoſſen von dem kriegeriſchen Verfahren gegen die Türken. Kara Mahomed und Abdurrahman, oder die Vertheidigung von Ofen. Erſtürmung dieſer Feſtung 1686, im Angeſicht eines türkiſchen Heeres. Prinz Eugen über den kriegeriſchen Charakter der Türken. Intermezzo. Kara Muſtapha und Louvois. Merkur überſchreitet ſeine Vollmacht, und bringt eine Geſellſchaft deutſcher Generale in große Gefahr, aus welcher ſie durch Majas Liſt befreit wird.

Du wirſt etwas verwundert ſeyn, mein hochgeſchätzter Freund, ſchon wieder meinen Poſtadler an Deinem Fenſter zu erblicken, und vielleicht irgend eine ſchlimme oder wichtige Botſchaft erwarten. Sollteſt Du aber gerade im Einſchlafen begriffen ſeyn, ſo lege die Depeſche nur immer auf den Nachttiſch und lies ſie den nächſten Morgen beim Frühſtück. Die geflügelten Kuriere koſten mich nichts, und Minerva hat mich lange Zeit ohne beſondere Aufträge gelaſſen, die allerdings bisweilen viel Zeit in Anſpruch nehmen, wovon ich Dir aber Nichts oder nur ſelten ein Weniges mittheilen darf; ich habe mithin Muße zum Schreiben, und an Stoff kann es hier niemals gebrechen; weshalb ſoll ich mir alſo das Vergnügen verſagen, mit Dir mich zu unterhalten?

Mein letzter Brief hätte leicht dreimal ſo lang werden können, wenn ich mich über den in Rede ſtehenden Gegeſtand ausführlicher hätte ausſprechen wollen; ich brach aber kurz ab, da es nicht an Veranlaſſung fehlen wird, wieder darauf zurück zu kommen und das Fehlende zu ergänzen. Der Krieg iſt ja ein ſo unendlich mannichfaltiges Ding, daß man eigentlich nie fer-

tig werden kann, die vielerlei Nüancen deſſelben zu ſchildern, und ich begreife in der That nicht, wie Männer, die ſich zu den Hochgebildeten zählen, neue Theorien aufſtellen, und den größten Feldherrn des vorigen Jahrhunderts der Kurzſichtigkeit bei Benutzung des Sieges beſchuldigen wollen, ſo ſchnell damit fertig werden zu können ſich einbilden. Aber ſelten ſteht ein Theorienſchreiber ganz allein auf ſeinen Füßen, er hat immer einige Lieblinge unter ſeinen Vorgängern, und ſchenkt den Sentenzen derſelben ein oft nur zu unbedingtes Vertrauen. Auf dieſe Weiſe pflanzen ſich Irrthümer fort von Geſchlecht zu Geſchlecht, und ob ich mir gleich viele Mühe gegeben habe, dieſe Irrthümer mit der Wurzel auszureißen, ſehe ich doch zu meiner größten Betrübniß, daß das nicht das Werk eines Einzelnen ſeyn kann, er müßte ſich denn mit ſehr vielen Gleichgeſinnten dergeſtalt vereinigen, daß ſie ihn als leitendes Princip anerkennten. Auf dieſe Rolle muß ich aber verzichten, da ich nicht mehr auf Erden wandele; doch wüßte ich keinen Beſſeren als Dich vorzuſchlagen, mein tiefdenkender Freund, und ich verſpreche Dir zum Voraus, wenn auch nicht einen glänzenden Erfolg — damit ſchmeichele Dir ja nicht — doch meine kräftige Unterſtützung.

Für heute wollen wir die Kriegstheorie ganz auf ſich beruhen laſſen, denn ich habe Dir viel Anderes mitzutheilen, muß Dich aber erſt mit einer olympiſchen Sitte bekannt machen.

Es ſteht hier einem Jeden frei, ſeinen Geburtstag zu feiern wie es ihm beliebt; will er aber an dieſem Tage Geſellſchaft bei ſich ſehen, ſo muß er ſie unter irgend einem anderen Vorwande einladen, denn die Geburtstage werden gänzlich ignorirt. Anders verhält es ſich mit den ſogenannten Sterbetagen, und es gehört hier durchaus zur guten Sitte, Diejenigen, welchen man ſeine Aufmerkſamkeit oder Hochachtung zu bezeigen gedenkt, an ſolchen Tagen feierlichſt zu beglückwünſchen. Das iſt auch ganz

natürlich, denn der Sterbetag des Erdenbewohners iſt ja der Auferſtehungstag des Olympiers, der Eintritt in ein ſchöneres Leben.

Zu dieſem Zwecke begab ich mich heute früh zum Herzoge Karl von Lothringen, den Türkenbezwinger, und fand dort eine eben ſo glänzende als zahlreiche Geſellſchaft. Sobieski, die Kurfürſten von Sachſen und Baiern, Ludwig von Baden, Prinz Eugen, und eine große Menge deutſcher und franzöſiſcher Generale ſeiner Zeit, hatten ſich zur Beglückwünſchung des Helden eingefunden, der auch hier Jedermann durch ſeine Liebenswürdigkeit und durch ſein anſpruchloſes Weſen bezaubert. Mars hatte die Aufmerkſamkeit gehabt, auf einer an den Park des Herzogs grenzenden großen Wieſe ein Lager von den koſtbarſten türkiſchen Zelten aufſchlagen zu laſſen, deren Inneres mit zahlreichen Trophäen ausgeſchmückt war. Auch waren 200,000 Türken aus Tenare zu einer großen Parade herbeigeholt worden, welche Kara Muſtapha in Perſon befehligte. Die Türken ſchnitten insgeſammt grimmige Geſichter, mußten ſich aber in das Unvermeidliche fügen, und vollzogen in ihren Pumphoſen den Parademarſch mit leidlicher Ordnung, worauf ſie wieder entlaſſen wurden.

Beſondere Feſtlichkeiten hatte Mars nicht angeordnet, da der Held des Tags von dergleichen Dingen kein ſonderlicher Freund iſt. Nach der Tafel, bei welcher olympiſche Einfachheit vorherrſchte und angemeſſene Toaſte ausgebracht wurden, zerſtreute ſich die Geſellſchaft gruppenweiſe in die Zelte, und überließ ſich dem Zauber geiſtreicher Unterhaltung über die glorreiche Vergangenheit. Ich wollte mich Starhemberg und Schöning anſchließen, erhielt aber einen Wink vom Prinzen Eugen in ſeiner Nähe zu bleiben, und folgte dieſem in das Hauptzelt. Unterwegs ſagte **Eugen** zu mir, daß er an des Herzogs Todestage, der mit dem ſeinigen ziemlich zuſammenfalle (doch um 46 Jahre ſpäter), immer ſehr ergriffen ſey. „Der Anfang meines

Schickſals, bemerkte er, iſt ganz dem Seinigen ähnlich. Wir Beide von unſerem Vaterlande verkannt, vertrieben, verachtet, fanden in einem guten Lande einen eben ſo guten Fürſten, der uns aufnahm und uns Gelegenheit gab, dem neuen Vaterlande nützlich zu ſeyn. Des Herzogs Laufbahn war glänzend und groß, er ſelbſt ein Muſter der Tugend, der Ehre und des Heldenmuthes; er war mein Vater, Lehrer und beſter Freund, und wenn es mir gelungen iſt ihm ähnlich zu werden, ſo danke ich das hauptſächlich der Sorgfalt, mit welcher er meinen Geiſt zu bilden ſuchte. — Ich glaube nicht, daß Herzog Karl heute viel von ſeinen Thaten ſprechen wird, denn er iſt ein Muſter der Beſcheidenheit, doch wollen wir verſuchen ihn wenigſtens zu einigen Mittheilungen zu bewegen, und zwar durch Widerſpruch oder kühne Behauptungen, das iſt noch das einzige Mittel etwas durch ihn zu erfahren." Wir traten ein und es entſpann ſich bald darauf folgendes Geſpräch.

Kurfürſt **Johann Georg.** „Die Türken haben heute viel militäriſche Haltung gezeigt, und wenn ſie damals ſchon ſich der europäiſchen Taktik befleißigt hätten, würden wir mit ihnen noch härtere Kämpfe zu beſtehen gehabt haben. Meint Ihr nicht auch, Markgraf Ludwig?"

Markgraf **Ludwig.** „Die gute Haltung unter den Waffen und in Reihe und Glied möchte noch kein giltiger Beweis für die kriegeriſche Tüchtigkeit einer Truppe ſeyn, obſchon man ſie oft dafür gelten läßt. Ich lege mehr Werth auf die Ruhe und Ordnung im feindlichen Feuer, das iſt die wahre kriegeriſche Haltung, und dieſe kann auf Paradeplätzen nicht erprobt werden. Was den Türken damals eine Art Vorzug gab, war ihr fanatiſcher Eifer, der mit der moraliſchen Nüchternheit unſerer Söldner zuweilen ſtark contraſtirte. Die Türken waren ihren alten Kriegsgebräuchen ſeit Jahrhunderten treu geblieben; wir hin-

gegen hatten neue Formen angenommen, mit ihnen zugleich manche unnütze Spielerei, und das Vertrauen zu dieſen neuen Anordnungen mußte erſt durch eine Reihe Siege begründet werden."

Kurfürſt **Maximilian.** „Aber haben wir nicht die Türken hauptſächlich durch Hilfe unſerer taktiſchen Anordnungen beſiegt? War es nicht die, ſchon durch Montecuculi eingeführte, vortreffliche gegenſeitige Unterſtützung des Fußvolks und der Reiterei, welche uns ein Uebergewicht gab?"

König **Sobieski.** „Montecuculis Einſchachtelungsſyſtem der Truppen hat mir niemals recht zuſagen wollen, und entſprach ganz ſeinem vorſichtigen Charakter. Weshalb ſitzt die Reiterei zu Pferde, wenn ſie nicht ſchneller gegen den Feind rücken ſoll als das Fußvolk? — Ich habe ſtets großen Werth auf das Letztere gelegt, und es ſehr bedauert, daß das meinige nicht beſſer war; ſoll aber die gegenſeitige Unterſtützung ſich recht wirkſam zeigen, ſo muß man nicht Anordnungen treffen, durch welche die Reiterei gehindert wird, von ihrer Kraft und Schnelligkeit Gebrauch zu machen. Man ſtelle alſo das Fußvolk nicht in gleicher Linie mit der Reiterei auf, ſondern lieber vor oder hinter dieſelbe, je nachdem der taktiſche Zweck die Wirkſamkeit dieſer oder jener Truppengattung zuerſt in Anſpruch nimmt."

Prinz **Waldeck.** „Aber beim Angriffe auf die Türken vor Wien ſcheint des Königs Majeſtät die Miſchung beider Waffen doch für etwas Nothwendiges gehalten zu haben, denn in jedem Treffen waren abwechſelnd Regimenter zu Fuß und zu Pferde eingeſchoben, und haben auch gute Dienſte geleiſtet."

Kurfürſt **Johann Georg.** „Ihr ſprecht doch wohl nicht von den Eurigen, Vetter? Man konnte Euch ja ſelbſt durch die dringendſten Vorſtellungen zu keiner Art von Unterſtützung bewe-

gen, und wir haben manchen harten Kampf deshalb zu beſtehen gehabt."

Herzog von **Lothringen.** „Da muß ich den Prinzen Waldeck in Schutz nehmen; er hatte ſowohl vom Könige als von mir die gemeſſenſten Befehle, ſeine Truppen, die wir als allgemeine Reſerve betrachteten, ſo lange wie möglich außer Gefecht zu halten, da bei der großen Ueberlegenheit und Kühnheit der Türken ein Rückenangriff ſehr zu befürchten war. Die Vermiſchung des Fußvolks mit der Reiterei geſchah übrigens auf meinen beſonderen Antrag, und wurde durch die wechſelnden Terrainverhältniſſe geboten. Der König wollte anfangs das ganze erſte Treffen aus Fußvolk, das zweite aber aus Reiterei bilden, und Letztere ſollte ſich, nachdem die Ebene erreicht war, durch die Lücken vorwärts herausziehen, um die Türken unerwartet anzugreifen. Ich befürchtete aber, daß bei dieſem Manöver Unordnung entſtehen möchte, auch war die Ebene viel zu ſehr durchſchnitten, um ſo große Reiterſchaaren mit Ausſicht auf glücklichen Erfolg verwenden zu können; es blieb daher bei meiner, mit ſorgfältiger Berückſichtigung des Terrains ſchon früher entworfenen Schlachtordnung."

Markgraf **Ludwig.** „Ich verkenne den Werth guter taktiſcher Anordnungen keineswegs, aber er iſt immer ſehr relativ. Bis zu jener Schlacht am Kahlenberge vor Wien waren uns die Türken in vielen Stücken überlegen, und man mußte mit nicht geringer Vorſicht gegen ſie verfahren. Damals wurde aber die Kraft ihrer Janitſcharen gebrochen, ihr Selbſtvertrauen erſchüttert, und was ſie ſpäter geleiſtet haben, iſt mit ihren früheren Kriegsthaten kaum noch in Vergleich zu ſtellen. Die Urſachen liegen jedoch tiefer, und wir dürfen unſere ſpäteren Siege nur zum kleinſten Theil auf Rechnung der europäiſchen Taktik ſetzen."

Kurfürst **Maximilian.** „Und was soll denn sonst den Ausschlag gegeben haben, Vetter? Doch nicht etwa die Anordnungen des kaiserlichen Hofkriegsrathes? Euer Oheim, der Markgraf Herrmann, führte zwar den Vorsitz in diesem hochweisen Rathe, und war ein kluger Herr; es scheint aber doch als habe er sich oft überstimmen lassen, oder vielmehr gar keine entscheidende Stimme gehabt, denn die Türken verdanken ihre Fortschritte weit mehr der Unschlüssigkeit unserer obersten Heeresleitung, die ihnen immer und überall die Initiative ließ, als ihren sonstigen guten Eigenschaften."

Herzog von **Lothringen.** „Diese Behauptung ist etwas zu kühn, mein edler Vetter, und wenn ich auch nicht bestreiten mag, daß der Hofkriegsrath meine Operationen vielfach gelähmt hat, so gab es doch noch andere Hindernisse, nach meiner besseren Ueberzeugung zu handeln, und diese Hindernisse wurden mir von einer Seite in den Weg gelegt, wo ich sie gerade am wenigsten erwartet hätte. Ihr werdet mich wohl verstanden haben, und Markgraf Ludwig hoffentlich auch. Sobald die vornehmsten Unterfeldherrn nicht ihr ganzes Ansehen aufbieten, daß im Sinne des Oberbefehlshabers gehandelt werde, vielmehr selbst insgeheim seine Absichten zu vereiteln suchen, dann entsteht eine Friktion in der Maschine, die stärker ist als Mangel an Disciplin bei den Truppen. Ich berühre diese Verhältnisse höchst ungern, konnte sie aber doch nicht ganz verschweigen, weil hier von den Ursachen unserer Erfolge und Nichterfolge die Rede ist. — Aber wir dürfen auch unsere Gegner nicht gering schätzen, sie verdienen unsere Achtung, trotz ihrer Barbarei. Wer unter uns erinnert sich nicht an Kara Mahomed, den heldenmüthigen Vertheidiger von Ofen, während der fruchtlosen Belagerung 1684. Ein Schuß zerschmetterte ihm die Hand, als er gerade die Minengräber einübte, doch versäumte er die Pflichten eines thätigen Be-

fehlshabers deshalb keinen Augenblick, und nahm seine Lagerstätte unter dem Thorbogen seiner Wohnung, wo er unseren Geschossen immer noch sehr ausgesetzt blieb. Als bald nachher eine in der Nähe krepirende Bombe ihm den Unterleib zerriß, hatte er noch so viel höheres Pflichtgefühl, daß er die vornehmsten Pascha's zu sich beschied, sie zur Eintracht und Ausdauer ermahnte, seinen Nachfolger ernannte, und diesem unter den heftigsten Schmerzen einige allgemeine Instruktionen gab, welche der Todeskampf ihm nicht einmal zu vollenden erlaubte. Ibrahim, sein würdiger Nachfolger, hat ebenfalls den kräftigsten Widerstand geleistet, uns große Verluste zugefügt, und nicht nur manchen Sturm abgeschlagen, sondern auch selbst viel kühne Ausfälle gemacht."

Markgraf **Ludwig.** „Die Türken waren stets ausgezeichnet in der Vertheidigung von Festungen, das muß man ihnen lassen, aber vor Ofen hat uns damals doch nur die eintretende schlechte Witterung vertrieben, ohne welche die Türken uns die Thore hätten öffnen müssen, da es ihnen schon sehr an Munition und Lebensmitteln gebrach."

Prinz **Eugen.** „Ihr vergeßt, Vetter, daß sie uns durch ihre guten Anstalten drei Monate lang hinzuhalten wußten, was doch nur ihnen zum Verdienst angerechnet werden darf, und daß Eueres Oheims, des Hofkriegsraths-Präsidenten, Besuch im Lager uns eigentlich erst zum Abzuge genöthigt hat. Es war ein unglücklicher Gedanke des guten Markgrafen Herrmann, die ganze hohe Generalität stundenlang mit Berathungen zu quälen, um zu dem winzigen Beschlusse zu kommen, die Belagerung — aufzuheben. Und es gereicht uns noch viel weniger zur Ehre, daß, während die Generalität über Etwas deliberirte, was der Markgraf im Stillen schon beschlossen hatte, der Pascha von Erlau mit einem starken Corps anrückte, und sieben Schiffe mit reichen Kriegs- und Mundvorräthen in die Festung brachte.

Die Türken handelten, während wir dachten und Kriegsrath hielten."

Herzog von **Lothringen.** „Der zuletzt gerügte Fehler fällt doch wohl nicht dem Hofkriegsraths-Präsidenten zur Last, obschon es nicht rathsam war, so viele Generale von ihrem Posten mehrere Stunden abzurufen, um einer Berathung beizuwohnen, die vielleicht unnütz war. Aber der Präsident mochte allerdings die Ueberzeugung haben, daß ich zur Aufhebung der Belagerung nicht geneigt sey, und deshalb schien es ihm unerläßlich, sich eine starke Partei im Rathe zu bilden. Wer negative Zwecke erreichen will, darf die Entscheidung nur einem Kriegsrathe anheim stellen, energische Beschlüsse sind niemals daraus hervorgegangen."

Kurfürst **Maximilian.** „Da habt Ihr vollkommen Recht, Vetter, und wenn es 1686 nach dem Hofkriegsrathe gegangen wäre, hätten wir abermals einen gelehrten Rückzug machen müssen. Als Ihr damals wiederholt beim Kaiser auf die Eroberung Ofens antruget, meinte der Hofkriegsrath: „Man könne die Belagerung Ofens nicht unternehmen, so lange die Türken im Besitze der Draubrücke bei Essegg wären, und die Straße am rechten Donauufer frei hätten; es sey das überhaupt nicht die Unternehmung eines Monats, und man befände sich bereits im Juni; es scheine daher räthlicher, in diesem Jahre Stuhlweißenburg und Erlau zu erobern, im nächsten Jahre die Draubrücke zu zerstören, und dann erst zur Belagerung von Ofen zu schreiten." — So lautete der Weisheitsspruch des Wiener Kriegsorakels. Wer die Zeit im Kriege nicht besser zu benutzen versteht, und Alles mit Bequemlichkeit abmachen will, der kommt zu keinem erheblichen Resultate. Zum Glück hatten wir Beide richtigere Ansichten, und damals, mein alter Freund und Waffenbruder, bin ich Euch in Nichts entgegen gewesen, habe Euch

vielmehr redlich unterstützt. Ein größeres Glück noch war es, daß der Kaiser selbst die Nothwendigkeit begriff, einmal ein Machtwort zu sprechen, und Euch die Eroberung Ofens bona fide übertrug. Diese Waffenthat hat nicht blos ein militärisches, sondern ebenfalls ein welthistorisches Interesse, deshalb bitte ich meinen Vetter Ludwig, die Geschichte derselben ganz kurz zu erzählen, da die wenigsten der anwesenden Herren daran Theil genommen haben."

Markgraf **Ludwig.** „Der Kaiser hatte unwiderruflich beschlossen, den Türken die Festung Ofen zu entreißen, die bereits **145** Jahre in deren Gewalt war. Das Heer, welches dem Herzoge von Lothringen zu diesem Zwecke anvertraut wurde, belief sich mit Einschluß der Reichstruppen auf **94,000** Mann. Hiervon mußten jedoch **12,000** Mann nach Siebenbürgen, **10,000** Mann nach Ober-Ungern, und **7000** Mann an die Drau entsendet werden. Die übrigen Truppen vereinigten sich Anfang Juni bei Gran und Komorn. Um die Aufmerksamkeit der Türken auf einen anderen Punkt zu lenken, wurde zunächst eine Demonstration gegen Stuhlweißenburg gemacht, was zur Folge hatte, daß der dortige Pascha die Vorstädte abbrennen ließ, und einige Tausend Mann Verstärkung aus Ofen an sich zog. Am **9.** Juni brach das Belagerungsheer gegen Ofen auf. Der Kurfürst von Baiern marschirte mit **20,000** Mann auf dem linken Donauufer über Waitzen nach Pesth, der Herzog von Lothringen mit **40,000** Mann auf dem kürzesten Wege gegen Ofen; die übrigen Truppen stellten sich zur Beobachtung von Stuhlweißenburg auf. Nirgends stieß man auf Widerstand, selbst nicht in Pesth, und die Türken waren überhaupt so bestürzt, daß sie nicht einmal die Schiffbrücke zwischen Ofen und Pesth ganz zerstörten, und ein großer Theil der Fahrzeuge in unsere Hände fiel.

„In Ofen befehligte der Pascha Abdurrahman, ein Greis von **70** Jahren, der sich vor Kandia und Kaminiec ausgezeichnet hatte, und noch voller Jugendfeuer war. Die Besatzung

bestand aus 16,000 Mann versuchter Truppen, war mit Vorräthen aller Art hinlänglich versehen, und hielt sich hinter ihren gut unterhaltenen Werken für unüberwindlich. Die Einschließung erfolgte am 18. Juni auf beiden Ufern zugleich, und man war gleich Anfangs so glücklich, zwölf Schiffe mit reichen Schätzen zu nehmen, die der Pascha von Ofen hatte nach Belgrad senden wollen. Wenig Tage später begann die Beschießung aus 60 großen, 30 kleineren Kanonen und 40 Mörsern, nachdem man am Johannistage die untere Stadt (nördliche Vorstadt) erstürmt hatte. Von nun an wechselten Ausfälle und Stürme oft mit einander ab, ohne jedoch von besonderem Erfolge zu seyn, denn die Tapferkeit der Truppen hielt sich fast immer das Gleichgewicht. Was den Fortgang der Belagerung besonders erschwerte, war die Anwendung der Minen, worin die Türken damals größere Geschicklichkeit besaßen, als alle ihre Gegner, aber auch meist von französischen Ingenieuren bedient wurden. Indeß beschädigte eine am 12. Juli auffliegende Mine die Stadtmauer an einer Stelle so sehr, daß der Herzog für den folgenden Tag einen Sturm in drei Colonnen anbefahl. Schon war man bis an die Bresche vorgedrungen, als Abdurrahman eine zweite Mine auffliegen ließ, wodurch der Boden einstürzte, auf welchem sich die Sturmcolonnen formiren sollten; gleichzeitig warfen die Türken Pulversäcke in die Flammen der brennenden Faschinen, und machten einen wüthenden Ausfall. Der Moment war äußerst kritisch, die Verwirrung unter den Stürmenden sehr groß, größer aber noch die Geistesgegenwart und Entschlossenheit unseres tapferen Generalissimus. Statt den Befehl zum Rückzuge zu geben, was Hunderte an seiner Stelle gethan haben würden, forderte er Freiwillige auf, und wies die Ausfälle der Türken auf allen Punkten zurück, wodurch ein großer Theil unserer Geschütze und Vorräthe gerettet wurde. Wir verloren jedoch an diesem Tage über 1400 Mann.

„Nunmehr beschränkten wir uns eine Zeit lang auf Beschießung der Festung, was in sofern besser war, da unsere Artilleristen, unter des geschickten Antonio Gonzales Leitung, ein sehr wirksames Feuer unterhielten. Am 22. Juli wurde durch eine glühende Kugel ein türkisches Pulvermagazin entzündet; die Explosion war so heftig, daß die Donau aus ihren Ufern trat, und die Wachposten daselbst vor den andringenden Wellen flüchten mußten. An einer Stelle stürzte die Festungsmauer in der Breite von 60 Schritten ein, doch wagten wir nicht zu stürmen. Der Herzog ließ den Pascha zur Uebergabe auffordern, erhielt aber eine abschlägliche Antwort. Nun folgte am 27ten ein neuer allgemeiner Sturm, der jedoch aller angewendeten Tapferkeit zum Trotz im Anfange auch abgeschlagen wurde. Die Türken bekämpften uns auf den verschiedenen Breschen nicht blos mit Waffen, sondern schleuderten auch brennende Säcke mit Schwefel und Pech unter die Stürmenden, wovon viele Hunderte an den erhaltenen Brandwunden starben. Die Verwirrung unserer Sturmcolonnen war so groß, daß es der höchsten Anstrengung des Herzogs und der übrigen Heerführer bedurfte, um die Truppen wieder zu ordnen und aufs Neue ins Gefecht zu führen. Endlich aber gelangten wir nach einem, mit wahrer Raserei durchgeführten, Kampfe in den Besitz der Vorstädte und aller Außenwerke; einige Haufen drangen sogar in die Festung ein, wurden aber dort überwältigt und niedergehauen. Bei unserer Ueberlegenheit hätte die Festung vielleicht erstürmt werden können, wenn nicht Abdurrahman die Besonnenheit gehabt hätte, den Hauptgraben der oberen Stadt mit dürrem Holz, Pech und Schwefel anzufüllen, und dieses anzünden zu lassen, wodurch ein solches Feuermeer entstand, daß wir endlich von der Fortsetzung des Angriffs abstehen mußten. Unser Verlust an diesem Tage belief sich auf 4000 Mann, darunter viel hohe Offiziere.

„Abdurrahman ward jetzt nochmals zur Uebergabe aufgefor-

dert, schien auch unter gewissen Bedingungen nicht abgeneigt zu seyn, suchte aber im Grunde nur Zeit durch Unterhandlungen zu gewinnen, denn schon nahete sich ihm Hilfe von Außen. Der Seraskier Suleyman war schon im Mai mit 50,000 Mann nach Ungern aufgebrochen, und stand um diese Zeit bei Essegg an der Drau; 15,000 Reiter unter Seidan Pascha eilten ihm voraus. Der Herzog von Lothringen hatte schon längst einige Kunde gehabt von dem Anmarsche dieses neuen Gegners, und eben deshalb die Belagerung mit solchem Eifer betrieben. Um es jedoch an keiner Vorsichtsmaßregel fehlen zu lassen, hatte er aber auch den Generalen Scherffenberg und Caraffa Befehl zugeschickt, mit ihren Truppen aus Siebenbürgen und Ober-Ungern sich näher heranzuziehen. Außerdem wurden oberhalb Ofen mehrere Schiffbrücken geschlagen, die Lagerplätze am rechten Ufer stark verschanzt, und leichte Fahrzeuge mit Truppen bemannt die Donau abwärts gesendet, um über die Stärke und Marschrichtung des Seraskiers genaue Kunde einzuziehen.

„Fast gefährlicher noch als dieser neue Gegner, war ein Zwiespalt, welcher jetzt unter der hohen Generalität ausbrach. Unser Generalissimus, der Herzog Karl, war fest entschlossen, die Belagerung mit allem Eifer fortzusetzen, weil er die Ueberzeugung hatte, daß der Seraskier ihn nur von Ofen abzuziehen suchen, nicht aber in seiner befestigten Stellung angreifen werde; eine Ansicht, welche sich auf genaue Würdigung seines Gegners und der beiderseitigen Verhältnisse gründete, auch durch die Folge sich als richtig erwiesen hat. Der Kurfürst von Baiern, mehrere andere Reichsfürsten und ich selbst waren hingegen der Meinung: man müsse die Belagerung sofort aufheben, dem Seraskier eine Schlacht liefern, ihn über die Drau zurückwerfen, und dann erst das Belagerungswerk wieder vornehmen. Diese Ansichten entsprachen unserem Charakter, und sogar mancher neuen

Theorie. Aber bei dergleichen Suppositionen übersieht man nur zu oft, daß der Gegner auch einen Willen hat, und selten das thut, was zu unseren Angriffsplanen paßt. Zum Glück war der Herzog ein Mann, der auch im Kriegsrathe die Oberbefehlshaberwürde geltend zu machen verstand, und sich durch unsere etwas eindringlichen Gegenvorstellungen von seinem reiflich erwogenen Operationsplane nicht abbringen ließ. Wir mußten uns also in seinen Willen fügen, was uns damals um so größere Ueberwindung kostete, da die Subordinationsverhältnisse keineswegs so geregelt waren als jetzt, und namentlich die Kur- und Reichsfürsten sich mehr als Verbündete, wie als Vasallen des Kaisers betrachteten, mithin dem Generalissimus strengen Gehorsam nicht schuldig zu seyn glaubten.

„Suleyman Pascha schien keine große Eile zu haben, und kam erst den 13. August bei Ofen an, nachdem er fast acht Tage lang bei Ercsy — 4 Meilen südlich von Ofen — unthätig verweilt hatte. Aber dies that er nicht ohne triftigen Grund, wie denn sein ganzes Verfahren das Gepräge reiflicher Ueberlegung trägt, aber auch zugleich das stille Bekenntniß, in einer offenen Feldschlacht uns nicht gewachsen zu seyn. Da der Herzog sich durch Nichts irre machen ließ, und dem Seraskier nur ein schwaches Beobachtungscorps entgegenstellte, rückte dieser wie gesagt am 13ten bis an das Promontorium dicht bei Ofen vor, und nahm eine zur Schlacht herausfordernde Stellung, wobei er jedoch mehr die Absicht hatte, der sehr geschwächten Besatzung eine Verstärkung zuzuführen, als sich einem Angriffe auszusetzen. Der Herzog hatte damals zwar über 60,000 Mann zu verfügen (darunter 35,000 Reiter), wollte aber vor Ankunft Scherfenbergs, der ihm 12,000 Mann zuführte, keinen Hauptschlag unternehmen, und blieb in seiner Stellung auf den westlichen Höhen von Ofen; das Corps des Kurfürsten konnte sich in wenig

Stunden mit ihm vereinigen, und blieb deshalb auf dem linken Ufer. Diese Ruhe verfehlt einem Türken gegenüber selten ihre Wirkung, und setzte den Seraskier augenscheinlich in große Verlegenheit, zumal da auch ein Ausfall Abdurrahmans abgewiesen wurde.

„Nun schritt Suleyman zu einem etwas wirksameren Mittel, und sendete 8000 Mann durch das Buda Oerser Gebirge in den Rücken des kaiserlichen Lagers, von welchen die im Paulsthale stehenden Reservetruppen unerwartet und so heftig angegriffen wurden, daß man sich der Türken nur mit großer Mühe erwehren konnte. Gleichzeitig hatte der Seraskier auch den rechten Flügel der Kaiserlichen, welcher auf dem Bürgerberge stand, wiederholt in der Absicht angegriffen, sich später mit jenem Corps zu vereinigen, die Christen dann gegen Ofen zu drängen, und so dem Abdurrahman Gelegenheit zu einem glücklichen Ausfalle zu verschaffen. Aber dieser recht gut angelegte Angriffsplan scheiterte an der Unerschrockenheit unserer Truppen, und mit Verlust von 5000 Mann mußte sich Suleyman abends gegen Ercsy zurückziehen, auch blieben 30 Fahnen, 11 Kanonen und 10 Munitionswagen in unserer Gewalt. — Fünf Tage später erschien der Seraskier abermals in derselben Stellung am Promontorium, blieb einige Stunden in Schlachtordnung stehen, und zog dann wieder ab. Er hatte also nur die Absicht, uns zu ermüden, ohne dabei viel aufs Spiel zu setzen. Am 20. und 29. August wiederholte er dieses Manöver mit geringen Abänderungen, hatte aber den in unserem Rücken entsendeten Truppen Befehl gegeben, sich, es koste was es wolle, in die Festung zu werfen, deren Lage immer hilfsbedürftiger wurde. Bei dem Angriffe am 20. gelang es 500 Janitscharen in die Festung zu kommen, doch verloren zweimal so viel bei diesem Versuche das Leben. Der Angriff am 29. August war aber einer der heftigsten. Ein auserlesenes Corps Fußvolk und Reiterei suchte sich zuerst der Margarethen-Insel zu

bemächtigen, wurde aber durch das heftige Geschützfeuer von dort vertrieben; hierauf schwammen die Reiter durch die Donau nach Altofen, um von da in die Festung zu dringen, da sie aber vom Obersten Asti hieran verhindert wurden, wendeten sie sich nach dem Ufer, wo sie der General Mercy mit drei Dragoner-Regimentern umringte. Hier entspann sich ein Kampf auf Leben und Tod. Ein schon aus zwei Wunden blutender Türke stürzte sich auf den General Mercy, und spaltete diesem den Kopf, gleiches Schicksal hatte ein Oberstlieutenant an seiner Seite, und selbst der Herzog von Lothringen würde den Streichen dieses Wüthenden unterlegen haben, hätte sich nicht dessen Stallmeister dazwischen gedrängt; nachdem auch dieser wackere Mann und noch einige Offiziere vom Gefolge des Herzogs von dem wüthenden Türken niedergesäbelt worden waren, erreichte ihn endlich der Todesstreich. Mit solchen Fanatikern zu kämpfen war in der That kein leichtes Spiel, und die Klugheitslehren der modernen Taktiker würden uns hier schlechte Dienste geleistet haben; hier hieß es stets: Entweder — Oder, Ich oder Du, einen Mittelweg gab es nicht.

„An demselben Tage wurden zwei türkische Boten aufgefangen, aus deren Depeschen man ersah, daß der Sultan der Besatzung nur die Wahl ließ, entweder auf den Wällen, oder unter dem Schwerte des Henkers zu fallen; daß aber auch die Besatzung aufs Aeußerste gebracht sey, und sich kaum noch einige Tage halten könne. Diese Entdeckung und die Ankunft des General Scherffenberg bestimmte den Herzog, die Festung nun im Angesichte des feindlichen Heeres mit Sturm zu nehmen, ein Entschluß, der besser als Alles beweist, daß unser Generalissimus ein Mann von seltener Energie war.

„Der zweite September wurde zum Sturme bestimmt. Er begann früh 6 Uhr in zwei Colonnen; die erste, 6000 Kaiser-

liche und Brandenburger, vom Herzoge von Croy befehligt, rückte gegen das Wiener Thor; die zweite, 3000 Baiern unter General Beck, sollte von der Schloßseite eindringen; bei jeder Colonne diente die Hälfte als nächste Reserve. Prinz Eugen wurde bestimmt, etwanige Angriffe Suleymans abzuwehren. Der Herzog von Lothringen befahl, daß die Stürmenden sich vorzugsweise des Bajonets bedienen sollten, und diese neue Stoßwaffe wurde hier zum ersten Male mit großem Erfolge angewendet. — Abdurrahman schlug den Angriff dreimal ab, wurde aber beim vierten Sturme mit 800 Janitscharen auf der Bresche getödtet und erfüllte sein Schicksal. Der Kampf in den Straßen und Häusern dauerte bis tief in die Nacht hinein, und endigte mit vollständiger Ueberwältigung der Türken. Suleyman scheint an diesem Tage von bangen Zweifeln befallen worden zu seyn, denn er unternahm Nichts, und zog sich am folgenden Morgen bis Stuhlweißenburg zurück. — Es ist merkwürdig genug, daß wir bei diesem letzten Sturme nur einige Hundert Mann verloren, was zum Beweise dienen kann, daß die gefahrvollsten Unternehmungen oft ganz gegen alles Erwarten glücklich ablaufen. Hätte Kara Mustapha 1683 vor Wien eben so gedacht und gehandelt, die Sachen wären vielleicht anders gekommen.

„Der Herzog von Lothringen hätte sich mit der Eroberung Ofens begnügen können, brach aber schon am vierten Tage nachher auf, und drängte seinen Gegner bis hinter die Drau zurück; bezog jedoch nach dem Verluste von Szegedin, welches sich dem General Wallis nach zehntägiger Belagerung ergab, in der Gegend von Belgrad Winterquartiere."

Herzog von **Lothringen.** „Ich habe der Erzählung des tapferen Markgrafen nur Wenig hinzuzufügen, muß aber bemerken, daß er seine eigenen Thaten fast ganz mit Stillschweigen übergangen hat. Er befand sich bei dem Corps, welches der

Kurfürst auf dem linken Ufer der Donau befehligte, und hat diesen nicht nur mit gutem Rathe unterstützt, sondern auch bei jeder Gelegenheit rühmliche Proben von seltener Umsicht und Tapferkeit an den Tag gelegt. Er war es hauptsächlich, der die Verfolgung der Türken mit großem Eifer betrieb, Fünfkirchen, Simontoreya, Capusvar eroberte, den Brückenkopf bei Darda nahm, und die 9000 Schritt lange, 14 Ellen breite Donaubrücke zur Hälfte verbrannte. Aber auch den übrigen Unterfeldherren bin ich für die kräftige Mitwirkung bei der Belagerung zu großem Danke verpflichtet; doch würden wir unseren Zweck schwerlich erreicht haben, wenn nicht der Kaiser mich während dieser verhängnißvollen Zeit von der lästigen Obervormundschaft des Hofkriegsraths entbunden hätte, der dieses Mal sich damit begnügen mußte, für unsere Bedürfnisse zu sorgen."

Das Gespräch ging nun auf minder interessante Gegenstände über, und sobald Prinz **Eugen** diese Wendung wahrnahm, winkte er mir in ein Nebenzelt und knüpfte eine ganz trauliche Unterhaltung an.

„Glauben Sie nicht," sagte er, als wir uns gesetzt hatten, „daß der Herzog so ganz aus voller Seele gesprochen habe. Der Kurfürst von Baiern sowohl, wie der Markgraf von Baden waren im Türkenkriege fast immer seine Gegner, zum Glück aber unter sich selbst nicht einig, da sie Beide nach dem Oberbefehle strebten, und nicht nur den Generalissimus, sondern auch sich gegenseitig beim Kaiser etwas zu verkleinern suchten. Der Herzog wußte das recht gut, und theilte mir oft in nächtlicher Stille seinen Kummer mit, daß zwei deutsche Fürsten, deren Feldherrntalent damals noch zu wenig erprobt war, ihren persönlichen Vortheil höher achteten, als die Wohlfahrt des Ganzen. So ist es aber immer gewesen. Seit die deutschen Kaiser der Gewohnheit entsagten, sich selbst an die Spitze ihrer Heere zu stellen, die

Leitung der wichtigsten Kriegsangelegenheiten einer Gesellschaft von Männern anvertrauten, deren vernunft- und zweckwidrige Beschlüsse, fern vom Kriegsschauplätze gefaßt, überall nur störend einwirkten, konnte kein Feldherr etwas Großartiges durchführen. Hierzu kam nun noch der Neid, die Eifersucht, zuweilen selbst die Schadenfreude der zahlreichen fürstlichen Unterfeldherren, welche sich wie Schlingkraut um den Commandostab des Generalissimus wanden, und jede kräftige Handhabung desselben fast unmöglich machten. Es gehörte in Wahrheit große Selbstbeherrschung, eine hohe Charakterfestigkeit, ein sehr taktvolles Benehmen dazu, um mit einer so complicirten Maschine selbst nur Gewöhnliches zu bewirken; diese Eigenschaften besaß der Lothringer in einem seltenen Grade, sie würden aber nicht ausgereicht haben, wäre er nicht zugleich der Schwager des Kaisers gewesen.

„Was die Eroberung Ofens an sich betrifft, so scheint der Markgraf absichtlich unterlassen zu haben, die Wichtigkeit dieser Waffenthat genügend hervorzuheben. Gereicht es dem Hofkriegsrath schon ohnehin nicht zur Ehre, durch gröbliche Vernachlässigung aller Art die zweite Belagerung Wiens verschuldet zu haben, die leicht mit völliger Verwüstung der Kaiserstadt enden konnte, so muß man wirklich alles Vertrauen zu seinem guten Willen verlieren, wenn man erwägt wie wenig nachher geschah, den Türken jede offensive Rückkehr zu verwehren. Ofen war gleichsam der Stützpunkt für alle Offensivoperationen der Türken. Diese Festung mußte ihnen also um jeden Preiß entrissen werden. Aber die Anstalten, welche 1684 dazu gemacht wurden, waren so unzulänglich, daß der schlechte Ausgang vorherzusehen war, und so ging ein großer Theil der Wirkung des Sieges am Kahlenberge verloren."

Ich erlaubte mir hier die Bemerkung, daß die Wirkung eines Sieges wohl nicht ausschließlich auf der Benutzung desselben

beruhe, und daß es dabei wohl eben ſo ſehr auf das Verhalten des Gegners ankomme. Der kriegeriſche Charakter der Türken habe zwei ſehr glänzende Seiten: Ungeſtüm beim Angriffe, Zähigkeit in der Vertheidigung, was man auch jetzt noch bei allen Völkern des Morgenlandes wahrnehme. Ueberdies würden dieſe hervorſtechenden Eigenſchaften noch durch den Abſolutismus von oben und durch den Fanatismus von unten bedeutend potenzirt, während den materiellen Bedingungen glücklicher Erfolge gnügend entſprochen werde. Sobald jeder einzelne Kämpfer den Tod auf dem Schlachtfelde als ein Mittel anſieht, ſchneller in das Paradies zu kommen und höherer Glückſeligkeit — allerdings nach türkiſchen Begriffen — theilhaftig zu werden; ſobald ferner jeder Oberbefehlshaber nur die Wahl zwiſchen dem Siege oder der ſeidenen Schnur hat, und wegen der Größe der gebrachten Menſchenopfer niemals zur Rechenſchaft gezogen wird, da muß nothwendig eine Energie in die kriegeriſche Handlung kommen, wie ſie in einem chriſtlichen Heere niemals angetroffen werden kann. Der einzige Vorzug, der uns übrig blieb, beſchränkte ſich mithin auf feſtere und geregeltere Formen in den verſchiedenen Zweigen der Kriegführung, von denen die taktiſchen jedoch noch ziemlich neu waren, ſich auch keineswegs immer zweckmäßig erwieſen. Aber was vermögen Formen ohne Geiſt?

Der Prinz geſtand zu, daß die Kriegführung der Türken allerdings einige weſentliche Vorzüge vor der ihrigen gehabt habe, inſofern von dem eigentlichen moraliſchen Elemente die Rede ſey; es freute mich aber ungemein von ihm zu hören, daß er die Urſachen ihrer früheren Erfolge nicht ausſchließlich in dem angriffsweiſen Verfahren erblicken könne. „Die Debatten im Hofkriegsrathe, ſetzte er hinzu, nahmen oft eine ergötzliche Wendung, und man ſtritt ſich im wahren Sinne des Worts um des Kai-

sers Bart. Bald behauptete der Eine: Die Türken wären gegen die Christen in einem Offensivkriege begriffen, man müsse sich also auf die Defensive, d. h. auf die Abwehr ihrer Angriffe beschränken. — Bald suchte ein Anderer wieder zu beweisen: Die Türken befänden sich selbst in der Defensive, indem sie nur die europäischen Besitzungen zu vertheidigen trachteten, dies aber durch verheerende Einfälle in das Nachbarland, durch stürmische Angriffe und Angriffsbündnisse zu bewirken für gut fänden, man müsse ihnen also im Angriffe zuvor zu kommen suchen u. s. w.

„So stritt man sich um unwesentliche Vorfragen, und da man sich nicht leicht darüber verständigen konnte, wurden auch die Operationsplane in diesem schwankenden Sinne entworfen. In der Regel kam aber die Zeit zum Handeln immer früher, als man mit den Entwürfen dazu fertig wurde, der Feind erhielt nun auch eine Stimme im Rathe, und diese war oft so entscheidend, daß alle frühere Beschlüsse dadurch umgestoßen wurden. Der ganze gelehrte Schnickschnack von Offensiv- und Defensivkriegen, oder wohl gar von einem Offensiv-Defensivkriege, hat auch nicht den mindesten praktischen Werth. Die Hauptsache bleibt, daß man einen vernünftigen Zweck und auch die Mittel habe, ihn zu erreichen. Im Voraus bestimmen wollen, ob und wie lange man offensiv oder defensiv zu verfahren habe, ist eben so unnütz als zweckwidrig; denn es treten sehr häufig Umstände ein, welche ein augenblickliches Abgehen vom ursprünglichen Operationsplane, oder auch eine gänzliche Aenderung desselben nothwendig machen. Warum soll ein Feldherr, der auf die Defensive verwiesen ist, seinen Gegner nicht angreifen, wenn er diesen in einer sehr ausgedehnten Stellung, oder überhaupt in einer nicht sehr widerstandsfähigen Verfassung findet? Warum soll er ihn nach erfochtenem Siege nicht mit aller Macht so weit verfolgen, als dies ohne augenscheinliche Gefahr geschehen kann?

Warum soll, frage ich Sie lieber General, ein Feldherr, der die Offensive angegriffen hat, sich nicht selbst angreifen lassen, sobald er die meisten Vortheile des Terrains auf seiner Seite vereint sieht? Warum soll er nicht selbst eine rückgängige Bewegung machen, wenn seine Kenntniß vom Charakter des Gegners ihm eine Art Bürgschaft giebt, daß derselbe mit Hastigkeit ihm nachrücken, dabei viele Blößen geben, mithin in die ihm gelegte Falle gehen werde?

„Sie haben vorhin sehr richtig bemerkt, fuhr der Prinz nach einer kleinen Pause fort, daß den Türken eine gewisse Zähigkeit eigen ist, wenn sie sich nicht stark genug fühlen, die begonnene Offensive fortzusetzen, oder vielleicht auch das Eintreten günstigerer Verhältnisse abwarten wollen. Diese Zähigkeit ist ein Hauptzug ihres Charakters, und hat nebenbei noch den großen Vortheil, daß der Gegner dadurch auf eine ganz eigenthümliche Weise ermüdet wird. Was das Letztere sagen will, verstehen Sie zu gut, als daß ich nöthig hätte, mich weitläufig darüber auszusprechen. Es scheint aber, daß man selbst an der Spitze von Heeren gestanden, oder in die Lage der Feldherren sich gründlich hineingedacht haben muß, um die Folgen einer solchen moralischen Ermüdung nach ihrem wahren Werthe schätzen zu können. Wir haben manchen Feldzug ruhmlos für uns, und doch nicht ohne großen Verlust an Menschen und Kriegsmaterial verstreichen sehen, weil es den Türken nicht beliebte, aus ihren vielen Festungen an der Donau herauszutreten und uns eine Schlacht zu liefern, dagegen aber die kühnsten Streifzüge unternahmen, sobald wir des Wartens müde den Rücken kehrten, oder die hartnäckigste Vertheidigung leisteten, wenn wir uns endlich zum Angriffe auf ihre Festungen entschlossen. Glaubten wir vielleicht in der ersten Hälfte des Jahres die Türken durch ein Paar tüchtige Schläge abzufinden, um in der anderen Hälfte den größeren

Heertheil in Deutschland verwenden zu können, so sahen wir uns immer getäuscht und in unseren Planen gestört. Ein türkischer Feldherr hat in der Regel eine so feine Nase als der beste Spürhund, und weiß recht gut was uns am meisten genirt. Bald liegt er wie der Dachs im Loche, bald stürzt er sich wie der Tiger auf seine Beute; der richtige Takt zeigt ihm immer das Beste, und der Methodismus im Operiren ist für ihn ein hohler Begriff. Nur einen geordneten Rückzug versteht keiner von den Herren zu machen, doch decken sie den ihrigen durch schonungslose Verwüstung des Landes, und erschweren dadurch die Verfolgung mit dem Ganzen. — Aber wir müssen jetzt zur Gesellschaft zurück. Wollen Sie mir das Vergnügen machen, mich nächstens zu besuchen, so sollen Sie einige Proben von türkischer Strategie und Taktik sehen." Ich nahm die Einladung mit vielem Danke an und wir näherten uns der Gesellschaft wieder, aus welcher die Franzosen sich bereits wieder entfernt hatten.

Kaum waren wir in das Hauptzelt getreten, als **Merkur** mit ganz verstörter Miene hereinstürzte, und uns sauve qui peut zurief. Wir sahen einander sehr verwundert an, da wir nicht begriffen, welche Art von Unfall uns im Olymp begegnen könne. Merkur hörte aber nicht auf zu schreien: „Rettet Euch, sonst sind wir verloren!" und sank erschöpft in einen Armstuhl.

Noch standen wir sprachlos um den Götterboten herum, der mit den Zähnen knirschte und die Hände rang, aber Niemand Rede stehen wollte, als sich plötzlich der Horizont verfinsterte, ein unterirdischer Donner hörbar wurde, und uns ein unheimliches Grauen überfiel. Bald vernahm man ein fernes Rauschen, mit seltsamen Geheul von Menschenstimmen vermischt. Endlich packte **Sobieski** den Merkur bei der Schulter, riß ihn in die Höhe

und ſagte: „Sprich, Du olympiſcher Schurke, was hier vorgehen ſoll, denn trügſt Du nicht ſelbſt die Schuld an der zu erwartenden Teufelei, ſo wärſt Du auch nicht ſo außer aller Faſſung.“ Statt aller Antwort ſchrie Merkur: „In's Schloß, in's Schloß, die Thore verrammelt, kein Augenblick iſt zu verlieren, denn ſie ſind gleich hier!“

Das Rauſchen und Geheul wurde inzwiſchen immer ſtärker, und gleich darauf fing es an zu regnen, aber nicht etwa Waſſer, wie bei Euch, ſondern Menſchen und zwar — Türken. Die Kerls blieben aber alle wie betäubt auf dem Boden liegen, als wären ſie vom Starrkrampfe befallen. „Jetzt zaudert nicht länger, Ihr Herren, ſagte Merkur, und folgt mir ſchnell in's Schloß, dort will ich Euch Aufſchluß geben.“ Wir folgten ihm ſo ſchnell Jeder vermochte, verrammelten auf ſein wiederholtes dringendes Ermahnen alle Eingänge, ſtellten die Dienerſchaft gut bewaffnet dahinter, und begaben uns hierauf in den großen Geſellſchaftsſalon, wo **Merkur** uns nachſtehende Geſchichte erzählte.

„Es wird Euch bekannt ſeyn, Ihr Herren, daß der allerchriſtlichſte König von Frankreich, Ludwig der Vierzehnte genannt, ein großer Freund der Türken war, die er nicht nur fortwährend gegen das chriſtliche Europa, namentlich gegen Deutſchland aufhetzte, ſondern auch insgeheim unterſtützte, und ſehr geſchickte Offiziere als Rathgeber nach Stambul ſendete. Als nun Mars geſtern Abends mich, des heutigen Feſtes wegen, zu ſich beſchied und nicht recht wußte, welche neue Auszeichnung er dem edlen Herzoge von Lothringen an ſeinem Ehrentage erweiſen könne, ſchlug ich Sr. Hoheit die türkiſche Parade vor, weil ſo etwas noch nicht da geweſen war. Anfangs wollte der Kriegsgott nicht darauf eingehen, indem er meinte: das möchte ſeine Schweſter Bellona verdrießen, die bekanntlich ſehr furieuſer Natur iſt, und deshalb für die Türken und Franzoſen eine große Vorliebe

hat. Ich hatte aber meine besonderen Gründe, den Türken, auf deren abgestorbenes Zartgefühl jetzt nicht viel Rücksicht genommen zu werden braucht, diese Demüthigung zu bereiten. Um meinen Zweck sicher zu erreichen und Eueren Triumph vollständiger zu machen, bat ich auch noch um Erlaubniß, den Marschall Düras mit der ganzen Mordbrennerbande, die sich damals in der unschuldigen Pfalz ein so schändliches Denkmal gesetzt hat, zu einem kleinen Manöver vor Euch Herren zitiren zu dürfen. Das Letztere schlug Mars, wie ich vorher wußte, geradezu ab, denn er liebt die Franzosen ihrer kriegerischen Eigenschaften wegen ebenfalls, genehmigte aber nun desto bereitwilliger die Türkenparade.

„Auf meinem Wege nach Tenare, wo die ganze Gesellschaft, die heute vor Euch defilirt ist, in der siebenten Vorhalle ein nicht sehr ergötzliches Leben führt, und statt in den Armen der schönen Houris zu schwelgen, sich von häßlichen Teufelslarven umgeben sieht, begegnete mir der Exminister Louvois, unheilvollen Andenkens, der in einer benachbarten Zelle seine geheimen Memoiren zum Druck bearbeiten, und die Correctur selbst besorgen muß, weil er eine ganz unleserliche Hand schreibt. Ich wollte stillschweigend an ihm vorübergehen, doch redete er mich an, und benahm sich dabei nach seiner beliebten Manier so impertinent hochmüthig, daß ich auf der Stelle beschloß, ihm einen Streich zu spielen. Mars hatte zwar seine Genehmigung zur Türkenparade gegeben, aber nicht bestimmt, wer sie befehligen solle, und da das doch natürlich ein Türke seyn mußte, beschloß ich sogleich den Kara Mustapha, Louvois intimsten Freund, in Requisition zu setzen, wozu ich jedoch — aufrichtig gestanden — nicht ermächtigt war. Als ich nun dem Großvezier eröffnete, welche Auszeichnung ihm zugedacht sey, weigerte er sich zu gehorchen, und verlangte den Hatscherif zu sehen, ich aber erwiderte

lakoniſch: „mündlicher Befehl von Sr. olympiſchen Hoheit, mein Lieber, durch mich überbracht, das genügt vollkommen; Ihr werdet Euch alſo unfehlbar zur Parade einfinden, ſonſt — doch Ihr verſteht mich ſchon.“ Der Türke ſchäumte vor Wuth, denn er dachte an ſeine Niederlage vor Wien, ich aber lachte ihm ins Geſicht und ging meines Weges. Nachdem ich die weiteren Befehle ertheilt hatte, kehrte ich in den Olymp zurück, und freute mich zum Voraus auf den heutigen Morgen. Aber dieſe Ueberſchreitung meiner Vollmacht iſt mir übel bekommen, denn hört nur, was ſich inzwiſchen zugetragen hat.

„Kara Muſtapha iſt außer ſich vor Wuth von der Parade zurückgekehrt, da keiner von Euch ihm etwas Schmeichelhaftes über die gute Haltung ſeiner Muſelmänner geſagt hat, und er nicht einmal erſucht worden iſt, bei der Geſellſchaft zurückzubleiben und Theil an Euerem Feſte zu nehmen. Völlig zerknirſcht von dieſer Geringſchätzung, hat er ſich in Louvois Arme geworfen, und ſeinen alten Freund und Schandgenoſſen zu blutiger Rache aufgefordert. Machtlos, wie Beide gegenwärtig ſind, mußten allerhand Schleifwege betreten werden, worin der Exminiſter guten Beſcheid weiß. Dieſer geht alſo zum allerchriſtlichſten König, den er ſchnell in ſein Intereſſe zu ziehen verſteht; Ludwig, ohnehin kein Freund des edlen Lothringers, begiebt ſich zu Pluto und zu Aeolus, mit denen er früher in geheimen Bunde ſtand, und fordert ſie zum Beiſtande auf. Alle drei bringen die Bellona gegen ihren Bruder in Harniſch, und die ganze Sippſchaft fordert glänzende Genugthuung, für die dem Großvezier angethanene Schmach. Darauf iſt eine äußerſt heftige Scene erfolgt, die ich Euch nicht beſchreiben mag, und Mars hat ſich zuletzt genöthigt geſehen, ſeiner Schweſter carte blanche zu geben. — Dieſes böſe leidenſchaftliche Weib, welches den Krieg nur aus tief eingewurzelter Rachſucht gegen das ganze

Menschengeschlecht, und nicht des höheren moralischen Zweckes wegen liebt, hat nun sogleich Befehl ertheilt, daß Aeolus durch eine Windhose die ganze Türkenschaar noch einmal hierher führt, wo ihr gestattet ist, einige Stunden lang auf gut türkisch mit Euch zu verfahren; auch ist zugleich Verfügung getroffen, daß während dieser Zeit im ganzen deutschen Viertel des Olymp der irdische Zustand wieder hergestellt seyn soll.

„Mars ließ mich rufen, sobald Bellona ihn verlassen hatte. Der erzürnte Gott empfing mich mit einer Ohrfeige, und entließ mich mit einem Fußtritte; denn obgleich selbst göttlicher Abkunft, muß ich doch Allen dienstbar seyn, und mir manche schlechte Behandlung von meinen Vettern, sogar von den gekrönten Häuptern der Erde, gefallen lassen, weil ich von Jupiter der Gewinnsucht und Bestechlichkeit beschuldigt werde. Da bin ich nun hierher geeilt, um Euch wenigstens zu warnen, weshalb der Polenkönig sehr unrecht handelte, mich so hart anzulassen. Doch jetzt müssen wir sehen, was zu thun ist, denn sobald die Türkenhunde aus ihrer Starrsucht erwachen, werden sie mit Rachgier über uns herfallen, und ich bin heute eben so verwundbar, wie jeder von Euch."

Wir fühlten in der That, daß während Merkurs Erzählung eine wesentliche Veränderung mit uns vorging, und wenn uns auch nicht gerade Furcht befiel, so empfanden wir doch eine gewisse Bangigkeit, wie bei Annäherung einer großen Gefahr. **Sobieski** ermannte sich jedoch schnell, und sagte im huldvollsten Tone zu Merkur: „Guter Junge, ich habe Dir vorhin wehe gethan, was ich jetzt sehr bereue; aber sey nicht böse und antworte kurz auf meine Frage, denn die Zeit ist kostbar. Sag' an, dürfen die Türken auf uns schießen?" — **Merkur.** „Je nun, ob sie's dürfen, das kann ich so genau nicht sagen, denn Mars hat sich mit mir in keine Erläuterungen eingelassen; ob

sie's aber können, das ist eine andere Frage. Zur heutigen Parade hatte ihnen Vulkan auf mein Geheiß nur die gewöhnlichen Exerzirgewehre verabreicht, bei welchen alle Bundringe und Federn locker gemacht sind, damit die Gewehrgriffe recht klirren; auch haben die Wände des Laufes durch die häufigen Ladeübungen mit Tempo's so sehr gelitten, daß auf einen sicheren Schuß nicht zu rechnen ist. Endlich dürfte es den Türken auch an scharfen Patronen fehlen, denn die alten Vorräthe sind von mir kürzlich an Abd el Kader verkauft worden, und die neue Munition soll nach einer neuen theoretischen Anleitung angefertigt werden, welche gegenwärtig der —schen Bewaffnungscommission noch zur Begutachtung vorliegt. Wie wenig aber dergleichen collegialische Behörden mit solchen Dingen sich zu beeilen pflegen, wißt Ihr ja aus eigener Erfahrung. Wenn nicht Louvois für Patronen gesorgt hat — woran er sonst immer zuletzt dachte — kommen die Türken mit leeren Taschen, denn in ganz Tenare ist jetzt keine einzige Kugelpatrone aufzutreiben." — **Sobieski.** „Nun das wäre so übel nicht. Jetzt aber laßt uns ans Werk gehen, Freunde, und den Vertheidigungsplan feststellen, denn wir haben keine Zeit zu verlieren, da es bereits im Lager sich zu regen beginnt. Alle Ausfälle sind heute bei Todesstrafe untersagt, man begiebt sich dabei nur des örtlichen Schutzes, und zieht den Feind unwillkürlich hinter sich her; auch haben wir ja keine Belagerungswerke zu zerstören. Wir wollen uns auf eine ganz passive Vertheidigung beschränken, den Muselmännern aber, sobald sie irgendwo einzudringen versuchen, activ die Schädel einschlagen, so wird's am Besten seyn. Du, mein tapferer Lothringer, befehligst hier im Schlosse, wo Du ja ohnehin der Hausherr bist, und wirst in der Nachbarschaft die Rollen schon zu vertheilen wissen; ich eile inzwischen ins Polenviertel, um meine Getreuen zu sammeln, und werde Euch wie vor Wien kräftig unterstützen. Aber ich rathe Euch, alle in diesem Viertel zufällig

anwesende Franzosen fest zu nehmen, damit sie nicht etwa gemeinschaftliche Sache mit den Türken machen, worin ihnen nicht zu trauen ist.“

Der Polenkönig stürmte fort, und gleich darauf trat der Schwedenkönig **Karl der Zwölfte** ein, der seine Dienste als Freiwilliger anbot. „Fürchtet Euch nicht vor der Uebermacht, Ihr Herren, sagte Karl, sie hat wenig Gewicht, sobald es ihr an Raum fehlt sich zu entwickeln; in solchen Dingen weiß ich guten Bescheid, und wollt Ihr mir die Vertheidigung dieses Schlosses überlassen, so sollen die Türken erfahren, daß ich noch derselbe Eisenkopf bin wie bei Bender. Bleibt nur ruhig und besonnen, den Türken imponirt man am sichersten durch kaltblütige Unerschrockenheit; seyd nicht die Ersten beim Zuschlagen, wohl aber die Letzten, denn wer den letzten Schlag giebt ist allemal Sieger.“ — Bald nach ihm kam auch Graf **Moritz** von Sachsen in den Salon und fragte ganz lustig, war es hier für eine fidele Suite gäbe. Man erzählte ihm kurzweg die Ursache der Vertheidigungsanstalten, machte aber zugleich bemerkbar, daß er als Marschall von Frankreich nicht Theil an dem zu erwartenden Kampfe nehmen dürfe, und daß er die Güte haben möge, sich einstweilen in ein entlegenes Gemach zu verfügen, wo für Gesellschaft gesorgt werden solle. „Nun, Ihr werdet doch kein Mißtrauen gegen mich hegen?“ frug Moritz verwundert. „Das eben nicht,“ gab **Eugen** zur Antwort, „aber fügen Sie sich nur der erhaltenen Weisung, car cette affaire ne vous regarde pas.“

Inzwischen wurde es im Türkenlager immer lebendiger. Es bildeten sich Gruppen, ordneten sich Schaaren, sammelten sich Massen. Die ungeheuere Wiese wimmelte von Turbans und bärtigen Türkengesichtern; hier und dort wurden Roßschweife sichtbar. Mehrere Pascha's ertheilten Befehle. Bald waren die Massen in Schlachtordnung gestellt; einzelne Haufen rückten näher,

und schienen zum Angriffe auf des Lothringers Schloß bestimmt zu seyn. Noch sahe man aber keinen Trupp seine Gewehre laden, auch nahmen wir überhaupt eine seltsame Unruhe in der Umgebung Kara Mustapha's wahr, es schien als erwarte man eine noch ferne Hilfe. — Wir Alle standen in voller Erwartung an den Fenstern, richteten unsere Operngucker auf den Großvezier, und beobachteten sorgfältig sein gen Himmel blickendes Gesicht, welches keine Miene verzog. Es war die feierlichste Stille eingetreten, die aber plötzlich durch ein allgemeines freudiges Gemurmel unterbrochen wurde. „Allah kerim!" schrie der Großvezier, als in der Ferne eine lichte Wolke sichtbar wurde, und „Allah kerim" brüllte es ihm nach aus zweimalhunderttausend Kehlen.

Die Wolke hatte sich indeß der Wiese genähert und löste sich in einen ganz durchsichtigen rosenfarbigen Nebel auf, in welchem eine Dame im eleganten Gig die Linie entlang fuhr, und kleine Päckchen an die Türken austheilte. „Beim Styx! schrie **Merkur**, das ist meine Mutter Maja, die den Muselmännern die fehlenden Patronen nachgefahren hat. Nun wenn auch diese mit dem bösen Feinde im Bunde ist, dann hat es mit unserer olympischen Herrlichkeit heute ein Ende, und wir können die Erdenpilgerschaft noch einmal durchmachen. Wie das die Mama aber beim Jupiter verantworten will, ist mir ein Räthsel. Doch sehe ich recht, so nimmt die Sache jetzt eine ganz neue Wendung, denn solche wiederholte Griffe in die Patronentasche schreiben selbst die Zusätze zu den Abänderungen des neuen türkischen Exerzir-Reglements nicht vor, das muß wohl etwas Besonderes zu bedeuten haben, seht einmal den Türken schärfer auf die Finger, Ihr müßt das besser verstehen als ich."

Auch mir war die seltsame Manipulation der Türken bei der befohlenen Gewehrladung aufgefallen, das Abbeißen der Patro-

nen nahm kein Ende, in den Lauf sahe ich keine bringen, wohl aber die Leute immer wieder nach frischen Patronen greifen; dabei sahen sie einander schmunzelnd an, und mit jeder neuen Patrone, die sie verzehrten, wurden die Gesichter fröhlicher. Die Janitscharen-Offiziere suchten sich dieses Verfahren anfangs aus den Supplementheften des neuen Exerzir-Reglements zu erklären, welche jeden Sonntag beim Rapport ausgegeben werden, da sie aber keinen entsprechenden Paragraphen darin finden konnten, stellten sie die Leute über diese willkürlichen Zusätze zu den Abänderungen ernstlich zur Rede. Statt aller Antwort überreichten ihnen die Janitscharen einige Patronen. Schon der liebliche Geruch erheiterte die strengen Dienstgesichter der Offiziere, nachdem aber Jeder ein halbes Dutzend Patronen verzehrt hatte, wurde das Entzücken immer größer. Niemand dachte mehr daran eine Patrone in den Lauf zu bringen, alle wurden verspeist; wer mit den seinigen zuerst fertig war, griff in des Nachbars Taschen, dabei hörte man oft den Freudenruf: „Allah kerim! Maja kerim!" Zuletzt wurden die Gewehre angesetzt, die Türken umarmten sich wechselseitig und fingen an zu tanzen, und zwar mit solcher Leidenschaft, als wären sie alle von der Tarantel gebissen worden. Ein Carneval zu Rom bietet kaum drolligere Scenen dar.

Selbst Kara Mustapha, der alte Isegrimm, wurde von der allgemeinen Fröhlichkeit ergriffen, nahm den Turban vom Kopfe, spielte damit wie mit einem Fangball, und sang dazu: „ungeheure Heiterkeit ist meines Lebens Regel," worauf er in ein schallendes Gelächter ausbrach, und uns freundlich zuwinkte.

Wir waren wie versteinert, konnten uns die Ursache des türkischen Wahnsinns nicht erklären, und glaubten daß eine Kriegslist dahinter stecke. Aber **Merkur** löste uns das Räthsel. „Das

iſt ein Meiſterſtück von meiner Mutter, Ihr Herren, und es geht doch nichts über die Liſt eines Weibes; jetzt iſt mir Alles klar. Maja hat unſtreitig erfahren, wie ſehr ich mich in der Klemme befinde; ſie wird zum Jupiter gegangen ſeyn, um von ihm Hilfe zu erbitten, und dieſer mag ihr den Schlüſſel zu ſeinem geheimen Kabinet anvertraut haben — wenn ſie ihn nicht ſelbſt verſtohlner Weiſe unter dem Kopfkiſſen hervorgezogen hat. Im Kabinet ſtehen aber viele Kiſten mit Opium in Stängelchen, welche Jupiter kürzlich von dem phyſikaliſch-chemiſch-homöopatiſchen Experimental-Actien-Vereine zum Geſchenk erhalten hat, weil die Geſellſchaft gern das Monopol in China erlangen möchte *). Dieſe Opiumſtängelchen hat ſie wahrſcheinlich als Patronen verpackt, der Bellona eine Naſe gedreht, den Zorn des Großveziers damit entwaffnet, uns von großer Gefahr befreit, und nebenbei ein ſehr ergötzliches Schauſpiel bereitet. — Seht nur wie toll ſich dieſe Kerls gebehrden, Oberons Zauberhorn kann kaum eine größere Wirkung hervorbringen, als die Lachpatronen meiner Mutter. Aber das muß auch Manna in der Wüſte für die Türken geweſen ſeyn, denn in Tenare's Hallen werden ihnen ſolche Leckerbiſſen nicht verabreicht, höchſtens erhalten ſie an hohen Feſten etwas Assa foetida zum dessert, oder anſtatt des Malaga's nach der Suppe."

Nachdem der Opiumrauſch vorüber war, traten die gewöhnlichen Verzuckungen ein, bis die Türken endlich insgeſammt von der Starrſucht befallen wurden. Gerade zu dieſer Zeit kam Sobieski mit ſeinen Polen angeſprengt, und wollte auf die Muſelmänner einhauen laſſen. Aber die Rachefriſt war bereits vorüber, und dieſelbe Windhoſe, welche das Türkenheer auf unſere liebliche Oaſe verſetzt hatte, führte es nun wieder nach Tenare

*) Siehe den zehnten Brief.

zurück. — Wir dankten dem Polenkönig für die ſchnelle Bereitwilligkeit uns zu unterſtützen, der ſich ſeiner Seits über das drollige Intermezzo halb krank lachte, brachten der guten Maja ein ſtilles Dankopfer, und trennten uns vergnügter als wir gekommen waren.

Fünfzehnter Brief.

Olymp, den 30. Juli 1837.

Kleine Urſachen und große Wirkungen. — Erzählungen des Prinzen Eugen aus dem Feldzuge 1687 gegen die Türken. Die Theorie im Widerſpruche mit der Erfahrung. Diskuſſion zwiſchen Eugen und dem Verſtorbenen über das Verfahren Suleymans. Des Prinzen Feldzug 1697 und der Sieg bei Zenta; Erläuterungen darüber. Indolenz und Tapferkeit.

Seit der doppelten Türkenblamage, von welcher ich Dir in meinem letzten Briefe erzählte, iſt der Friede im Olymp noch nicht wieder hergeſtellt worden, und die Spannung zwiſchen Bellona und Mars ſcheint täglich einen ernſteren Charakter annehmen zu wollen. Bellona hat entſchieden die Partei der Türken genommen, verfährt aber dabei ſo leidenſchaftlich, daß man geneigt iſt, ihr allen politiſchen Takt abzuſprechen. Mars iſt entſchloſſen, bei erſter Gelegenheit die Ruſſen zu unterſtützen, falls ſie geneigt ſeyn ſollten, der Herrſchaft der Türken in Europa ein Ende zu machen, und begünſtigt deshalb auch Mehmed Ali. Merkur unterſtützt insgeheim die Tſcherkeſſen und ſeinen Liebling Abd el Kader. Nur Minerva hält ſich neutral, beobachtet in aller Stille das Treiben der Anderen, und ſcheint ſich mehr als jemals für die Deutſchen zu intereſſiren. Von den übrigen Göttern und Göttinnen ſcheinen nur Neptun, Pluto, Venus und Bacchus einigen politiſchen Einfluß zu haben; ſie machen es aber wie die gewiſſenloſen Advokaten, und dienen jeder Partei. Papa Jupiter iſt über dieſe Spaltungen in ſeiner Familie ſehr ungehalten, denn er wird alt und liebt die Ruhe, auch iſt ſeine Macht im Olymp nicht viel größer, als die eines deutſchen

Kaisers im achtzehnten Jahrhundert. Doch nahm er die Maja und ihren Sohn kräftig gegen Bellona in Schutz, welche sich gar nicht zufrieden geben wollte, daß ihr Racheplan so geschickt vereitelt worden war, und Beiden mit ihrem Zorne gedroht hatte.

Da giebt es nun weder olympische Festlichkeiten, wozu es in der Regel hier nicht an Anlässen fehlt, noch ist Minerva geneigt, Versammlungen zu wissenschaftlichen Zwecken zu veranstalten. Wir sind also auf uns selbst beschränkt. Die Erleuchtetsten unter uns erhalten aber zuweilen geheime Aufträge, und erst vor Kurzem bekam ich von Mars die Weisung: eine Denkschrift über die künftige politische Gestaltung der europäischen Türkei einzureichen, womit ich eben fertig bin. Vor der Hand darf ich Dir aber meine Ansichten darüber noch nicht mittheilen. Eugen, dem ein ähnlicher Auftrag zu Theil worden ist, hat mich deshalb erst vorige Woche zu sich geladen; wir verlebten einen genußreichen Nachmittag zusammen, und was er mir aus seinen Feldzügen gegen die Türken erzählte, will ich Dir jetzt treulich berichten.

„Der Fall von Ofen, begann Prinz **Eugen**, war ein überaus wichtiges Ereigniß, denn die Türken selbst betrachteten diese Festung als den stärksten Strebepfeiler ihrer Vormauer gegen Deutschland. Zwar hatten sie noch Stuhlweißenburg und Erlau in ihrer Gewalt, doch konnte die erstere Festung ihnen jetzt leicht entrissen werden, und die letztere hatte nur Werth, so lange der Sultan auf die Mitwirkung der Ungern rechnen durfte, die wiederum von den Fortschritten der Türken abhing. Mahomed IV. scheint seine Lage im Allgemeinen richtig beurtheilt zu haben, und kam auf friedlichere Gedanken; da aber Kaiser Leopold vor Allem die Auslieferung des Rebellen Tököly, die gänzliche Räumung Ungerns, und sechs Millionen Gulden Entschädigung für

gehabte Kriegskosten verlangte, überdies den Frieden mit der hohen Pforte nur in Uebereinstimmung mit Polen und Venedig schließen zu können vorgab, rüstete sich Mahomed zur thätigsten Fortsetzung des Krieges.

„An sich betrachtet, war dieser Entschluß des Sultans gewiß lobenswerth, da die Einheit der Gewalt ihm manchen Vortheil über den deutschen Kaiser gab, der ohne die Reichshilfe zu schwach war, und seine Grenzen gegen Frankreich von Truppen nicht entblößen durfte. Untersucht man aber die Verhältnisse genauer, so kommt man zu der Ansicht, daß Mahomed mehr den Eingebungen seines Eigensinns, als den Gesetzen der Klugheit folgte, denn letztere gebot ihm Vorsicht. Zu einem vortheilhaften Streben nach schneller Entscheidung fehlten ihm bereits die Mittel, er mußte also von der Zeit und den Franzosen Beistand erwarten, folglich lawiren.

„In einem despotischen Staate ist das Oberhaupt der Haupthebel für alle Kräfte. Dieser Rolle hatte sich Mahomed IV. schon längst begeben, denn er liebte die Freuden der Jagd und des Harems mehr als kriegerischen Ruhm, und nur dieser letztere konnte sein großherrliches Ansehn aufrecht erhalten. Ein unkriegerischer Sultan war ein Zwitterding. Hierzu kam noch, daß er sich durch die ausgeschriebenen drückenden Kriegssteuern, zu welchen Stambul allein 1500 Beutel beitragen mußte, immer verhaßter machte, und seines Großveziers Suleyman strenge Maßregeln, den Unterschleif der Beamten abzustellen, waren ebenfalls nicht geeignet, günstigere Gesinnungen zu erwecken. Ein glücklicher Feldzug gegen uns hätte den Sultan vielleicht noch retten können, aber der Sieg blieb auf unserer Seite, und das führte seinen Sturz herbei. — Doch ich will Ihnen jetzt eine kurze Uebersicht von den beiderseitigen Operationen im Feldzuge 1687 bis zur Schlacht bei Mohacz geben, damit Sie die Tür-

ken besser kennen lernen, was sich schon der Mühe verlohnt, da ihre Kriegführung immer sehr zweckgemäß war.

„Kaiser Leopold wollte den Feldzug mit einem Heere von 42,000 Mann Fußvolk und 22,000 Reitern schon in den ersten Tagen des Maimonats eröffnen, aber der Hofkriegsrath hatte die Rüstungen so saumselig betrieben, daß der Herzog von Lothringen am 1. Juni nur erst den vierten Theil dieser Truppen im Lager zu Parkany (bei Gran an der Donau) versammelt fand; ein noch schwächeres Corps stand bei Szolnok an der Theiß. Bis Mitte Juni erreichten diese beiden Corps endlich die bestimmte Stärke, und der Herzog marschirte nun, nachdem er Ofen in guten Vertheidigungsstand hatte setzen lassen, mit 40,000 Mann am rechten Donauufer aufwärts gegen die Drau, während der Kurfürst von Baiern mit 23,000 Mann von Szolnok über Szegedin ebenfalls in der Richtung auf Essegg vordrang; bei Letzterem befand ich mich. Unsere Aufgabe war eigentlich, den Großvezier, welcher mit 60,000 Mann und 170 Geschützen bei Essegg stand, für seine Verbindung mit Belgrad besorgt zu machen; doch wußte Suleyman dieselbe durch die Donau hinreichend geschützt, oder traute uns genug Verstand zu, ihn nicht mit getheilten Kräften anzugreifen, kurz er nahm von unserer Demonstration keine Notiz, weshalb wir auch bald zum Herzoge stoßen mußten. Dieser hatte inzwischen den Brückenkopf bei Darda erstürmt, aber auch die Ueberzeugung gewonnen, daß ein gewaltsamer Uebergang hier nicht ausführbar sey; er wendete sich deshalb gegen Siklos, wo eine Schiffbrücke gebaut und mit doppeltem Brückenkopfe versehen wurde. Am 13. Juli traf der Kurfürst, der die Donau bei Mohacz überschritten hatte, bei Siklos ein, und zwei Tage später ging der Herzog mit dem ganzen Heere auf das rechte Ufer der Drau, worauf der Marsch über Valpo gegen Essegg fortgesetzt wurde. Wir marschirten

also senkrecht auf des Feindes linke Flanke, und glaubten deshalb in sehr großem Vortheil zu seyn, machten aber bald die Erfahrung, daß dergleichen geometrische Verhältnisse sich nur auf dem Papiere so überaus vortheilhaft ausnehmen, und in der lieben Wirklichkeit oft von sehr unbedeutendem Werthe sind.

„Unser Marsch führte meist durch Wälder und sumpfige Gegenden, und war mit großen Schwierigkeiten verknüpft. Schon am zweiten und dritten Tage nach unserem Uebergange stießen wir auf starke feindliche Parteien, so daß die Vorhut stets in schlagfertiger Ordnung marschiren mußte. Am 18. Nachmittags kamen wir in eine etwas offenere Gegend, und erblickten hier das türkische Heer in einem durch doppelte Graben und Palisadirungen stark befestigten Lager, denn er hatte inzwischen seine Front verändert. Sie sehen also, lieber Clausewitz, wie wenig das eigentlich sagen will: „den Feind in der Flanke angreifen;" — wenn man nicht geradezu aus den Wolken fällt, und der feindliche Feldherr nicht alle Vorsichtsmaßregeln vernachlässigt, wird er immer Zeit haben, uns eine starke Front statt der gehofften schwachen Flanke entgegen zu stellen.

„Da der Herzog bei Feststellung des Operationsplanes selbst darauf angetragen hatte, den Feind aufzusuchen und mit Macht anzugreifen, wo man ihn fände, suchte er am 18. und 19. Juli die Türken durch wiederholte kleine, aber immer heftiger werdende Angriffe aus ihrem Lager zu locken. Aber Suleyman wußte nicht, daß die passive Vertheidigung durchaus unzureichend sey und eines offensiven Zusatzes durch Bewegung bedürfe, wenn sie zugleich die strategischen Verbindungen sichern wolle, oder — was wahrscheinlicher ist — er glaubte nicht an diese Lehre, denn er begnügte sich, unsere Angriffe stehenden Fußes sämmtlich abzuwehren. Herzog Karl kam durch diesen türkischen Eigensinn, oder durch die Unwissenheit seines Gegners, in eine sehr schlimme

Alternative, und es blieb ihm keine andere Wahl, als entweder das feindliche Lager unter höchst ungünstigen Umständen zu erstürmen, oder auf denselben beschwerlichen Wegen den Rückzug anzutreten. Für den glücklichen Erfolg eines Angriffs gab es wenig Wahrscheinlichkeit, er entschied sich also für den Rückzug, und führte ihn mit guter Ordnung in drei Colonnen aus. Am 23. Juli standen wir wieder bei Siklos, am linken Ufer der Drau. Der Großvezier hielt diesen Rückzug anfangs für eine Kriegslist, und ließ uns nur durch einige Schwärme Tartaren verfolgen, als er aber unseren Uebergang erfuhr, überschritt auch er die Drau, und bezog ein Lager bei Darda, das er sogleich befestigen ließ. Die Hoffnung des Herzogs, den Feind hinter sich her zu ziehen und ihn auf günstigem Terrain zur Schlacht zu zwingen, wurde hierdurch abermals vereitelt, weshalb er das Gerücht aussprengen ließ: es solle zur Belagerung von Stuhlweißenburg und Erlau geschritten werden, und den Marsch nach Mohacz antrat, wo wir noch eine Schiffbrücke über die Donau hatten. Aber Suleyman ließ sich weder durch diese rückgängige Bewegung zum Nachfolgen verleiten, noch konnten wir durch Demonstrationen gegen Siklos und Szegedin seinen türkischen Gleichmuth wankend machen; er widerstand allen strategischen und taktischen Versuchungen, und blieb ganz ruhig bei Darda stehen.

„Unter mancherlei Mißhelligkeiten zwischen dem Herzoge als Generalissimus, dem Kurfürsten von Baiern und dem Markgrafen Ludwig, welche beide für den gewaltsamen Angriff stimmten, von dem der Herzog sich wenig Erfolg versprach, verstrich die Zeit bis zum 11. August, an welchem Tage wir bis an den Berg Harsan vorrückten, nur etwa eine Meile vom türkischen Lager. Wurde der Großvezier auch durch diese herausfordernde Bewegung nicht zum Angriffe gereizt, dann sollte der Rückzug

angetreten werden. Sey es nun, daß Suleyman vom Sultan inzwischen Befehl zu einer Schlacht erhalten hatte, oder durch die eingetroffenen Verstärkungen (sein Heer zählte jetzt über 80,000 Mann, das unsere kaum 60,000) anderen Sinnes geworden war, kurz er ging am 12. August plötzlich in die Offensive über.

„Wir hatten unser Heer in zwei Treffen aufgestellt, im ersten bildete das Fußvolk, im zweiten die Reiterei die Mitte. Das Terrain war durchschnitten und bedeckt, und erschwerte die freie Umsicht sehr. Der Großvezier ließ von jedem Flügel 8000 Spahis vorgehen, die Janitscharen in der Mitte sich zum Angriffe formiren, den Berg Harsan (ein großer kahler Hügel mit sanften Abhängen) nehmen und mit Geschütz besetzen, welches sogleich durch Graben und Erdaufwürfe gedeckt werden sollte. Ein Corps von 16,000 Janitscharen rückte den Abhang herunter, um jene Arbeiten zu decken. Damit aber die Geschütze wenigstens rechts und links vorbeischießen könnten, sendete Suleyman den vorgegangenen Spahis Befehl, etwas zurückzugehen. Was der Großvezier eigentlich gegen uns im Sinne hatte, ist mir niemals recht erklärlich gewesen. Doch kümmerte das den Herzog wenig. Dieser befahl jetzt einen allgemeinen Angriff mit der ganzen Reiterei, weshalb auch der Markgraf mit den 10,000 Reitern des zweiten Treffens sich durch die Mitte des ersten ziehen mußte. Der Herzog führte die Reiterei des rechten Flügels in Person gegen die Türken; mir war nach der Verwundung des Kurfürsten die des linken übertragen worden. Wir alle Drei wurden ziemlich gleichzeitig mit dem Feinde handgemein, der fast im ersten Anlaufe geworfen wurde, doch kam ich zuerst an das feindliche, zum Theil schon verschanzte Lager, welches meine Dragoner zu Fuß erstürmten. Die Bestürzung der Türken war sehr groß, und nach kurzem Widerstande ergriffen

sie die Flucht. — Mir ward die Auszeichnung zu Theil, dem Kaiser die Siegsbotschaft zu überbringen, wofür er mir sein reich mit Diamanten besetztes Brustbild schenkte. Die Unterwerfung der Ungern war die nächste politische Folge dieses Sieges, was die Türken so sehr erbitterte, daß sie im nächsten Jahre zuerst den Großvezier und dann auch den Sultan absetzten.

„Was halten Sie nun von dieser ganzen Operation, lieber Clausewitz? Hat Suleyman verständig oder unklug gehandelt? Oder sind Sie der Meinung, daß der Herzog von Lothringen anders hätte verfahren sollen?"

Diese Fragen setzten mich wirklich in keine geringe Verlegenheit. Hinter dem grünen Tische urtheilt sich's so leicht über die verwickeltsten Operationen, daß man gar schnell damit fertig zu seyn glaubt. Werden aber dergleichen Fragen von anerkannt tüchtigen Feldherren an uns gerichtet, noch dazu in Bezug auf Operationen, an denen sie selbst Theil genommen, dann kann man sich einer gewissen Befangenheit nicht erwehren, und so ging es auch mir. Indeß durfte ich dem Prinzen die Antwort nicht schuldig bleiben, und nahm mir sogar vor, selbst gegen meine Ueberzeugung zu sprechen, um seine Widerlegung meiner Ansichten zu vernehmen. Ich erlaubte mir also zunächst folgende Bemerkungen, die ich wie leichte Truppen ganz flüchtig hinwarf, um das Gefecht, oder vielmehr die Diskussion zu engagiren.

Ich. „Wenn Friedrich der Große mit seinem Heere bei Essegg und Feldmarschall Daun bei Siklos gestanden hätte, so würde Ersterer in dem Augenblicke auf das linke Ufer der Drau gegangen seyn, wo Letzterer auf das rechte ging, und das verschanzte Lager bei Essegg nur durch wenig Truppen besetzt gehalten haben."

Eugen. „Ach, ich errathe, was Sie damit ſagen wollen. Aber Sie dürfen die Perſonen nicht verwechſeln, auch nicht vergeſſen, daß wir vor dem Marſche nach Siklos einen Theil der türkiſchen Schiffbrücke verbrannten, und bei Darda einen verſchanzten Poſten hatten."

Ich. „Das erſchwert allerdings das vorgeſchlagene Gegenmanöver, ändert aber nichts in der Hauptſache. In derſelben Zeit, welche die Oeſtreicher brauchten, die Brückenköpfe bei Siklos anzulegen und auf dem rechten Ufer gegen das Lager bei Eſſegg zu marſchiren (fünf Tage), konnte die beſchädigte Brücke ganz bequem wieder hergeſtellt, und der Poſten bei Darda durch nächtlichen Ueberfall oder gewaltſamen Angriff verdrängt werden. Wollte der Großvezier ganz ſicher gehen, ſo brauchte er nur das koſtbarſte Heer- und Lagergeräthe einſchiffen zu laſſen, wozu es ihm weder an Zeit noch an Schiffen gefehlt haben kann. Dann ſtand einer Offenſivbewegung der Türken gegen Siklos kein Bedenken entgegen, die Oeſtreicher würden von ihrer Verbindungslinie mit Ofen abgedrängt worden ſeyn, und der Großvezier konnte vielleicht die verlorne Verbindung mit Stuhlweißenburg wieder herſtellen, wobei ſogar die ganze Flottille, welche den Oeſtreichern auf der Donau Lebensmittel und Munition zuführen ſollte, in große Gefahr kam."

Eugen. „Ein ſolches Manöver wäre in der That ſehr kühn geweſen, hätte uns auch in manche Verlegenheit gebracht, das mag ich nicht beſtreiten. Doch muß ich Ihnen ſagen, daß es den Türken hierzu an Manövrirfähigkeit gefehlt haben würde. Die Spahis und Tartaren machten oft auf eigene Hand ſehr raſche Züge von mehreren Tagemärſchen, wenn es unſere Verbindung zu bedrohen galt; aber ein türkiſches Heer als Ganzes bewegte ſich nur langſam, und wir würden in einem ſolchen Falle Zeit genug gehabt haben, die Gegend von Siklos wieder

zu erreichen, die Schlacht am Berge Harsan wäre dann drei Wochen früher vorgefallen, was uns nur lieb seyn konnte."

Ich. „Aber diese Schlacht würde dann unter weniger günstigen Umständen für das östreichische Heer geliefert worden seyn, weil dessen Rückzugslinie in der Verlängerung der linken Flanke gelegen haben würde. Ging die Schlacht verloren, so war das östreichische Heer einer gänzlichen Niederlage ausgesetzt, während der Großvezier immer noch den Rückzug nach Darda und seiner Brücke frei hatte."

Eugen. „Scheinbar haben Sie Recht, General, doch gab es gegen die von Ihnen geschilderten Gefahren noch einige Hilfsmittel. Die Schlacht selbst würde immer nur eine gewöhnliche Frontalschlacht gewesen seyn. Ging sie für uns verloren, dann zogen wir uns auf Fünfkirchen zurück, sendeten die Dragoner über Pecsvar und Bonyhad nach Szexard voraus, und folgten mit den übrigen Truppen langsam nach. Bei Tolna würden wir dann eine zweite Schlacht angenommen haben. Vielleicht war es aber auch möglich, bei Siklos eine Schlacht ganz zu vermeiden, und die Gegend von Mohacz oder Rata zu erreichen, wo wir es mit weniger Gefahr auf eine Waffenentscheidung ankommen lassen konnten. Ein Flankenmarsch im Angesicht der Türken hatte keine so großen Gefahren, als Sie sich vielleicht vorstellen, wenigstens nicht in einem Terrain wie das dortige.

„Aber ich kann Ihnen meine Verwunderung nicht bergen, daß Sie dem Verfahren des Großveziers keinen Beifall zollen, da er wirklich nichts Besseres thun konnte, als unseren Angriff hinter der Drau ruhig abzuwarten, und sich auf eine nachdrückliche Abwehr vorzubereiten. Die Türken zeichneten sich hauptsächlich durch hartnäckige Vertheidigung und ungestüme Angriffe von Oertlichkeiten aus, und wurden uns zuweilen durch kühne Streifzüge gefährlich. Geregelte Manöver und Schlachten aus-

zuführen, verstanden sie aber nicht. Hätten wir uns bei dem Angriffe auf ihr Lager blutige Köpfe geholt, dann würden sie gewiß einige Reiterschwärme auf dem linken Ufer der Drau gegen Siklos gesendet haben, um uns während des Rückzugs allerlei Abbruch zu thun, und weil wir das Letztere überhaupt befürchteten, ließ der Generalissimus auch sogleich einen doppelten Brückenkopf anlegen. Glauben Sie nur, daß es dem Herzoge große Ueberwindung gekostet hat, von dem Angriffe abzustehen, und den Rückzug anzutreten, denn er wußte vorher, daß die allezeit fertigen Tadler sogleich sagen würden: entweder war dieser Vormarsch eine Uebereilung, oder der Rückzug ein Beweis von Mangel an Muth. Zu verlangen, daß ein Feldherr allwissend seyn solle, ist eine Albernheit. Der Herzog konnte aber unmöglich vorher wissen, was sein Gegner thun werde, nachdem wir die Drau überschritten hatten, und es war eben so wahrscheinlich, daß er uns bis Valpo entgegen ging, und hier die Schlacht annahm, als den Rückzug gegen Belgrad antrat. Der Entschluß eines östreichischen Heerführers hängt fast immer von den Weisungen seines Regenten, oder von dem Geiste seines Heeres ab, nur selten wird er ausschließlich durch die allgemeinen strategischen Grundsätze hervorgerufen. Jene beiden Bestimmungsgründe lernt man aber erst viel später kennen, und bei Eröffnung eines Feldzugs muß jeder Heerführer einige praktische Versuche machen, um zu erfahren, ob der Gegner die Waffenentscheidung zu suchen oder zu vermeiden geneigt ist. Ich bin im Jahre 1697 auf demselben Kriegsschauplatze in ähnlicher Lage gewesen, und verdanke den Sieg bei Zenta ebenfalls nur einem Versuche, der aber glücklicher Weise zu meinen Gunsten ausfiel. So geht es im Kriege, doch wird das von den Schriftstellern viel zu wenig beachtet, weil dergleichen Zufälligkeiten nicht in ihre Systeme passen."

Auf meine Bitte, mir eine kurze Uebersicht von jenem ruhm-

vollen Feldzuge zu geben, in welchem Eugen zum ersten Male als Obergeneral gegen die Türken auftrat, begann er folgende Erzählung.

„Im Jahre 1695 hatte Mustapha II. den türkischen Thron bestiegen, und suchte den kriegerischen Geist seines Volkes auf jede Weise wieder zu beleben, wobei ihn der Großvezier Elsmas Mahomed kräftig unterstützte. Der Sultan bildete nicht nur eine ansehnliche Donauflotte, sondern ließ auch die Heerstraßen nach Belgrad in guten Stand setzen. Dieser Ort wurde zum Sammelplatz der Streitkräfte ausersehen, mit welchen Mustapha im Sommer 1697 den Feldzug eröffnen wollte, und wir hatten Ursache die Stärke des türkischen Heeres auf mehr als 120,000 Mann anzuschlagen. Nur mit großen Anstrengungen konnten wir 50,000 Mann aufbringen, mit welchen ich zwischen der Drau und Sau vorläufig Stellung nahm, aber einen Theil dieser Truppen, unter dem Prinzen Vaudemont, zur Unterdrückung eines Aufstandes der ungerischen Mißvergnügten in die Szemplener Gespannschaft senden mußte.

„Auf die Nachricht von der Ankunft zahlreicher türkischer Truppen bei Belgrad marschirte ich im Juli bis in die Gegend von Peterwardein, setzte diese Festung in guten Vertheidigungsstand, befahl dem in Siebenbürgen stehenden General Rabutin auf dem kürzesten Wege zu mir zu stoßen, zog auch Vaudemont wieder an mich, und ging auf das linke Ufer der Donau, wo ich in einer Stellung zwischen Peterwardein und Titel meine Verstärkungen zu erwarten gedachte. Hier blieb ich bis zum 21. August. Inzwischen erfuhr ich, daß das türkische Heer bei Belgrad schon über 100,000 Mann zähle, die Flotte aber aus 16 Galeeren, 30 Fregatten und 60 Tschaiken bestehe, weshalb ich befürchtete, daß der Großherr es auf die Festung Peterwardein abgesehen habe. Eben so gegründet war aber auch die

Beſorgniß, daß ein ſtarkes türkiſches Corps von Belgrad am linken Ufer der Theiß vorrücken werde, um den General Rabutin anzugreifen, dem ich befohlen hatte, die Theiß bei Kaniſa zu überſchreiten. Da ich für Letzteren mehr beſorgt ſeyn mußte, als für die Feſtung Peterwardein, marſchirte ich den 22. Auguſt über O Becſe gegen Zenta, ließ jedoch den General Nehm mit einigen Regimentern bei Titel zurück, ſowohl um dieſen wichtigen Uebergangspunkt der Theiß den Türken ſtreitig zu machen, als auch deren Bewegungen genauer zu beobachten.

„Am 28. Auguſt gingen folgende Meldungen ein. General Nehm berichtete, daß die türkiſche Flotte, von 4000 Reitern begleitet, ſich in der Richtung auf Slankament bewege, ein Theil des Heeres aber auf dem linken Donauufer gegen Titel marſchire. General Rabutin ließ melden, daß er bei Arad angekommen ſey, und noch vor Ablauf des Monats Kaniſa zu erreichen gedenke. Letzterem befahl ich ſeinen Marſch möglichſt zu beſchleunigen, ließ bei Kaniſa eine Brücke ſchlagen, ging noch in derſelben Nacht mit 15 Bataillonen Fußvolk und 7 Reiterregimentern zur Unterſtützung des General Nehm ab, und ließ die übrigen Truppen nachfolgen. Ich kam jedoch zu ſpät bei Titel an, Nehm war bereits mit Uebermacht angegriffen und geſchlagen worden, weshalb ich ihm befahl ſich auf Peterwardein zurückzuziehen. Da es für mich hier auch nichts mehr zu thun gab, kehrte ich ebenfalls nach Zenta zurück, wo General Rabutin am 31. Auguſt ſich mit mir vereinigte; mein Heer wuchs dadurch auf 40,000 Mann. Nachdem ich Szegedin in guten Vertheidigungsſtand hatte ſetzen laſſen, brach ich mit allen meinen Truppen nach Peterwardein auf, und ſtand am 7. September im dortigen verſchanzten Lager am rechten Ufer der Donau.

„Dieſer Marſch geſchah unter ſehr eigenthümlichen Umſtänden, und liefert einen neuen Beweis, daß Flankenmärſche

ſelbſt in der Nähe eines viel ſtärkeren Feindes nicht immer ſo gefahrvoll ſind, als die Theoretiker vorgeben; daß die perſönlichen und örtlichen Verhältniſſe ein viel größeres Gewicht in die Wagſchaale legen als die geometriſchen, woraus hervorgeht, daß Flankenſtellungen immer nur eine ſehr bedingte Wirkſamkeit haben, es mithin ſehr fehlerhaft ſeyn würde, ein theoretiſches Operationsſyſtem darauf gründen zu wollen; das hieße die Rechnung ohne den Wirth machen. Der Sultan hatte nämlich in der Zeit vom 29. Auguſt bis 7. September ſeinen Uebergang über die Theiß bei Titel bewirkt, und hierauf den Bau von neun Brücken über die Donau zwiſchen Titel und Peterwardein angeordnet, wozu er — wie ich vorher wußte — neun Tage brauchte, weil die örtlichen Schwierigkeiten ſehr groß ſind. Während dieſer Zeit lagerte ſein Heer in dem Winkel zwiſchen der Theiß und Donau, zum Theil durch Moräſte geſchützt. Das war auch der Hauptgrund, warum ich mich ſeinem Uebergange nicht widerſetzte. Allerdings hätte der Sultan ſich mit dieſen Maßregeln nicht begnügen, ſondern ſeine Reiterei über Temerin hinaus ſtreifen laſſen ſollen, um meine Verbindung mit Peterwardein zu unterbrechen. Unbegreiflicher Weiſe verhielt er ſich aber ganz paſſiv gegen mich, und ſo gelang es mir ungehindert und ſelbſt unbemerkt das Lager bei Peterwardein zu erreichen, wodurch der Sultan an der Belagerung gehindert, oder genöthigt wurde mich anzugreifen. Daß er, ungeachtet ſeiner mehr als doppelten Ueberlegenheit, das Letztere nicht wagte, kann als Beweis dienen, daß er entweder nicht Energie genug beſaß, oder in die Tapferkeit ſeiner Truppen noch kein rechtes Vertrauen ſetzte, auch kann Beides zuſammen gewirkt haben.

„Da aber Muſtapha II. doch etwas unternehmen mußte, ging er am 8. September plötzlich auf das linke Ufer der Donau zurück, ließ ſeine Flotte die Theiß aufwärts fahren, und

marſchirte auf Tököly's Rath am rechten Ufer dieſes Fluſſes gegen Szegedin, von wo er nach Siebenbürgen aufbrechen, und den dort kaum unterdrückten Aufſtand aufs Neue beleben wollte.

„Zum Glück erfuhr ich durch meine geheimen Kundſchafter den Zweck des Abmarſches der Türken, ſendete den Oberſten Schlick ſogleich mit 1700 Mann zu Fuß und 200 Reitern auf Umwegen nach Szegedin voraus, und folgte am 9. September dem Sultan nach, entſchloſſen ihn anzugreifen, ſobald ich eine Blöße wahrnehmen würde. Meine Truppen waren in Peterwardein auf eilf Tage mit Lebensmitteln verſehen worden. Am 10. erreichte ich O Becſe. Hätte mein Gegner die Holzbrücken, welche über die vielen Moräſte in dortiger Gegend führen, hinter ſich anzünden laſſen, ſo würde ich zu zeitraubenden Umwegen genöthigt worden ſeyn. Er ſcheint aber erſt am folgenden Tage meinen Nachmarſch erfahren zu haben, und von Kleinmuth befallen worden zu ſein; denn durch einen gefangenen Paſcha erhielt ich ſichere Kunde, daß das türkiſche Heer bei Zenta Halt gemacht habe, und Anſtalten treffe, dort über die Theiß zu gehen.

„Von O Becſe bis Zenta ſind 5 deutſche Meilen. Wollte ich die Türken während ihres Ueberganges hier angreifen, ſo war keine Zeit zu verlieren. Ich brach alſo den 11. früh auf, eilte mit der ganzen Reiterei und einigen gut beſpannten Geſchützen, deren Bedienung beritten gemacht wurde, voraus und kam Mittags 12 Uhr in der Nähe von Zenta an. Die im türkiſchen Hauptquartiere befindlichen franzöſiſchen Ingenieure hatten nur eine einzige Brücke hier zu Stande gebracht; da nun der Uebergang eines ſo ſtarken Heeres unter ſolchen Umſtänden in einem Tage nicht bewirkt werden konnte, die Gegend überhaupt ſehr eben iſt und wenig Schutz darbietet, hatten ſie für nöthig erachtet, einen Brückenkopf, und außerdem noch eine große Verſchanzung

anzulegen, in welcher wir bei der Recognoſcirung über 100 Geſchütze zählten. Die Verſchanzung ſelbſt bildete einen Halbkreis deſſen Enden ſich an den Fluß ſtützten, und war von einer meiſt doppelten Reihe leerer Wagen umgeben, da der Graben an vielen Stellen nur eine geringe Tiefe hatte. Die innerhalb der Verſchanzung ſtehenden Truppen ſchätzten wir gegen 50,000 Mann zu Fuß, aber nur einige Tauſend Reiter ſtark, denn das ſchwere Geſchütz und die Hauptmaſſen der Reiterei befanden ſich bereits auf dem linken Ufer der Theiß; die Truppen und Wagenzüge gingen aber noch fortwährend über die Brücke. Anfangs rückten uns etwa 2000 Spahis entgegen, doch griff ich ſie mit 6 Dragoner-Regimentern an, und trieb ſie in die Verſchanzungen zurück.

„So ſtanden die Sachen, als Nachmittags 2 Uhr meine übrigen Truppen ankamen, die ich ſogleich, mit dem rechten Flügel an die Theiß geſtützt, aufmarſchiren und ſich allmälig links ziehen ließ. Um 5 Uhr war unſer Aufmarſch beendigt. Mein Heer, 40,000 Mann ſtark, zur Hälfte Reiterei, und mit 80 Geſchützen verſehen, umgab die feindlichen Verſchanzungen in zwei Treffen. Im Vordertreffen ſtanden die Geſchütze und das Fußvolk, von einigen Schwadronen unterſtützt, im Hintertreffen befand ſich die Reiterei. Den rechten Flügel befehligte General Guido von Starhemberg, die Mitte Prinz Lichtenſtein, den linken — meiſt aus Reiterei beſtehenden — Flügel General Rabutin. Die geſammte Reiterei der Mitte und des rechten Flügels war an meine beſonderen Befehle gewieſen. Die Stärke der feindlichen Truppen in der Verſchanzung mochte ſich um dieſe Zeit bis auf 35,000 Mann vermindert haben, die ſich aber unter Befehl des Großveziers zur hartnäckigſten Gegenwehr anſchickten.

„Mein Entſchluß war gefaßt, denn eine günſtigere Gelegenheit zum Angriffe konnte ſich mir in dieſem Feldzuge nicht leicht wieder darbieten, da Truppen, die ſo entſchieden in der

Rückzugsbewegung bleiben und keine Unterſtützung zu erwarten haben, ſich ſelten mit großer Ausdauer ſchlagen. Gelang es mir die Brücke einzuſchießen, ſo war ein glänzender Erfolg zu erwarten. Aber ich durfte mit dem Angriffe keine Minute zaudern, denn der Tag neigte ſich bereits zum Ende.

„Bis hierher war Alles nach Wunſch gegangen, und ſelbſt das türkiſche Geſchützfeuer hatte uns im Aufmarſche wenig behindert; aber jetzt wurde ich auf eine harte Probe geſetzt. In dem Augenblicke, wo ich den Befehl zum Angriffe geben wollte, traf ein Kurier vom Kaiſer aus Wien ein, welcher mir eine Depeſche überbrachte. Ich ahnte ſogleich den Inhalt, da ſie die Antwort auf eine frühere Anfrage enthielt, die in Bezug auf mein jetziges Vorhaben nicht günſtig lauten konnte; daher ſagte ich dem Kurier, daß ich jetzt zu dringend beſchäftigt ſey, das kaiſerliche Schreiben mit der gebührenden Aufmerkſamkeit zu leſen, und daß er mir daſſelbe nach dem Angriffe überreichen, einſtweilen aber im Lager ausruhen ſolle. Wie viel ich dabei wagte, war mir deutlich, aber ich folgte hier der höheren Eingebung und ließ zum Angriffe Befehl geben.

„General Rabutin hatte die Entdeckung gemacht, daß durch ſchnelles Zurücktreten der Theiß, am äußerſten rechten Flügel der türkiſchen Verſchanzung, ein offener Raum von etwa 50 Schritten Breite entſtanden war, gegen welchen er vorzudringen beſchloß. Als er ſich hierzu in Bewegung ſetzte, ſtürzte ihm ein Schwarm Spahis entgegen, der zwar mehrere Reiter-Regimenter durch ſeinen ungeſtümen Anlauf in Unordnung und die Geſchütze in Gefahr brachte, von den nachrückenden Bataillonen aber ein ſo wirkſames Feuer erhielt, daß er ſchnell wieder umkehrte. Nun drang Rabutin mit ſeinen Truppen kräftig nach und auch ſogleich in die Verſchanzung ein, in welcher auf dieſem Punkte nur wenig Truppen ſtanden, da der Großvezier ſeine Hauptmacht

gegen meinen rechten Flügel und die Mitte aufgestellt hatte. Gleich darauf schritten auch diese Heertheile zum Angriffe. Die Wagenlinie wurde durchbrochen; das Fußvolk sprang in den Graben, die Reiterei rückte bis an den Rand desselben vor, um durch ihr Feuer die Türken von der Brustwehr zu vertreiben und deren Ersteigung zu erleichten. Die Dragoner saßen zum Theil ab, mischten sich zu Fuß unter die Stürmenden, oder waren bemüht, den Graben mit den Körpern der Getödteten zu füllen. — Während hier mit großer Anstrengung von beiden Seiten gekämpft wurde, drang General Rabutin mit dem linken Flügel gegen die Brücke vor, auf welcher bereits ein solches Gedränge entstanden war, daß Niemand mehr hinüber konnte, und die Schwächeren unter den Fliehenden von den Stärkeren in den Fluß geworfen wurden. Die Türken vertheidigten deshalb das Reduit, oder den eigentlichen Brückenkopf, mit außerordentlicher Tapferkeit, mußten aber zuletzt doch unterliegen. Was sich von Türken nun noch im Innern der größeren Verschanzung befand, wurde jetzt von allen Seiten angegriffen, verkaufte aber sein Leben theuer. Die Erbitterung unserer Truppen war so groß, daß sie Niemand Pardon gaben, und selbst die höchsten Summen als Lösegeld verschmähten. Erst Abends 10 Uhr nahm dieses Gemetzel ein Ende, und nur mit großer Mühe brachten die Obersten ihre Regimenter wieder in einige Ordnung.

„Das Resultat dieses Sieges zeigte sich uns am andern Morgen noch deutlicher. Schon in der Nacht ließ ich einige Bataillone auf das andere Ufer gehen, um die Zerstörung der Brücke zu verhindern. Mit Tagesanbruch führte ich aber das ganze Heer über die Theiß, und jetzt erst ließ sich der Verlust des Feindes beurtheilen. Ueber 10,000 Türken lagen todt auf dem Schlachtfelde, ebensoviel waren in der Theiß ertrunken, doch nur 3000 in Gefangenschaft gerathen. Unter den Todten er-

blickte man den Großvezier, 4 andere Veziere, 13 Beglerbegs, 24 Generale und 30 Oberſten. An Trophäen errangen wir 7 Roßſchweife, 423 Fahnen und 160 Geſchütze. Ueberdies fanden wir im Lager die Kriegskaſſe mit drei Millionen Gulden, einen Wagen mit zehn Frauen des Sultans, 9000 Wagen mit Munition, Waffen und Lebensmitteln, 6000 bepackte Kamele, 7000 Pferde und 15,000 Ochſen. — Ich erzähle Ihnen dieſe Einzelnheiten nicht ohne Grund, lieber Clauſewitz, da Sie ſelbſt aufmerkſam gemacht haben, daß die Größe eines Sieges durch die Größe des feindlichen Verluſtes ausgedrückt werde, was auch ganz richtig iſt; und Sie werden ſelbſt ſagen müſſen: daß man nach ſolchen Verluſten das türkiſche Heer als vernichtet anſehen konnte. Aber dieſer Sieg war auch glänzend zu nennen, nicht ſowohl der zahlreichen Trophäen wegen, als in Betracht unſeres eigenen geringen Verluſtes, der ſich nur auf 430 Todte und 1593 Verwundete belief."

Ich konnte dem Prinzen meine Bewunderung nicht verſagen, denn durch dieſen Sieg wurde die Macht des Sultans gänzlich gebrochen, und Alles was die Türken ſpäter unternommen haben, waren eigentlich nur noch die letzten Regungen ihrer politiſchen Agonie. Da mir aber in der ganzen Erzählung noch Manches dunkel geblieben war, ich mich auch erinnerte geleſen zu haben, daß der Vorfall mit der uneröffnet gebliebenen Depeſche als ein Mährchen behandelt wurde, erlaubte ich mir noch einige Fragen und erhielt darauf vom Prinzen Folgendes zur Antwort.

„Mit der Depeſche hat es ſeine vollkommene Richtigkeit, lieber Clauſewitz, ſie war, wie ich recht gut wußte, von meinen geheimen Feinden in Wien ausgewirkt worden, und enthielt

nichts Geringeres als ein förmliches Verbot, mich auf entscheidende Gefechte einzulassen. Ich schrieb deshalb wenig Tage nachher an den Minister Grafen Sinzendorf, um ihm für die geheime Weisung zu danken, die er mir in Betreff meiner Gegner gegeben hatte, und bat zugleich, beim Kaiser ein Wort zu meiner Entschuldigung zu sagen. Hat sich später in den kaiserlichen Archiven das Original dieser Depesche und der Verhandlungen über mein Verfahren nicht mehr gefunden, so will das wenig bedeuten, und es dürfte das nicht das erste Aktenstück seyn, welches die beschämten Urheber beseitigt haben. Jedenfalls wird man nicht bestreiten können, daß mir am Tage nach meiner Audienz beim Kaiser, der auf meine Entschuldigungsrede kein Wort erwiderte, durch den Grafen Schlick Stadtarrest angekündigt wurde, daß im geheimen Rathe darauf gedrungen wurde, mich, wegen angeblicher Nichtbeachtung kaiserlichen Befehls, vor ein Kriegsgericht zu stellen, mein gütiger Monarch aber dieses Ansinnen mit Unwillen zurückwies.

„Es stand allerdings in der Macht des Kaisers, wem er den Oberbefehl über das gegen die Türken bestimmte Heer übertragen wolle; nachdem ich ihn aber übernommen hatte, geziemte es nicht seinen Räthen, sondern mir zu beurtheilen, was im Augenblicke der Gefahr dem allgemeinen Besten dienlich sey. Und was war bei meinem Angriffe zu befürchten? Wurde er abgewiesen, so ging ich gegen Peterwardein zurück; große Verluste konnte ich dabei nicht erleiden, denn meine zahlreiche Reiterei sicherte mich hinlänglich gegen jede Verfolgung. Man hat zwar gesagt, daß ich das Heer der Gefahr einer möglichen Niederlage ausgesetzt habe, was den Verlust von Ungern zur Folge haben konnte. Aber so urtheilt kein verständiger General. Es gehört eben so große Sorglosigkeit als Ungeschicklichkeit in der Führung des Heeres dazu, um gänzlich geschlagen zu werden, oder we-

nigſtens ein an Tollkühnheit grenzender Uebermuth, wie man ihn zuweilen an Feldherren wahrnimmt, die zugleich regierende Herren ſind und um ihre politiſche Exiſtenz kämpfen. Ich hatte bei meinem Angriffe wenig zu verlieren, konnte aber ſehr viel gewinnen, und das Letztere war nach der ganzen Sachlage das Wahrſcheinlichere. Hätte ich den Angriff unterlaſſen, ſo verdiente ich weit mehr Tadel, als daß ich ihn unternahm, denn im Kriege muß man die günſtige Gelegenheit beim Schopfe nehmen.

„Ihre Verwunderung über den großen Erfolg meines Angriffs, lieber General, ſcheint allerdings gerechtfertigt. Aber denken Sie ſich nur in die Lage des Sultans hinein, und Sie werden Alles ganz erklärlich finden. Muſtapha iſt im Marſche nach Szegedin, macht aber bei Zenta Halt, nachdem er erfährt, daß jener Ort befeſtigt und beſetzt iſt, alſo erobert werden muß, bevor das Heer dort über die Theiß gehen kann. In der Eile kann er nur eine Brücke herſtellen, läßt aber eine doppelte Verſchanzung anlegen, die in unglaublich kurzer Zeit der Hauptſache nach fertig wird, da es ihm nicht an Arbeitern fehlt. Dieſe Vorſicht gereicht ihm oder ſeinen Rathgebern zur Ehre. Sobald die Brücke ſteht, läßt er das ſchwere Geſchütz, den größten Theil der Reiterei und des Gepäcks übergehen; das iſt ganz in der Ordnung. Dieſer Uebergang wird auch dann noch fortgeſetzt, als ich mich den Verſchanzungen gegenüber zeige, weil der Sultan nach Siebenbürgen marſchiren, nicht aber ſich mit mir ſchlagen will. Mit etwa 35,000 Mann und 100 Geſchützen glaubt er in der verſchanzten Stellung nichts befürchten zu dürfen, da er wiſſen konnte, daß ich nicht viel ſtärker war, und Grund hatte zu vermuthen, daß ich einen ernſtlichen Angriff heute nicht wagen werde. Hierin liegt durchaus nichts Tadelnswerthes, ja man kann ihm den Beifall nicht verſagen, daß er ſich in ſeinem Vorſatze nicht irre machen ließ, da er ſich Hoffnung machen durfte,

den Uebergang noch vor Einbruch der Nacht zu beenden, die Brücke hinter sich zu zerstören. Aehnliches ist oft genug unter weit erschwerenderen Umständen ausgeführt worden. Aber mein Entschluß, die Türken mit aller Macht anzugreifen, der glückliche Nebenumstand mit der Lücke am Ufer, und die Tapferkeit meiner Truppen, führten eine Katastrophe herbei, die kein Mensch vorhersehen konnte.

„Will man dem Sultan einen Vorwurf machen, so ist es der, daß er, nachdem das Gefecht im vollen Gange war, nicht sogleich Anstalten traf, die Kämpfenden nöthigen Falls unterstützen zu können. Der auf dem linken Ufer stehende Theil seines Heeres mußte also ebenfalls in Schlachtordnung gestellt, die Brücke frei gemacht werden. Es wäre aber unbillig, wenn man von dem Sultan dieselbe Umsicht und Vorsicht fordern wollte, wie man sie in ähnlichen Lagen nach vielen traurigen Erfahrungen, um ein Jahrhundert später, nur von den ausgezeichnetsten Feldherrn angewendet sieht. Von einer solchen Heerespolizei, wie sie dazu erforderlich gewesen seyn würde, hatte man damals noch keine Ahnung, am wenigsten bei den Türken.

„Auch die Ungleichheit der Verluste darf nicht befremden. Wir beschossen die Türken fortwährend in Front und beiden Flanken, kaum eine Kugel ging dabei verloren; das türkische Geschützfeuer konnte dagegen nur excentrisch wirken. Nachdem aber die Verwirrung einmal eingetreten war, verloren die Türken den Kopf. Der Sultan sahe plötzlich das sich verwirklichen, was er für unmöglich gehalten hatte, und in solchen Momenten denkt Jeder nur noch an die Rettung des eigenen Lebens, und läßt Alles im Stich. Aber gerade in dieser gänzlichen Rath- und Hilflosigkeit der Gegner liegt die Ursache meines großen Erfolgs."

Ich wagte nicht, dem Prinzen zu widersprechen, doch drängte sich mir die Bemerkung auf, daß die Tugenden und Fehler der Feldherrn oft aus ganz nahe liegenden Quellen entspringen. Ist man einmal entschlossen, den Rückzug anzutreten oder fortzusetzen, überhaupt den Kampf zu vermeiden, so muß man diesem Vorsatze auch treu bleiben, ohne sehr triftige Gründe ihn nicht ändern. In dieser Lage befand sich der Sultan. Aber sein scheinbar sehr richtiges Benehmen bis zum Eintritt der Katastrophe entsprang am Ende doch nur aus türkischer Indolenz, die man mit Festigkeit des Willens oder besonnenem Ueberblick nicht verwechseln darf. Ein zur Indolenz geneigter Anführer wird allerdings weniger oft seine Ansichten ändern, sich nicht leicht durch Etwas irre machen lassen, oder aus Uebereilung Fehler begehen, was man bei Anführern von lebhaftem und beweglichem Geiste viel häufiger wahrnimmt. Er wird aber auch in kritischen Lagen, wo schnelles und entschlossenes Handeln und eine gewisse Voraussicht von dem, was die nächsten Momente bringen können, dringend geboten wird, nicht leicht das thun, was die Umstände erfordern, von den Ereignissen mithin überrascht werden. So ging es bei Zenta dem Sultan.

Auf ähnliche Weise verhält es sich auch mit der Tapferkeit. Sie ist ohne Zweifel eine der unentbehrlichsten kriegerischen Tugenden, kann aber dessen ungeachtet zum Fehler werden, sobald sie in Kampfbegierde ausartet, womit der große Haufe sie nur zu oft verwechselt. Auch die Kampfbegierde kann zuweilen unentbehrlich seyn, wenn es nämlich auf Vernichtung der Streitfähigkeit eines zwar zahlreichen, aber muthlosen oder ungeübten Gegners abgesehen ist, und die Geschichte lehrt uns, was durch sie möglicher Weise zu bewirken ist. Solche Beispiele gehören aber schon zu den seltenen Fällen. Im gewöhnlichen Verlaufe des Krieges muß die Kampflust sich der Umsicht des Feldherrn

unterordnen, und darf nur bei den Truppen und den Befehlshabern der untersten Ordnung wahrzunehmen seyn. Hier schadet sie weniger und kann durch die Disciplin in den nothwendigen Schranken gehalten werden. Aber ein höherer Befehlshaber, der mehr tapfer als klug und umsichtig ist, wird leicht ins Verderben rennen, und seine Mittel erschöpft haben, bevor er den Zweck erreichte. Prinz Eugen vereinigte diese Eigenschaften in einem hohen Grade, und gesteht selbst, diese Harmonie der kriegerischen Seelenthätigkeit dem Herzoge von Lothringen zu verdanken, der ihn frühzeitig auf die hohe Wichtigkeit dieser Art von Selbstbeherrschung aufmerksam machte. Der Sieg bei Zenta war ein Produkt der Kühnheit und der Umsicht in der höchsten Bedeutung. Allerdings kam dem Prinzen die Kenntniß von dem Charakter seiner Gegner sehr zu Statten, und er konnte schon mit einiger Sicherheit darauf rechnen, daß er es höchstens mit der kleineren Hälfte des türkischen Heeres zu thun haben werde. Aber diese Hälfte befand sich doch immer in einer sehr guten Verfassung, und es gehörte viel Muth und Zuversicht dazu, die stark verschanzte und mit Kanonen bespickte Stellung anzugreifen.

Wollen wir aufrichtig seyn, mein Freund, so müssen wir gestehen, daß die Ursachen glücklicher Erfolge im Kriege mehr im gestörten Gleichgewicht der moralischen Potenzen, als in anderen Dingen gesucht werden müssen, und daß die Betrachtung der anderen wirkenden Kräfte nur eben nothwendig ist, um ihren Werth nicht zu überschätzen. Den Exponenten der moralischen Kräfte findet man aber meist erst im Kampfe selbst, und das Gleichgewicht oder Uebergewicht derselben stellt sich selten eher heraus, als nachdem man mit dem Gegner einige Zeit in taktischem Konflikt gewesen ist. Dieses Verhältniß möglichst früh zu entdecken, muß daher den Feldherrn vorzugsweise beschäftigen,

und es gehört gewiß ein ſehr geübtes geiſtiges Auge dazu, mitten im Verlauf des Kampfes den Schein von der Wahrheit zu unterſcheiden, überhaupt dieſen Gegenſtand nicht aus dem Auge zu verlieren. Darin beſteht zum großen Theil der Werth der Kriegserfahrung. — Doch ich vergeſſe, daß ich Dir damit nichts Neues ſage, und will meine Epiſtel für heute ſchließen.

Sechszehnter Brief.

Olymp, den 13. Januar 1838.

Abendgesellschaft bei der Minerva; ihr Urtheil über das Thun und Lassen der Deutschen; Mars und Bellona im geheimen Bunde gegen dieselben. — Debatte über die besten Vertheidigungsarten großer Flüsse. Des Verstorbenen Theorie der Flußvertheidigung; Einwürfe dagegen und Widerlegung derselben. Es wird eine Eisenbahn am rechten Ufer des Oberrheins beantragt.

Vor einigen Tagen war große Abendgesellschaft bei der Minerva, an welcher auch ihre Geschwister Theil nahmen, was höchst selten geschehen soll. Merkur, der wie gewöhnlich die Einladung überbrachte, vertraute mir, daß Minerva gesonnen sey, eine wissenschaftliche Unterhaltung damit zu verbinden, sich aber noch nicht erklärt habe, ob sie hierzu noch besondere Einladungen ergehen lassen, und den Gegenstand der Diskussion bestimmen wolle, oder ob es dem Zufalle anheimgestellt bleiben solle, wie die Unterhaltung sich gestalten werde. „Sie scheut sich ein wenig vor den Neckereien ihrer Geschwister," setzte Merkur hinzu, „denn Mars läßt keine Gelegenheit vorbeigehen, seine gelehrte Schwester zu schrauben, und wird dabei von Bellona sehr unterstützt. Das ist auch ganz natürlich, denn Sie müssen schon längst wahrgenommen haben, daß die beiden Letzteren das Prinzip des Angriffs repräsentiren, Minerva hingegen die Vertheidigung vertritt, die aber kein stilles Dulden seyn soll, sondern ein Schild gebildet aus geschickten Streichen. Das ist ja wohl Ihr Kunstausdruck, Herr General, nicht wahr?" — Der schlaue Götterbote sahe mir bei diesen Worten schalkhaft lächelnd ins Gesicht, und sagte beim Weggehen: „ich wünsche Ihnen viel

Glück bei dieſem Geſchäft, Minerva wird es Ihnen Dank wiſſen.“ Ich glaube Dir ſchon einmal geſchrieben zu haben, mein alter Freund, daß Merkur hier eine ſeltſame Rolle ſpielt, von den Göttern zwar nicht ſehr geachtet, von den übrigen Bewohnern des Olymps, ſeiner Schlauheit und Doppelzüngigkeit wegen, aber faſt gefürchtet wird. Nur die geſalbten Häupter machen nicht viel Umſtände mit ihm, da ſie insgeſammt unter Jupiters beſonderer Aegide zu ſtehen ſcheinen, und die Halbgötter ihnen nichts anhaben können. Merkurs letzte Worte ſchienen mir nicht ohne Abſicht hingeworfen zu ſein, doch ſuchte ich vergebens ihren geheimnißvollen Sinn zu errathen. Gedankenvoll näherte ich mich dem Schreibtiſche, durchblätterte mechaniſch die Protocolle über unſere früheren wiſſenſchaftlichen Verhandlungen, las die Regiſtrande durch, und war nicht wenig überraſcht, das Wort „Flußvertheidigung“ in Flammenzügen darin zu finden, die ſich aber, nachdem ich dieſes Wort im Tone der Verwunderung laut ausgeſprochen hatte, augenblicklich in gewöhnliche Schriftzüge wieder verwandelten.

Das iſt ein Wink der Minerva, dachte ich bei mir ſelbſt, ſie will mir dadurch zu verſtehen geben, daß dieſer Gegenſtand heute zur Sprache kommen werde, und mir Zeit verſchaffen auf die Diskuſſion mich vorzubereiten. Ich habe über dieſen Gegenſtand allerdings meine beſonderen Anſichten, die mit denen meiner Vorgänger ſtark im Widerſpruche ſtehen *), indeß hoffe ich ſie doch gegen Jedermann zu vertheidigen. Schon war ich

*) Nicht ſo ſehr als der Verfaſſer glaubt, denn ſchon General Rogniat in ſeinen Considérations sur l'art de la guerre, und Heinrich von Brandt in ſeinem „Handbuch für den erſten Unterricht in der höheren Kriegskunſt“ (Berlin 1829) haben zu beweiſen geſucht, daß bei großen Flüſſen die Vertheidigung ſtärker ſey als der Angriff.

Anmerkung des Herausgebers.

im Begriff nach meiner Bibliothek zu gehen, um ſchnell ein wenig nachzuſehen, was ich und Andere zu Gunſten der Flußvertheidigung insbeſondere angeführt, als General Valentini eintrat mich abzuholen, die Lektüre mußte alſo unterbleiben, denn ich mochte mein Geheimniß nicht verrathen.

Der ſogenannte Tempel der Minerva liegt in dem Theile der olympiſchen Vorſtadt, welchen die Franzoſen das quartier latin nennen. Mars hat ebenfalls einen Tempel in der Vorſtadt, und die Franzoſen bilden ſich nicht wenig darauf ein, daß man dieſen Stadttheil das quartier français zu nennen pflegt. Dieſe Tempel ſind aber nichts anderes als ihre Dienſthôtels, die nur zu Zeiten von ihnen bewohnt werden, um den Verkehr zu erleichtern. Valentini ſchlug mir vor, den Weg zu Minervens Tempel zu Fuß zurückzulegen, was mir ganz recht war. Als wir aber an das Hauptthor kamen, wurden wir bedeutet, daß Minerva ihre Gäſte heute im Winterpalais empfange, d. h. im hohen Olymp. Verwundert darüber, ſahen wir die Einladungskarten genauer an, und erkannten bald unſeren Irrthum. Aber unſere Verlegenheit war nicht gering, denn in den hohen Olymp gelangt man nur durch Luftſchiffe, die ſämmtlich unter Merkurs Befehl ſtehen, der die ganze Geſellſchaft, uns Beide ausgenommen, bereits an Ort und Stelle gebracht und die Schiffe dort gelaſſen hatte. Es war uns mithin jede Gelegenheit benommen, der erhaltenen Einladung Gehorſam zu leiſten. Mißmuthig hierüber, wollten wir den Heimweg antreten, als Merkur plötzlich vor uns ſtand, allerhand Entſchuldigungen machte, uns den Verſammlungsort nicht genannt zu haben, und ſogleich Anſtalten traf, uns dahin zu bringen. Dieß Alles war jedoch kein bloßer Zufall, ſondern ein verrätheriſcher Streich von dieſem loſen Buben, der, wie ich ſpäter erfuhr, von Mars geheime Inſtruktion hatte, meine Ankunft wo möglich zu verzögern.

Als wir das Winterpalais Minervens betraten, erblickten wir in den endloſen Sälen eine ſehr zahlreiche Geſellſchaft von mehr als zwanzigtauſend berühmten Generalen, Gelehrten und Künſtlern aller Nationen. Wir durchſchritten dieſe glänzend erleuchteten Räume, deren Gaskerzen die Seufzer eines halben Jahres von allen franzöſiſchen Windbeuteln enthalten mochten *), ſo ſchnell als es der Anſtand erlaubte, um der hohen Wirthin unſeren Reſpekt zu bezeigen. Minerva ſaß zwiſchen Mars und Bellona, mit denen ſie in lebhaftem Wortwechſel begriffen war, gab uns mit der Hand einen Wink entfernt zu bleiben, ließ mir aber bald darauf durch Apollo ſagen, daß ich ſie in ihrem Kabinet erwarten ſolle, wohin ich durch eine geheime Treppe geführt wurde.

Die Göttin ließ lange auf ſich warten, und da man mich ganz allein gelaſſen hatte, blieb mir Muße genug, meinen Augen freies Spiel zu gönnen. Was aber meine Blicke am ſchnellſten feſſelte, war eine große Wandkarte, welche das Stromgebiet des Rheines enthielt. Nahe dabei ſtanden mehrere kleine Tiſche, mit franzöſiſchen Broſchüren angehäuft, deren Inhalt ſich ausſchließlich mit Entwürfen zur Eroberung des ganzen Landes auf dem linken Rheinufer beſchäftigte. Einige von den Verfaſſern dieſer Schriften wollten ſich aber auch damit noch nicht begnügen, und ſuchten die Nothwendigkeit zu beweiſen, ſich auch des Schwarzwaldgebirges und aller am rechten Rheinufer gelegenen Feſtungen und Städte zu bemächtigen.

Als ich noch in Betrachtungen darüber verſunken war, trat **Minerva** durch eine verborgene Tapetenthür in das Kabinet, befahl mir, Platz an ihrer Seite zu nehmen, und ſprach zu mir in folgenden Worten: „Ihr Deutſchen ſeyd ein gar gemüthlich

*) Man leſe den ſiebenten Brief.

Anmerkung des Herausgebers.

und gelehrtes Volk, weshalb ich Euch immer geliebt habe, aber noch sehr schwerfälliger und langsamer Natur, obschon es Euch nach so vielen bitteren Erfahrungen endlich klar geworden seyn muß, daß alle Wissenschaft und Kunst Euch im Stiche läßt, sobald nicht die nöthige Portion Willenskraft, Klugheit und Entschlossenheit dazu gethan wird. Bei aller historischen Vielwisserei, womit Ihr Euch gern zu brüsten pflegt, bei aller Vorliebe für klassische Studien, versteht Ihr doch sehr wenig praktischen Nutzen daraus zu ziehen. Die Blüthe Eurer männlichen Jugend muß griechisch und lateinisch lernen, soviel nur in die Köpfe gehen will, um nachher Entwürfe zu der bestmöglichsten Staatsverfassung machen, lange Reden halten zu können, und was dergleichen mehr ist. Aus der Geschichte der Griechen und Römer zieht Ihr aber dennoch wenig gute und praktische Lehren. Daß die Franzosen gern die Rolle der alten Römer spielen und, wie diese damals die gelehrten Griechen, Euch Deutsche unter das französische Joch bringen möchten, das entgeht Eurem vielgerühmten Scharfsinn, und wenn ja einmal Einem unter Euch diese Besorgniß überfällt, so berufen sich die Anderen sogleich auf — die Staatsverträge, und halten dergleichen politische Uebergriffe für Unmöglichkeiten. Reifen die klassischen Jünglinge zu Männern heran, und finden sie nicht bald ein einträgliches Amt, dann werden sie unzufrieden, platonisiren sich in neue Staatsverfassungen hinein, erblicken in der nothwendigen gesetzlichen Strenge, welche keine Regierungsform entbehren kann, eine unerträgliche Härte, werden Demagogen im schlimmeren Sinne, fühlen sich unglücklich, wandern aus, oder bahnen sich den Weg zu irgend einem Staatsgefängniß, wo man ihnen Zeit giebt, über ihre ultramontanischen Thorheiten nachzudenken.

„Ihr hattet einmal in Preußen einen König, der sich auf die Behandlung der Franzosen besser verstand als sonst Jemand;

bald schmeichelte er ihrer Eitelkeit, bald bewies er ihnen große Geringschätzung, und züchtigte sogar die einflußreichste unter den Maitressen Ludwigs XV. mit der Geisel der Satyre. Nebenbei schlug er aber auch die französischen Heerführer bei mancher Gelegenheit auf das Haupt. Hätte damals ganz Deutschland Friedrich dem Großen gehorsamt, so konnte der Spieß umgekehrt, und den Franzosen das ganze Land wieder entrissen werden, was ehedem zu Deutschland gezählt wurde. Aber statt dessen suchte man diesen König zu demüthigen, sein Land zu zerstückeln, und rief dabei Franzosen und Russen zu Hilfe. So kurzsichtig, engherzig und egoistisch war zu jener Zeit die Politik der deutschen Machthaber.

„Mein Bruder Mars hatte damals noch eine große Vorliebe für die Deutschen, insbesondere für Euch Preußen, und wir Beide waren gesonnen, durch glückliche Kriege Euch groß und mächtig zu machen. Aber Ihr Deutschen zerfielt bald nachher wieder in dieselbe Lethargie und Uneinigkeit. Auf jedem Blatte Eurer Geschichte steht mit großen Lettern: „versäumte Gelegenheiten zur Nationaleinheit und Größe.“ Die Folge davon ist bekannt. Mars und ich wurden deshalb zusammen darüber einig, daß Ihr nur durch Napoleons Zuchtruthe gebessert werden könntet, die wir Euch deshalb auch eine Zeit lang empfinden ließen. Das Mittelchen zeigte sich probat, und durch unseren Beistand gelang es Euch, die übermüthigen Franzosen für ihre alten und und neuen Vergehen zu züchtigen. Die Verständigsten und Umsichtigsten unter Euch waren klug genug zu beantragen, daß die den Franzosen abgeforderten Entschädigungssummen zur fortifikatorischen Verstärkung Eurer westlichen Grenzen verwendet werden sollten, was auch in der That beschlossen wurde. Kaum hattet Ihr aber diesen weisen Beschluß gefaßt, so begingt Ihr wieder den alten Fehler, Euch über die

Art der Ausführung nicht einigen zu können. Die Sache wurde also vorläufig vertagt, das Geld zu sehr mäßigen Zinsen verliehen, wodurch Ihr den Grund zu dem unermeßlichen Reichthume eines Handelshauses legtet, das sich später zum Schatzmeister fast aller deutschen Fürsten erhob, und dadurch nicht geringen Einfluß auf die auswärtige Politik Deutschlands erlangte.

„Als fünfzehn Jahre nach dem zweiten Pariser Frieden in Frankreich und den vereinigten Niederlanden abermals eine Revolution ausbrach, erndtetet Ihr einen Theil der schlimmen Folgen Eurer Versäumnisse und politischen Verkehrtheiten. Die Propaganda hielt Euch im Schach! Das war bedauernswürdig! Inzwischen wurden doch auch einige Auswüchse Eurer Staatsverfassungen beschnitten, das war nothwendig und gut. Aber kaum ging die Staatsmaschine wieder ohne erhebliche Friktion, so trat auch wieder das alte Uebel hervor, Ihr konntet vor lauter Vielrednerei und Vielschreiberei nicht zum Handeln kommen. Immer nur nach dem Allerbesten strebend, war Euch das Gute zu schlecht. Der leidige Optimismus verhinderte Euch, zum Nothwendigen zu schreiten, und die Westgrenze ist immer noch ohne gnügenden Schutz, Euere Wehrverfassung mangelhaft, obschon Ihr seit 22 Jahren über Festungsanlagen und Verbesserungen im Heerwesen brütet.

„Mars, fortwährend von Bellonen angetrieben, hätte Euch schon längst wieder einmal die Franzosen über den Hals geschickt, denn seine Geduld ist zu Ende; doch hat er bisher meinen Bitten um Nachsicht Gehör gegeben, und die Franzosen deshalb auf Algerien verwiesen. Da diese aber ihre Rechnung dort nicht finden, wollen sie sich in Deutschland für die gehabten Opfer entschädigen, und mein Bruder ist mehr als je geneigt, ihnen dabei hilfreich die Hand zu bieten. Wären Eure Grenzen besser geschützt, so würde ich nicht viel dagegen einzu-

wenden haben, denn ein Krieg hat zwar viel Uebel, aber auch viel Gutes in seinem Gefolge, er stählt die moralische Kraft der Völker und vertilgt das Unkraut in den Heeren. Aber der Ausgang eines solchen Kampfes ist sehr zweifelhaft, und Ihr seyd noch gar nicht in der Verfassung, den Strauß mit Ehren zu bestehen.

„Vor Allem handelt es sich darum, am Rheine eine tüchtige Vertheidigung zu organisiren, und den theoretischen Absurditäten entgegenzutreten, welche Euere Gelehrten darüber mit großer Selbstgefälligkeit zu Tage gefördert haben. Ich habe Euch deshalb hierher beschieden, General Clausewitz, um auf die öffentliche Meinung zu wirken, denn Euere Ansichten über Flußvertheidigung halte ich für die besten, und es kann kein solches Unternehmen gelingen, ohne dazu ein gegründetes Vertrauen zu haben. Besprecht Euch also mit Eueren Freunden, verständigt Euch über die zweckmäßigste Verfahrungsart, und laßt Euch nicht durch falschen Schimmer bethören. Doch muß ich Euch bei diesen Berathungen große Vorsicht in der Wahl der Personen empfehlen, die Ihr dazu ziehen wollt, denn mein Bruder will ebenfalls ein Comité bilden, um die beste Verfahrungsart bei Erzwingung des Ueberganges auszumitteln. Er kennt Euere Theorie, fürchtet Euere Ueberredungsgabe, und hatte deshalb einen Versuch gemacht, Euch von der heutigen Versammlung entfernt zu halten, doch kam ich zum Glück noch dahinter, und habe den Schlingel von Merkur für seine Hinterlist hart gezüchtigt. — Nun gehet frisch an's Werk, und seyd meiner Gnade versichert. Apoll hat die Weisung Euch und alle die Herren, welche an der Berathung Theil nehmen wollen, ungesehen in den grünen Salon zu führen, wo Ganymed Euch den edelsten Johannisberger kredenzen wird, damit Ihr über die scholastischen Spitzfindigkeiten der Vertheidigungstheorie desto leichter hinweg-

kommt, und für die Erhaltung des Rheines noch mehr begeistert werdet. Jetzt spütet Euch und bringt etwas Vernünftiges zu Stande."

Noch niemals hatte die Göttin mich einer so langen und vertraulichen Anrede gewürdigt, und ich fühlte mich durch das mir bewiesene Vertrauen nicht wenig geehrt. Unschlüssig über die Wahl der Personen, die ich zur Berathung ziehen wollte, durchstreifte ich die Säle, in welchen sich überall zahlreiche Gruppen gebildet hatten, die im eifrigsten Gespräche waren. Mars und Bellona waren bald hier bald dort, nahmen Theil an der Unterhaltung, warfen sich im Begegnen zuweilen verstohlene Blicke zu, und schienen sehr vergnügt zu seyn. Fast alle anwesende französische Generale drängten sich vorzugsweise in ihre Nähe. — Apoll war mir auf dem Fuße gefolgt, und verlangte wiederholt die Namensliste. Endlich gab ich ihm den Bescheid: er solle sich jeder Gruppe nähern, an alle Diejenigen, welche der Unterhaltung ein aufmerksames Ohr liehen, ohne selbst daran Theil zu nehmen, die Frage richten: „ob der Angriff stärker sey als die Vertheidigung?" und die Verneinenden in den Salon führen, doch aber dafür sorgen, daß Alle maskirt erschienen.

Nach Verlauf einer halben Stunde hatten sich im grünen Salon gegen fünfzig Personen eingefunden, welche Zahl mir vollkommen genügend erschien. Ich nahm deshalb den Platz des Vorsitzenden ein, eröffnete in kurzen Worten den Zweck dieser außerordentlichen Versammlung, und forderte die Anwesenden auf, sich über den fraglichen Gegenstand auszusprechen, worauf sich folgende Debatte entspann.

Erster Sprecher. „Als Marschall Türenne 1675 den Rhein.....

Ich. „Es thut mir leid den ehrenwerthen Sprecher mit der Bemerkung unterbrechen zu müssen, daß der Marschall und seine berühmte Flußvertheidigung heute aus dem Spiele zu lassen ist. Wir haben jetzt keine Zeit, die Geschichte der Flußvertheidigungen zu recapituliren; es handelt sich ausschließlich um das zweckmäßigste Verfahren für die Gegenwart oder nächste Zukunft, und sollte Jemand Beispiele zur Bekräftigung seiner Ansichten anführen zu müssen glauben, so darf damit nicht weiter als höchstens bis zum französischen Revolutionskriege zurückgegangen werden. Da aber die politischen Verhältnisse der Uferstaaten jederzeit den stärksten Einfluß geübt haben, thun wir unstreitig am besten, den jetzigen Zustand der Rheinlande anzunehmen, oder den Gegenstand ganz in abstracto zu behandeln."

Erster Sprecher. „Ich bin das sehr zufrieden, und werde daher meine Ansichten über die Vertheidigung großer Flüsse vorerst im Allgemeinen darlegen. — Es giebt vier Verfahrungsarten, die im Laufe der Zeit alle nach einander zur Anwendung gekommen sind. 1) Der örtliche Widerstand auf allen Punkten, wo ein Uebergang des Feindes denkbar ist, was aber eine große Vereinzelung der Kräfte zur Folge hat. 2) Die bloße Beobachtung der zu vertheidigenden Flußstrecke, und Konzentrirung der Streitkräfte im Mittelpunkte, was besser ist. 3) Die Aufstellung auf beiden Ufern, mit ziemlich gleichmäßig vertheilten Kräften. 4) Die Aufstellung des Ganzen auf dem feindlichen Ufer, mit Zurücklassung schwacher Beobachtungsposten auf dem unserigen. — Die beiden erstgenannten Vertheidigungsarten haben den Zweck, dem Feinde das Überschreiten des Flusses zu wehren; die beiden letzteren sollen zwar nicht das Ueberschreiten, doch aber das weitere Vorschreiten des Feindes auf unserem Ufer hindern, indem man auf dessen Verbindung wirkt. Es ist aber unerläßlich hierbei, daß man selbst einen gesicherten Ueber-

gangspunkt habe, der uns am Rheine jetzt nicht mehr fehlt Ich stimme also für die Annahme des zuletzt genannten Vertheidigungssystems, das ich unbedingt für das stärkste halte."

Zweiter Sprecher. „Ein Fluß, der als Vertheidigungslinie im Großen, als strategische Barriere dienen soll, muß schwer zu überschreiten seyn, der Brückenbau zeitraubende Vorkehrungen nöthig machen. Ist das der Fall, dann sehe ich den Nutzen nicht ein, den es haben kann, selbst über den Fluß zu gehen, um auf des Feindes Verbindung zu wirken. Man würde sich hierdurch des Vortheils begeben, ein starkes Annäherungshinderniß vor sich zu haben, und darf doch niemals mit Sicherheit darauf rechnen, daß die Bedrohung der feindlichen Verbindung eine genügende Wirkung hervorbringen werde."

Dritter Sprecher. „Es würde wohl vor Allem zu unterscheiden seyn, ob das Heer den Fluß, oder der Fluß das Heer vertheidigen soll; im erstern Falle muß die Aufstellung des Heeres auf dem feindlichen, im letzteren auf unserem Ufer genommen werden. Alle andere Maßregeln sind nachher nur Modifikationen, oder auch Potenzirungen des gewählten Vertheidigungssystems."

Vierter Sprecher. „Ich glaube, daß man eben so sehr auf die Kühnheit und Geschicklichkeit des Angreifers Rücksicht zu nehmen hat. Ist derselbe in einer energischen Offensive begriffen, und fehlt es ihm nicht an Kräften, dieselbe auch nach dem Ueberschreiten des Flußes mit Aussicht auf Erfolg fortzusetzen, dann möchte eine Stellung auf dem feindlichen Ufer kaum zu empfehlen sein, selbst wenn sie zu den sehr starken gehören sollte. Der Feind hat unter solchen Umständen die Macht sich zu theilen, uns zu beschäftigen, festzuhalten, während er seinen Uebergang auf einem etwas entlegenen Punkte dennoch bewerkstelligt,

und nach Gefallen weiter vordringt. Liegt es hingegen nicht in seinem Operationsplane, die Offensive jenseit des Flusses fortzusetzen, — was sich mit einiger Gewißheit vorhersehen läßt — dann mag eine Stellung auf dem feindlichen Ufer ganz gut seyn, weil eine so zuversichtliche Haltung immer vortheilhaft auf die eigenen Truppen wirkt, und die Gefahr, mit Uebermacht angegriffen zu werden, nicht mehr vorhanden ist."

Fünfter Sprecher. „Die Verhältnisse mögen seyn welche sie wollen, die Aufstellung des Vertheidigers auf dem feindlichen Ufer wird immer die meisten Vortheile gewähren, besonders wenn man angemessene Bewegungen im offensiven Sinne damit verbindet. Bei der Ungewißheit, welchen Punkt der Feind zum Uebergange ausersehen hat, und bei der Schwierigkeit denselben in Zeiten zu entdecken, wird man bei direktem Widerstande auf dem eigenen Ufer immer zu spät, in der Regel auch zu schwach ankommen, um den Uebergang des Feindes noch hindern zu können. Hat man aber selbst einen gesicherten Uebergangspunkt, begiebt man sich mit ganzer Macht auf das feindliche Ufer, marschirt man auf demselben in der Richtung gegen den Feind, so ist man sicher, ihn nicht zu verfehlen. Sollte dieser aber wirklich schon übergegangen seyn, dann steht man ja in seinem Rücken, bedroht seine Verbindung, hängt sich wie Bleigewichte an seine Fersen, und nöthigt ihn wohl gar zur schleunigen Rückkehr, wobei er mit Vortheil von uns angegriffen werden kann."

Sechster Sprecher. „Diese Vertheidigungsart nimmt sich so keck, und doch dabei so wissenschaftlich aus, daß man sie die „elegante" nennen könnte. Da aber Eleganz leicht an Fatuität hinstreift, und diese im Kriege nicht so leicht verziehen werden dürfte als in einer Gesellschaft, so ist vor solchem Beginnen ernstlich zu warnen. Der Angreifer müßte ein zweiter Plump vom Pommernland seyn, wenn er so albern wäre, über den Fluß zu

gehen, ohne seinen Gegner zuvor unschädlich gemacht zu haben. Hierzu stehen ihm verschiedene Wege offen. Bleiben wir bei der schon früher angenommenen Voraussetzung, daß es sich um das Verhindern einer energischen Offensive handelt — weil ohne diese für den Feind kein Grund ist, sich den Gefahren eines Ueberganges auszusetzen — so wird es dem Vorgehenden auch nicht an einem merklichen Uebergewicht fehlen, das ebensowohl in Kräften der Intelligenz und des Muthes, als bei gleichen moralischen Potenzen in der Ueberzahl bestehen kann. Ueberlegenheit in jeder Beziehung, was man in der Wirklichkeit sehr häufig antrifft, würde den Vorgehenden natürlich noch mehr begünstigen. Wenn dieser nun sein Uebergewicht anfangs dazu anwendet, den Vertheidiger selbst aufzusuchen, anzugreifen und zu schlagen, so ist dessen Lage fast eine trostlose zu nennen, denn entgeht er auch vielleicht einer Niederlage, kommt er mit mäßigem Verlust über den Fluß zurück, so hat er doch einen großen Theil der früheren Zuversicht und Schlagfähigkeit eingebüßt, und wird beim nächsten Zusammentreffen mit dem Gegner noch schwächeren Widerstand leisten, den Uebergang aber nun nicht mehr hindern können. Auf solche Weise sich en prise zu setzen, ist nur beigroßer, früher schon erkannter Ungeschicklichkeit des feindlichen Heerführers zu entschuldigen.

„Doch ich will diesen schlimmsten Fall nicht gelten lassen, sondern annehmen, daß der Vorgehende seinen Gegner mit einem überlegenen Angriffe nur bedroht, doch aber ihn festhält, während anderwärts die nöthigen Vorkehrungen zum Uebersetzen getroffen werden; daß, sobald jene Vorkehrungen beendigt sind, die Truppen allmälig, aber schnell und unbemerkt dahin aufbrechen, die stehengebliebenen hingegen ihre Angriffe erneuern, bis endlich der Uebergang zum Theil bewirkt ist, und der Gegner auf dem diesseitigen Ufer nur noch beobachtet zu werden braucht *). Wahr

*) Gerade so verfuhr General Moreau im Feldzuge 1796 gegen den General Wurmser. Letzterer stand bei Mannheim auf dem linken Rhein-

ist es allerdings, daß derselbe nun etwas mehr Freiheit der Bewegung bekommt, und diese benutzen kann, gegen die Brücken zu marschiren. Aber ein Marsch dahin und ein Angriff darauf sind ganz verschiedene Dinge, die man nicht mit einander verwechseln darf. Große Flußthäler, wie das Rheinthal, haben eine Menge fast in senkrechter Linie einfallender Nebenflüsse, welche oft sehr gute Vertheidigungslinien darbieten. Diese wird der Vorgehende wahrscheinlich benutzt haben, um sich gegen dergleichen Flankenangriffe auf beiden Ufern zu schützen. Man darf also nicht voraussetzen, daß der bloße Anmarsch des Vertheidigers gegen die Brücken des Uebergehenden, sogleich eine strategische Wirkung äußern, den Feind zum Stillstand, oder wohl gar zur Rückkehr nöthigen werde. Und läuft der Vertheidiger nicht auch selbst Gefahr, wenn er sich mehrere Tagemärsche von seinem Uebergangspunkte entfernt, und beharrlich auf einem Ufer bleibt, wo für ihn nur Dornen aber keine Rosen mehr blühen? Was wird er thun, wenn der Feind am andern Ufer inzwischen mit Kühnheit vordringt, die schutzlosen Kriegsvorräthe wegnimmt, die sich sammelnden Reserven verjagt, große Geldsummen ꝛc. erhebt? — Man könnte hierauf erwiedern, daß man ja dem Feinde ebenfalls dergleichen Verluste bereiten könne, wodurch die Sachen sich ausglichen, was gewiß kein ungünstiges Resultat der Vertheidigung genannt werden dürfe. Aber hat man das so ganz in seiner Gewalt? Wer steht uns überhaupt dafür, daß nicht eine feindliche Reserve-Armee inzwischen anrückt, uns den Rückzug nach dem eigenen Uebergangspunkte verlegt? Und muß man eine solche Maßregel des stärkeren Feindes nicht erwarten?"

---

ufer, und ließ sich mit der Hauptmacht hier so lange festhalten, bis General Desaix mit etwa 25,000 Mann bei Straßburg auf das rechte Ufer gegangen war, worauf die übrigen Divisionen ebenfalls dahin abrückten.

Anmerkung des Herausgebers.

Siebenter Sprecher. „Auch ich kann mich mit einer Stellung auf dem feindlichen Ufer nicht einverstanden erklären; ein solches Verfahren ziemt sich allenfalls für einen Parteigänger, der dort ganz an seinem Platze ist, und sich durch große Thätigkeit und kühne Streifereien sehr nützlich machen kann, nicht aber für den Befehlshaber des Vertheidigungsheeres. Ein Gebirgsrücken läßt sich wohl auf diese Weise vertheidigen, weil man im schlimmsten Falle einen ziemlich gesicherten Rückzug hat, und der Feind doch auch nicht schneller marschiren kann als wir. Aber bei der Vertheidigung eines breiten wasserreichen Flusses befindet man sich in einer ganz anderen Lage, und es dürfte dem Schwächeren niemals zu rathen seyn, den Schutz eines so bedeutenden Annäherungshindernisses freiwillig aufzugeben. Aber die geehrten Sprecher vor mir sind bisher blos bei den allgemeinsten Verhältnissen der Flußvertheidigung stehen geblieben, und haben die näheren Umstände fast gar nicht berührt; auf diese Weise kommen wir zu keinem gnügenden Resultate, die Herren mögen also gestatten, daß ich mich etwas umständlicher darüber ausspreche.

„Das Ueberschreiten eines Flusses mit einem beträchtlichen Heere ist eine so schwierige Operation, daß die Anordnungen und Vorkehrungen dazu immer viel Zeit erfordern werden, selbst wenn man über eine große Anzahl Brückenkähne und andere Flußfahrzeuge verfügen kann. Jede Unternehmung dieser Art, man mag sie aus einem Gesichtspunkte betrachten aus welchem man wolle, ist immer mit einem Marsche durch ein Defilé zu vergleichen, vor dessen Ausgang der Gegner in einer gewissen Entfernung erwartungsvoll und kampfbereit steht. Die ganze Kunst der Vertheidigung beruht also vornehmlich in Ausmittelung der Zeit und des Orts, die der Angreifer für sein Vorhaben gewählt, und in glücklicher Wahl der Aufstellung, von wo aus

man seinem Bestreben mit Nachdruck entgegen wirken kann. Es lassen aber sehr viele Merkmale mit ziemlicher Sicherheit die Gegend errathen, in welcher der Uebergang erfolgen werde, und ich möchte behaupten, daß der gewählte Punkt selbst sehr genau bezeichnet werden könne. Aber freilich nur, wenn man mit der Lokalität, mit den strategischen Verhältnissen des Gegners und seiner Stärke möglichst genau bekannt ist, alle seine früheren Bewegungen unter scharfer Controle hält, und sich durch Demonstrationen nicht so leicht täuschen läßt.

„Ein Haupterforderniß ist, daß man dem Gegner die Mittel zum Brückenbau und zum Uebersetzen der Truppen möglichst entzieht, und ihn auf das beschränkt, was er selbst davon mitbringt, oder aus weiter Ferne mit Zeitaufwand herbeischaffen muß. So lange der Feind noch keine Brücke hat, kann er uns auch nicht schaden, und mit einer einfachen Pontonbrücke wird ein starkes Angriffsheer, das einen Fluß wie den Rhein überschreiten soll, sich auch nicht begnügen wollen. Damit man aber von den Vorkehrungen zum Brückenbau in Zeiten sichere Kunde erhält, muß man selbst auf geeigneten Punkten Kähne in Bereitschaft haben, Spione und kleine Trupps übersetzen, hauptsächlich um unter dem Schutze der Dunkelheit und von der nächtlichen Stille begünstigt, den Feind mit Spähern zu umgeben. Dies scheint viel gefahrvoller als es eigentlich ist, denn der Vorpostendienst wird nirgends so nachlässig betrieben, als wenn ein großer Fluß beide Parteien trennt. Auch braucht man sich nur in der Nähe der großen Straßen zu verbergen, um gewiß zu seyn, ob und wohin Truppen-, Geschütz- oder Wagencolonnen sich darauf bewegen, wobei ich nur daran erinnern darf, daß diese Bewegungen, wenigstens die entscheidenden, meist zur Nachtzeit ausgeführt werden. Sollten diese Trupps keine wesentlichen Entdeckungen machen, so müssen sie darnach trachten, die Auf-

merksamkeit des Feindes zu erregen, um demselben von unserer Wachsamkeit und von unserem Unternehmungsgeiste eine hohe Meinung beizubringen, was ihn veranlassen wird, vorsichtiger zu Werke zu gehen, woraus für ihn mancher Zeitverlust erwächst, der uns zu Gute kommt.

„Nicht minder wichtig ist die Ausmittelung der Punkte, welche der Landung feindlicher Truppen, der Anlegung von Brücken und der Errichtung sie beschützender Batterien besonders günstig sind. Wo es sich um die Vertheidigung eines großen Flusses handelt, da fehlt es in der Regel weder an Zeit zu den speziellsten Recognoscirungen, noch an Mitteln zur Vermehrung örtlicher und künstlicher Hindernisse. Die Landungsplätze sind durch versenkte Baumstämme, deren Aeste nur verkürzt werden, leicht unbrauchbar zu machen. Den Punkten gegenüber, wo der Feind Brücken oder Batterien anlegen könnte, ziehe man Graben am Ufer, um sie später durch gute Schützen zu besetzen, deren Feuer sehr wirksam werden kann und nicht so leicht zum Schweigen zu bringen ist. Wo die Beschaffenheit des Ufers dies untersagt, errichte man Brustwehren. Ist auch ein großer Theil dieser Arbeiten vergeblich, so wolle man darin doch lieber zu viel als zu wenig thun. Auch für die eigenen Batterien errichte man Brustwehren, denn der Feind wird stets ein überlegenes Geschützfeuer anwenden, dem man im freien Felde nicht lange widerstehen kann.

„Die Hauptsache bleibt jedoch eine zweckmäßige Vertheilung der Truppen, die Herstellung guter Colonnenwege, ein sorgfältig eingerichtetes Nachrichtenwesen, wobei man sich für gewisse Fälle sicht- und hörbarer Signale bedienen muß, um die Zeiten abzukürzen. Was die Vertheilung der Truppen betrifft, so begnüge man sich mit einer schwachen Beobachtungslinie am Flusse, und stelle nur da stärkere Posten auf, wo es etwas zu beschützen

giebt, oder wo die Lokalität es höchst wahrscheinlich macht, daß der Feind einen Uebergang versuchen werde. Die Hauptmasse muß möglichst zusammengehalten werden, ob auf einem oder mehrern Punkten, hängt von der Stärke der ganzen Macht und von der Ausdehnung der Vertheidigungslinie ab.

„Endlich muß man sich mit der Idee vertraut machen, daß der Feind noch nicht viel gewonnen hat, wenn er auch mit seiner Brücke fertig ist; die größere Gefahr für ihn beginnt erst mit dem Uebergange, und selbst nach demselben ist diese Gefahr nicht ganz vorüber, denn es bleibt immer ein ungünstiges Verhältniß, mit dem Flusse und einer schmalen, leicht zerstörbaren Brücke dicht hinter sich, einen hartnäckigen Kampf bestehen zu müssen, und hartnäckig wird dieser Kampf seyn. Kann man also weder den Brückenbau, noch den theilweisen Uebergang des Feindes verhindern, so suche man seine Brücke zu zerstören, wozu kleine Brander bereit gehalten werden müssen, ihn dann am Ufer zu vernichten, oder doch solche Verluste beizubringen, daß er es rathsam findet, bei erster Gelegenheit auf das andere Ufer zurückzukehren.

„Wenn die Geschichte sehr wenig Beispiele von gelungener Vertheidigung großer Flußstrecken nachweist, dagegen reich an glücklich durchgeführten Uebergängen, selbst unter sehr schwierigen Verhältnissen ist, so darf man das noch nicht als eine der Vertheidigung anklebende Schwäche betrachten. Es verhält sich damit, wie mit Angriff und Vertheidigung im Allgemeinen. Die größere Umsicht, Thätigkeit, Kühnheit und Benutzung der gegebenen Blößen des Einen, werden ihm bei nicht gar zu großem Mißverhältniß der Streitkräfte stets den Sieg verschaffen. Beleuchtet man aber die Anordnungen so vieler unglücklicher Flußvertheidiger, so ist nicht zu verkennen, daß es den meisten an Ta-

lent gefehlt hat, in diesem etwas schwierigen Verhältniß sich zurecht zu finden."

Achter Sprecher. „Mein hochachtbarer Vorgänger hat zwar behauptet, daß man den vom Feinde gewählten Uebergangspunkt leicht errathen könne, aber nicht die Merkmale genannt, welche uns zu dieser wichtigen Erkenntniß führen; ich ersuche ihn deshalb, sich bestimmter darüber auszusprechen."

Siebenter Sprecher. „Mit Vergnügen folge ich dieser Aufforderung, und habe jenen Umstand überhaupt nur deshalb so leicht berührt, weil ich Allgemeinbekanntes zu sagen befürchtete. — Vor Allem muß ich in Erinnerung bringen, daß von Seiten des Feindes eine beabsichtigte Fortsetzung der Offensive auch jenseit des Flusses, das beharrliche Streben nach Erreichung eines großen Zieles angenommen wurde, unterstützt von hinreichenden Gewaltmitteln. Diese Voraussetzung wird uns über die Hauptrichtung der feindlichen Offensivoperationen nach Ueberschreitung des Flusses nicht lange in Zweifel lassen, da er den Uebergangspunkt jedenfalls in der Nähe der natürlichen Operationslinien oder zum Operationsobjekt führenden Hauptstraßen wählen wird. Auf der ganzen Strecke von Basel bis Mainz giebt es deren nicht gar viel, und es würde die Wahl des Feindes noch mehr beschränkt seyn, wenn Rastadt und Freiburg tüchtige Festungen wären, wozu man sie hoffentlich bald machen wird, weil eine provisorische Befestigung der zahlreichen Gebirgspässe nur von sehr untergeordnetem Werthe für die Vertheidigung Süddeutschlands seyn dürfte.

„Ferner wird der Feind den Uebergang in einer Gegend unternehmen, welche ihm genügende materielle Hilfsmittel darbietet, ihre Anhäufung und Vorbereitung erleichtert, und diese Anstalten unseren Blicken möglichst entzieht. Daß die Nähe von

Feſtungen, gewerbreichen Städten und einfallenden Nebenflüſſen dem Uebergehenden bedeutende Vortheile gewähren, iſt eine ſehr bekannte Sache. Die Bedingungen des leichteren Brückenbaues mit denen des weiteren Vorſchreitens combinirt, wird uns alſo Flußſtrecken von geringer Ausdehnung bezeichnen, auf welchen der Feind jedenfalls überzugehen ſucht. Man hat ſonach auf dieſen Strecken nur noch diejenigen Punkte zu erforſchen, welche dem taktiſchen Theile der Uebergangsoperation den meiſten Vorſchub leiſten, was um Vieles leichter zu ermitteln iſt.

„Als beſonders ſehr ins Auge fallende Merkmale treten hervor: 1) Die Breite und Tiefe des Fluſſes, die Schnelligkeit der Strömung, die Beſchaffenheit des Grundes und der Ufer, inſofern der Brückenbau und die Beſchützung deſſelben durch Geſchütz- und Flintenfeuer von der Lokalität begünſtigt werden. 2) Das Vorhandenſeyn großer Inſeln und Flußkrümmungen kommt hierbei auch in Betracht, doch haben dieſe Gegenſtände nicht einerlei Werth. Bewaldete Inſeln erleichtern den Brückenbau ſchon dadurch, daß die Ueberbrückung des nächſten Flußarmes durch das Feuer des Vertheidigers faſt gar nicht geſtört werden kann, vorausgeſetzt daß die Inſel nicht mehr in ſeiner Gewalt iſt, und daß unter dem Schutze derſelben die Brücke über den zweiten Arm, wozu man ſich ausſchließlich der Pontons bedienen wird, entweder ganz oder theilweiſe zuſammengeſetzt werden kann. Etablirt der Uebergehende auf der Inſel ſtarke und gedeckte Batterien, trägt er zugleich Sorge für die gedeckte Aufſtellung zahlreicher Scharfſchützen, ſo wird die Herſtellung der zweiten Brücke keine erheblichen Schwierigkeiten haben. — Die Flußkrümmungen ſind dem Uebergehenden nur in dem Falle von wahrem Nutzen, wenn ſie ihm die Möglichkeit verſchaffen, durch ein ſtarkes convergirendes Kugel- und Kartätſchenfeuer den Vertheidiger aus dem eingeſchloſſenen Halbkreiſe zu vertreiben,

und dem Angreifer das Feſtſetzen vor der Brücke erleichtern. Nur ſelten wird man aber an Flußkrümmungen das Terrain von ſo günſtiger Beſchaffenheit finden, daß der Vertheidiger auf der Sehne des Bogens ohne örtlichen Schutz wäre, auch müßte das Feuer ganz außerordentlich mörderiſch ſeyn, um brave Truppen zum Verlaſſen eines ſo wichtigen Poſtens zu zwingen, und es verſteht ſich wohl von ſelbſt, daß ſolche Poſten nur von ſehr erprobten Truppen beſetzt werden dürfen, die bis zur Ankunft der Verſtärkungen keinen Schritt zurückweichen. Es verhält ſich alſo mit den vielgerühmten Vortheilen der Flußkrümmungen für den Uebergehenden, wie mit manchen anderen theoretiſchen Behauptungen; auf dem Papiere laſſen ſie eine große Wirkſamkeit vermuthen, auf dem Terrain aber wird die Erwartung ſehr getäuſcht.

„Da aber der Feind in den erſten Momenten des Ueberganges ſich ſogleich feſtſetzen, durch methodiſches Vorſchreiten den nachfolgenden Truppen hinreichenden Raum zum Aufmarſche verſchaffen, überhaupt mehrere Stunden hintereinander ſich eigentlich auf die Vertheidigung des vor der Brücke gewonnenen Terrains beſchränken muß; ſo wird man ſein Augenmerk mithin auf ſolche Terrainſtellungen zu richten haben, deren Beſchaffenheit dem Feinde in dieſer Beziehung günſtig iſt. — Es fehlt alſo nicht an Größen für den ſtrategiſch-taktiſchen Kalkül des Vertheidigers, doch darf er keine derſelben überſchätzen, weil hier wie überall im Gebiete der Gefahren die moraliſchen Potenzen den Ausſchlag geben dürften. Sehr treffend ſagt General Rogniat in ſeinen Considérations etc. hierüber: „C'est une de ces questions dépendantes en entier du génie des généraux et des idées du moment, non susceptibles d'être résolue généralement, et qui exigent pour sa solution ce tact fin et de circonstance bien au dessus de tous les calculs des méthodistes compassés.“

Neunter Sprecher. „Es iſt bereits ſehr viel Gehaltvolles über die Flußvertheidigung geſagt worden, der Gegenſtand aber noch nicht erſchöpft. Zwar trage ich Bedenken, Theil an der Diskuſſion zu nehmen, weil derjenige Schriftſteller, welcher über dieſe Operationen die gehaltvollſten Anſichten verbreitet hat, ſich muthmaßlich in unſerer Mitte befindet *). Da er aber das Wort nicht begehren zu wollen ſcheint, erlaube ich mir, die Verſammlung mit ſeinem Ideengange vertraut zu machen.

„In Rückſicht auf die Form unterſcheidet derſelbe drei Hauptarten der Vertheidigung: 1) eine unmittelbare durch Verhinderung des Ueberganges; 2) eine mehr mittelbare, wobei der Fluß und ſein Thal nur als Mittel zur beſſeren Schlachtcombination benutzt werden; 3) eine ganz mittelbare durch die Behauptung einer ſtarken Stellung auf der feindlichen Seite des Fluſſes. — Von der erſten Vertheidigungsart kann, wie geſagt, nur bei großen Flüſſen die Rede ſeyn, das iſt aber gerade unſer Fall. Die Combination von Raum, Zeit und Kraft, welche als die Elemente dieſer Vertheidigungstheorie angeſehen werden müſſen, machen den Gegenſtand ziemlich verwickelt, ſo daß es nicht ganz leicht iſt, für die Unterſuchung einen feſten Standpunkt zu gewinnen.

„Die Zeit, welche zur Schlagung einer Brücke erforderlich iſt, beſtimmt die Entfernung, in welcher die Corps, die den Fluß vertheidigen ſollen, von einander aufgeſtellt werden dürfen. Mit dieſen Entfernungen in die ganze Länge der Vertheidigungslinie dividirt giebt die Zahl der Corps; mit dieſer in die Maſſe der Truppen dividirt, die Stärke derſelben. Vergleicht man

*) Es ſind die Anſichten des Verſtorbenen, welche hier angeführt und gelegentlich ergänzt werden.

Anmerkung des Herausgebers.

nun diese Stärke der einzelnen Corps mit den Truppen, die der Feind während des Baues der Brücke durch anderweitige Mittel übergesetzt haben kann, so wird sich beurtheilen lassen, ob an einen glücklichen Widerstand überhaupt zu denken ist. Nur dann darf man annehmen, daß der Uebergang nicht erzwungen werden kann, wenn es dem Vertheidiger möglich ist, mit einer beträchtlichen Ueberlegenheit — also etwa mit dem Doppelten — die übergesetzten Truppen anzugreifen, bevor die Brücke vollendet ist.

„Braucht nun der Feind — um die Sache durch ein Beispiel klar zu machen — zur Errichtung seiner Brücke 24 Stunden, kann er in dieser Zeit mit anderen Mitteln nicht mehr als 20,000 Mann übersetzen, und kann der Vertheidiger in etwa 12 Stunden mit 20,000 Mann auf jedem beliebigen Punkte erscheinen: so ist der Uebergang nicht zu erzwingen, denn man wird ankommen, wenn er etwa die Hälfte jener Truppen übergesetzt hat. Da man nun in 12 Stunden, die Zeit der Benachrichtigung mit eingerechnet, 4 Meilen marschiren kann, so würden alle 8 Meilen 20,000 Mann erforderlich seyn, und 60,000 Mann zur Vertheidigung einer Flußstrecke von 24 Meilen, also von Basel bis Rastadt, oder von Straßburg bis Mainz, oder auch von Koblenz bis Wesel.

„Hier sind also drei Umstände entscheidend: 1) die Breite und Beschaffenheit des Stromes; 2) die Mittel zum Uebergange, denn Beides entscheidet sowohl über die Dauer des Brückenbaues, als über die Zahl der Truppen, die während des Brückenbaues übergesetzt werden können; 3) die Stärke des Vertheidigers. Die Stärke des übergehenden Heeres kommt hierbei noch nicht in Betrachtung; denn wir haben dadurch einen Gesichtspunkt gewonnen, wo die Verhältnisse beider Parteien deutlich hervortreten, wo die Möglichkeit des Ueberganges ganz aufhört, und

keine Uebermacht im Stande seyn würde, ihn zu erzwingen, vorausgesetzt daß die Truppen des Vertheidigers nicht unter aller Kritik schlecht sind, in welchem Falle jede vernünftige Betrachtung unmöglich wäre. — Allerdings ist dabei noch auf keine Wirkung der Demonstrationen des Uebergehenden Rücksicht genommen, doch darf man denselben auch keinen sehr hohen Werth beilegen, weil alles Demonstriren ohne Brücke nur eine Spiegelfechterei seyn würde, durch die sich ein damit vertrauter Offizier nicht leicht irre machen läßt. Brücken zum Demonstriren zu schlagen, wird der Feind aber kaum versuchen, da er glücklich zu schätzen ist, wenn es ihm auf dem wirklichen Uebergangspunkte nicht an Kähnen und anderem Material fehlt.

„Aber wir müssen die näheren Umstände und die erforderlichen Maßregeln einer solchen Flußvertheidigung noch genauer bezeichnen, um nicht unrichtige Folgerungen zu veranlassen.

„Vor Allem ist zu bemerken, daß die durch die eben mitgetheilte Theorie bestimmten Corps nahe am Ufer und in sich vereint aufgestellt werden müssen. Das ist deshalb nothwendig, weil jede Stellung weiter rückwärts die Wege nach dem Uebergangspunkte nur verlängern würde; auch ist eine weitere Zerstückelung nicht nöthig, da der Strom diese Corps gegen jede bedeutende Waffenwirkung des Feindes schützt. Außerdem sind die Straßen an großen Flüssen in der Regel fahrbarer, als Transversalwege von hinten nach einem beliebigen Punkte. Endlich ist der Strom durch die Nähe der Corps besser beobachtet, als durch eine bloße Postenkette; die Gegenwart vieler hoher Befehlshaber erleichtert die genauere Untersuchung verdächtiger Wahrnehmungen, vermindert die Mißverständnisse, bringt mehr Kraft und Einsicht in alle untergeordnete Maßregeln. — Ferner ist es unbedingt nothwendig, daß diese Corps in sich vereinigt sind. Wer aus Erfahrung weiß, was das Vereinigen

sagen will, in Bezug auf Zeitverlust, der wird begreifen, daß gerade in diesem vereinigten Aufstellen der Streitkräfte die größte Wirksamkeit der Vertheidigung liegt.

„Außer diesen Grundsätzen der allgemeinen Aufstellung kommen noch in Betracht: 1) die Berücksichtigung der besonderen Eigenthümlichkeiten des Stromes; 2) die Wegschaffung der Uebergangsmittel; 3) der Einfluß, welchen die an ihm gelegenen Festungen haben.

„Der Strom, als eine Vertheidigungslinie betrachtet, muß natürlich rechts und links Anlehnungspunkte haben, oder es müssen irgendwelche Verhältnisse den Uebergang des Feindes über die Endpunkte der Vertheidigungslinie hinaus nicht zulässig machen. Da aber dergleichen Anlehnungspunkte oder Verhältnisse nur auf langen Linien vorkommen, so sieht man schon daraus, daß die Flußvertheidigungen sich immer auf sehr beträchtliche Strecken ausdehnen werden, und die Möglichkeit einer großen Menge von Truppen, hinter einer verhältnißmäßig kurzen Stromlinie aufgestellt, verschwindet aus der Reihe der wirklichen Fälle, an die wir uns halten müssen. Ich sage „eine verhältnißmäßig kurze Stromlinie," und verstehe darunter eine Länge, die das gewöhnliche Maß der Ausdehnung bei einer Aufstellung ohne Strom nicht beträchtlich überschreitet. Solche Fälle kommen also in der Wirklichkeit nicht vor, bestehen nur in der Einbildung, denn jede unmittelbare Stromvertheidigung ist immer eine Art Cordonsystem, wenigstens was die Ausdehnung betrifft, mithin gar nicht geeignet, einer Umgehung auf dem Wege entgegen zu wirken, der bei vereinigter Aufstellung des Ganzen der natürliche ist. Wo also ein Umgehen möglich, da ist die unmittelbare Stromvertheidigung, wie gut auch sonst ihre Resultate seyn mögen, ein höchst gefährliches Unternehmen.

„Was nun den Strom innerhalb seiner Endpunkte betrifft, so versteht sich von selbst, daß nicht alle Punkte in gleichem Maße zum Uebergange geeignet sind. Es kann dieser Gegenstand im Allgemeinen zwar etwas näher bestimmt, aber nicht eigentlich festgestellt werden, denn die allerkleinste Lokaleigenthümlichkeit entscheidet oft viel mehr, als Alles was sich in Büchern groß und wichtig ausnimmt. Zur nähern Bestimmung könnte man sagen, daß die zum Ufer führenden Straßen, die einfallenden Nebenflüsse, die daran liegenden großen Städte, vorzüglich aber die Inseln im Flusse diejenigen Gegenstände sind, welche den Uebergang am meisten begünstigen; daß dagegen die Ueberhöhung der Ufer, die gebogene Gestalt des Laufes an der Uebergangsstelle, welche in Büchern die Hauptrolle zu spielen pflegen, am seltensten von Einfluß gewesen sind.

„Welches nun aber auch die Umstände seyn mögen, die den einzelnen Punkten des Stromes mehr Brauchbarkeit zum Uebergange geben, so werden sie doch das allgemeine geometrische Gesetz, d. h. die Vertheilung der Truppen im Raume, etwas modifiziren; allein sich von demselben zu weit zu entfernen, zu sehr auf die Schwierigkeiten mancher Punkte sich zu verlassen, würde auch nicht rathsam seyn. Der Feind wählt dann gerade die von der Natur am wenigsten begünstigten Orte, wenn er sicher ist, dort am wenigsten auf unseren Widerstand zu treffen. In jedem Falle aber ist die möglichst starke Besetzung der Inseln eine empfehlungswerthe Maßregel, weil ihr ernstlicher Angriff den Uebergangsort auf die sicherste Weise zu erkennen giebt.

„Der zweite Punkt, den wir ins Auge fassen müssen, ist die Wegschaffung der Uebergangsmittel. Die Sache ist schon auf dem Strome selbst nicht leicht, aber schwieriger und fast unmöglich bei den auf der feindlichen Seite einfallenden Nebenflüssen, weil diese gewöhnlich schon in den Händen des Feindes

sind. Daher ist es wichtig, die Mündungen dieser Gewässer durch starke, mit Geschütz versehene Werke zu schließen, wenn sie nicht bereits durch unsere Festungen gesperrt werden. — Da bei großen Flüssen die Uebergangsmittel, welche der Feind mitbringt, selten zureichen, so kommt Vieles auf die Mittel an, die er am Strome selbst, an den Nebenflüssen und in den großen auf seiner Seite liegenden Städten findet, endlich auf die nahen Wälder, die er zum Schiff- und Floßbau benutzen kann. Es giebt Fälle, wo ihm alle diese Umstände so sehr entgegen sind, daß das Ueberschreiten des Flusses dadurch fast unmöglich wird.

„Festungen auf der feindlichen Seite sind ein gegen den Uebergang in der Nähe deckender Schild, der vielfach benutzt werden kann, sobald der Vertheidiger stark genug ist, ein beträchtliches Corps dort aufzustellen. Aber man hüte sich, seine Streitkräfte ohne sehr triftige Gründe zu zersplittern, und benutze lieber den Schutz dieser Festungen, sich anderwärts zu verstärken. Hierüber vermag die Individualität des Gegners allein zu entscheiden.

„Kommen tiefe und steile Thäler oder sumpfige Ufer hinzu, so wird die Schwierigkeit des Ueberganges und die Wirksamkeit der unmittelbaren Vertheidigung zwar vermehrt, aber die Wassermasse kann dadurch nicht ersetzt werden, denn jene Dinge bilden keine absolute Unterbrechung des Bodens, und diese ist eine nothwendige Bedingung der unmittelbaren Vertheidigung.

„Ich glaube also, daß eine solche Vertheidigung bei großen Truppenmassen und unter den angedeuteten Bedingungen gute Resultate geben kann, sobald man sich mit der bescheidenen Negative begnügt; aber so ist es nicht für kleinere Truppenmassen. Während 60,000 Mann, auf einer Stromlinie von 20 bis 24 Meilen zweckmäßig vertheilt, im Stande sind, einem Heere von

100,000 Mann und darüber den Uebergang zu verwehren, würden 10,000 Mann auf derselben Strecke nicht im Stande seyn, ihn einem Corps von nur gleicher Stärke zu verbieten, ja nicht einem halb so starken, wenn dieses sich in die Gefahr begeben wollte, sich mit einem so überlegenen Feinde auf demselben Ufer zu befinden. Die Sache ist klar, weil die Uebergangsmittel unverändert bleiben, die Dauer des Ueberganges aber, mithin die gefährlichste Krisis, bei schwachen Truppencorps bedeutend verkürzt wird.

„Die zweite Vertheidigungsart besteht in einer weiter rückwärts in solcher Entfernung genommenen Aufstellung, daß man die Möglichkeit hat, das feindliche Heer beim Uebergange entweder getheilt zu finden, wenn es auf mehreren Punkten zugleich übergeht, oder nahe am Flusse und auf eine Brücke und Straße beschränkt, wenn es auf einem Punkte übergegangen ist. Sie eignet sich vorzüglich für kleinere Flüsse und bei tief eingeschnittenen Thälern. Mit dem Rücken dicht an einen tiefen Fluß oder Thaleinschnitt geklemmt, und auf einen einzigen schmalen Rückzugsweg beschränkt zu seyn, ist eine höchst nachtheilige Lage für die Schlacht, und in der Benutzung dieses Umstandes besteht das Wesentliche einer solchen Vertheidigungsart.

„Die Aufstellung eines Heeres in großen Corps dicht am Flusse, die ich bei der unmittelbaren Vertheidigung für die beste angegeben habe, setzt voraus, daß es dem Feinde unmöglich ist, den Fluß unvermuthet in großen Massen zu überschreiten, weil sonst die Gefahr, getrennt und einzeln geschlagen zu werden, bei jener Aufstellungsart sehr groß seyn würde. Sind also die Umstände, welche die Flußvertheidigung begünstigen, nicht vortheilhaft genug, hat der Feind zu viel Mittel des Ueberschiffens schon in Händen, hat der Fluß zu viele Inseln oder gar Furten, ist er nicht breit genug, oder sind wir zu schwach, so kann von

jener Methode nicht mehr die Rede seyn. Die Truppen müssen dann zu ihrer sichern Verbindung unter einander vom Flusse zurückgezogen werden, und Alles was nun übrig bleibt ist eine soviel als möglich beschleunigte Vereinigung auf demjenigen Punkte, wo der Feind den Uebergang macht, um ihn hier anzugreifen, ehe er noch so viel Feld gewonnen, daß ihm mehrere Uebergänge zu Gebote stehen. Hier wird also der Fluß oder das Thal durch eine Vorpostenlinie beobachtet und nur schwach vertheidigt, während das Heer in mehreren Corps auf schicklichen Punkten in der Entfernung von einer, höchstens zwei Meilen vom Flusse aufgestellt wird.

„Der Hauptumstand ist hier der Durchzug durch die Straßenenge, welche der Fluß und sein Thal bilden. Hier kommt es also nicht blos auf die Wassermasse an, sondern auf das Ganze der Straßenenge, und in der Regel leistet ein tiefes Felsenthal viel mehr als eine beträchtliche Flußbreite. Die Schwierigkeit, welche der Durchzug einer bedeutenden Truppenmasse durch eine beträchtliche Straßenenge hat, ist in der Wirklichkeit viel größer, als aus der bloßen Ueberlegung sich zu ergeben scheint. Die erforderliche Zeit ist sehr bedeutend, die Gefahr, daß der Feind auch während des Durchzuges sich zum Meister der umgebenden Höhen machen könnte, sehr beunruhigend. Rücken die vordersten Truppen zu weit vor, so treffen sie früher auf den Feind und sind in Gefahr von einer überlegenen Macht erdrückt zu werden; bleiben sie in der Nähe des Uebergangspunktes, so schlägt man sich in der schlimmsten Lage. Der Uebergang über einen solchen Bodeneinschnitt, um jenseit desselben sich mit dem feindlichen Heere zu messen, ist daher ein kühnes Unternehmen, oder setzt eine große Ueberlegenheit und Sicherheit in der Führung voraus.

„Freilich kann sich eine solche Vertheidigungslinie nicht zu einer ähnlichen Länge ausdehnen, wie die unmittelbare Verthei-

digung eines großen Stromes; denn man will mit dem Ganzen vereinigt schlagen, und die Uebergänge, wenn sie auch noch so schwierig sind, können doch nicht mit denen eines großen Stromes verglichen werden, da sie für die übergehende Infanterie viel geringere Hindernisse haben. Das Umgehen liegt also dem Feinde viel näher. Allein dieses Umgehen verschiebt ihn aus seiner natürlichen Richtung, und die nachtheilige Wirkung der beengten Rückzugslinien verliert sich nicht mit einem Male, sondern erst nach und nach, so daß der Vertheidiger auch dann immer noch einige Vortheile über den Vorgehenden hat, wenn dieser auch nicht gerade im Augenblicke der Krisis von ihm erreicht worden ist, sondern durch das Umgehen etwas mehr Spielraum gewonnen hat. — Daß man unter solchen Bedingungen sich nicht weit ausdehnen dürfe, daß man in jedem Falle seine Kräfte am Abend desselben Tages gesammelt haben müsse, wo der Feind übergeht, ist genug gesagt, und kann die Stelle aller weiteren Combinationen von Zeit, Kraft und Raum vertreten, die hier von so vielen Oertlichkeiten abhängig sind. In Bezug auf andere Verhältnisse muß aber noch bemerkt werden, daß der Angreifer aus Demonstrationen und Scheinangriffen hier größeren Nutzen ziehen kann, besonders wenn das Flußthal vielfach gekrümmt, der Thalrand mit Wald bedeckt ist, daß also bei großer Ueberlegenheit des Feindes das Resultat der Vertheidigung ein viel geringeres seyn wird.

„Endlich darf nicht übersehen werden, daß diese beiden Vertheidigungsarten ohne gnügende Vorbereitungen, ohne genaue Kenntniß des Terrains und ohne Wegschaffung der Uebergangsmittel, allerdings Das nicht leisten können, was hier angedeutet wurde. Ueberhaupt wird, so wie Alles im Kriege, was man nicht mit klarem Bewußtseyn, mit ganzem und festem Willen thut, auch eine Flußvertheidigung schlechten Erfolg haben, die

man nur deshalb wählt, weil man nicht den Muth hat, dem Feinde in offener Feldschlacht entgegenzutreten, und sich mit der Hoffnung schmeichelt, daß der breite, tiefe Fluß, das eingeschnittene Thal, ihn aufhalten werde. Es ist dann zu der eigenen Lage so wenig wahres Vertrauen, daß der Feldherr und das ganze Heer gewöhnlich voll der besorglichsten Ahnungen sind, die dann auch schnell genug in Erfüllung zu gehen pflegen. Moralische Einwirkungen dieser Art sind oft ganz allein die Ursachen der Erfolge im Kriege, weil alles Andere aus dieser Quelle entspringt.

„Die dritte Vertheidigungsart, durch eine auf der feindlichen Seite genommene feste Stellung, gründet ihre Wirksamsamkeit auf die Gefahr, welche dem Feinde daraus entspringt, daß ein Fluß seine Verbindungslinien durchschneiden, ihn also auf einen oder einige Brückenübergänge beschränken würde. Hieraus ergiebt sich von selbst, daß hier nur von bedeutenden Flüssen und Wassermassen die Rede seyn kann, da diese allein jenen Fall bedingen, während ein blos tief eingeschnittenes Flußthal gewöhnlich eine solche Zahl von Uebergängen hat, daß jene Beziehung ganz wegfällt. Sehr fest, und fast unangreifbar muß aber die genommene Stellung seyn, sonst würden wir ja dem Feinde auf halbem Wege entgegenkommen, und unsere Vortheile aufgeben. Ist sie aber von solcher Stärke, daß der Feind sich nicht zu einem Angriffe entschließen wird, so wird er unter gewissen Umständen dadurch selbst auf das Ufer gebannt, auf dem wir uns befinden. Ginge er über, so würde er seine Verbindungen preisgeben, aber freilich zugleich die unserigen bedrohen. Hier, wie bei allen Fällen, wo man an einander vorbeigeht, kommt es darauf an, wessen Verbindungen der Zahl, der Lage und den übrigen Umständen nach mehr gesichert sind; ferner, wer auch in anderer Rücksicht mehr dabei zu verlieren hat, und also

von dem Gegner leicht überboten werden kann; endlich, wer in seinem Heere mehr Siegeskraft bewahrt, um sich im äußersten Falle darauf zu stützen. Der Fluß thut hierbei Nichts, als daß er die gegenseitigen Gefahren einer solchen Bewegung potenzirt, weil man auf Brücken eingeschränkt ist, was zu Zeiten, in denen ein schnelles Wachsen der Wassermasse zu befürchten steht, die Gefahren natürlich vermehren muß. Insofern man nun annehmen kann, daß nach der gewöhnlichen Ordnung der Dinge die Uebergänge des Vertheidigers, so wie seine Depots aller Art, durch Festungen mehr gesichert seyn werden, als die des Angreifenden, so ist eine solche Vertheidigung allerdings denkbar und würde dann in den Fällen, wo die übrigen Umstände einer unmittelbaren Flußvertheidigung nicht günstig genug sind, diese ersetzen.

„Indeß muß man gestehen, daß diese Vertheidigungsart, ohne entscheidenden Schlag, nur geeignet ist einen nicht sehr kräftigen Impuls aufzuhalten. Gegen einen vorsichtigen unentschlossenen Feldherrn, den Nichts heftig vorwärts drängt, wird sie, selbst bei großer Ueberlegenheit seiner materiellen Kräfte, anwendbar seyn; eben so, wenn bereits ein gleichgewichtiges Schweben der Kräfte vorher eingetreten ist, und man einander nur kleine Vortheile abzugewinnen sucht. Hat man es aber mit einem verwegenen und hinreichend starken Gegner zu thun, so ist das ein gefährlicher Weg, der leicht ins Verderben führen kann. Weit entfernt also, dieser Vertheidigungsart eine große Wirksamkeit zuzuschreiben, möchte ich sie vielmehr für die schwächere halten."

Zehnter Sprecher. „Wir sind hier mit einer neuen Flußvertheidigungstheorie bereichert worden, die sich ebenfalls sehr wissenschaftlich ausnimmt, der Bürgschaften aber nicht viel mehr enthält, als die bereits bekannten; ich meine die vom vorigen

Sprecher beschriebene erste Vertheidigungsart. Oberflächlich betrachtet hat sie so viel Verführerisches, daß man sich augenblicklich und unbedingt dafür entscheiden möchte. Genauer beleuchtet stützt sich aber das ganze Raisonnement auf einen Umstand, der immer eine unbekannte, schwer zu ermittelnde Größe bleiben wird, nämlich die Zahl der Truppen, welche während des Brückenbaues durch andere Mittel übergesetzt werden kann, so wie die zur Herstellung der Brücke erforderliche Zeit. Das ist bei dieser Theorie das entscheidende Moment. Braucht der Feind zur völligen Ueberbrückung des Flusses nur 12 statt 24 Stunden, so wird er in kürzerer Zeit auch viel stärker am anderen Ufer auftreten können, und die angeordnete Vertheilung der Kräfte des Vertheidigers sich unzureichend erweisen. Nun ist aber die Beschaffenheit des Flusses auf einer so langen Strecke so überaus verschieden, daß auch die Zeit des Brückenbaues eine sehr verschiedene seyn wird, und es dürfte wohl anzunehmen seyn, daß der Feind, bei vorauszusetzenden sorgsamen Vorbereitungen, spätestens in zwölf Stunden damit zu Stande kommt, an inselreichen Stellen, wo man sich der Pontons ausschließlich bedienen kann, sogar noch früher. Die Zahl der inzwischen übergesetzten Truppen läßt sich noch viel weniger ermitteln, weil man außer Stande ist, mit einiger Gewißheit zu erfahren, wieviel Fahrzeuge der Feind dazu verwenden kann, da seine Thätigkeit in dieser Beziehung schwer zu controliren ist. Nun könnte man zwar die Stärken und Entfernungen der Vertheidigungscorps ebenfalls auf die Hälfte herabsetzen, dadurch entsteht aber ein nicht geringer Nachtheil, denn die Vereinigung größerer Corps wird ungleich schwieriger, man ist häufiger den Mißverständnissen ausgesetzt, und läuft Gefahr en détail geschlagen zu werden."

Eilfter Sprecher. „Ich kann dem geehrten Sprecher vor mir nur beistimmen, und muß bedauern, das der Urheber

jener Vertheidigungstheorie so hypothetisch zu Werke gegangen ist; denn wer seine Vertheidigungsanstalten darnach treffen wollte, würde im buchstäblichen Sinne des Wortes die Rechnung ohne den Wirth machen. Aus diesem Grunde gebe ich einer Aufstellung auf dem feindlichen Ufer den Vorzug, und bin der Meinung, daß der Feind, selbst nach Ueberschreitung des Rheines bei Straßburg oder Breisach, niemals wagen wird in Schwaben vorzudringen, so lange das Vertheidigungsheer in Rheinbaiern steht. Diese Flankenstellung ist viel zu imponirend und mächtig genug ihn im Schach zu halten."

Neunter Sprecher. „Bevor ich mich auf eine Widerlegung des so eben Gesagten einlasse, muß ich der hochachtbaren Versammlung zu bedenken geben, daß im Kriege alle Wirkungen, gleichviel von welcher Art, auf Voraussetzungen beruhen; selbst die Wirkung des Feuers einer Batterie, die ein nicht sehr fernes und hinreichend großes Ziel unter den günstigsten Umständen beschießt, läßt sich mit Genauigkeit nicht bestimmen, was uns die Erfahrung zur Gnüge bewiesen hat. Bald weicht ein beschossenes Bataillon zurück, nachdem es nur ein paar Dutzend Menschen verloren hat, während ein anderes selbst nach Verlust des vierten Theiles seiner Mannschaft noch standhaft ausharrt, obschon beide Bataillone gleich starke Motive haben, in ihrer Stellung auszuhalten. Je zusammengesetzter nun eine Handlung ist, desto unsicherer muß natürlich auch die Wirkung seyn, welche durch sie hervorgebracht werden soll, das begreift sich ohne vielen Aufwand an Worten. Hieraus aber folgern zu wollen, daß dergleichen Bestimmungen, wie die von mir angedeuteten Vertheidigungsmaßregeln, ohne praktischen Nutzen sind, angeblich weil sie auf Hypothesen beruhen, wäre doch sehr kühn!

„Alle strategische Kalküls müssen nothwendig auf vielerlei Voraussetzungen beruhen, weil es im Kriege nichts Positives giebt.

Daß dieſe Vorausſetzungen ſich auf die Natur der Verhältniſſe und der wahrgenommenen Erſcheinungen ſtützen, iſt Alles was man verlangen kann; daß ſie aber wirklich eintreffen, iſt Sache des Kriegsglücks und kann nur gewünſcht, nicht gefordert werden. — Uebrigens bedarf es hier vielleicht nur einer Verſtändigung. Wenn ich angenommen habe, daß der Gegner 24 Stunden brauche, um eine ſolide Brücke über den Rhein herzuſtellen, ſo verſtehe ich darunter nicht blos den einfachen Brückenbau, ſondern auch alle die Anſtalten, die demſelben unmittelbar vorangehen müſſen, und uns bei einem guten Kundſchafts- und Nachrichtenweſen nicht lange verborgen bleiben können. Die Zahl und das Tragvermögen der dem Feinde möglicher Weiſe zu Gebote ſtehenden Kähne und Flöſſe kann für uns eben ſo wenig eine ganz unbekannte Größe ſeyn, wir müßten denn ſehr ſchlechte Kundſchafter haben. Was aber das Ueberſetzen der Truppen betrifft, ſo wird das in der Wirklichkeit immer viel langſamer gehen, als man ſich einbildet. — Hat man ſich nun, wie wir zur Bedingung machten, gnügende Terrain- und Lokalkenntniſſe auf denjenigen Flußſtrecken verſchafft, wo der Feind nach allen ſtrategiſchen und taktiſchen Wahrſcheinlichkeiten den Uebergang verſuchen wird, ſo läßt ſich auch annehmen, daß die zur Vertheidigung beſtimmten Corps dem eigentlichen Uebergangspunkte viel näher ſtehen, als dies bei Feſtſtellung des geometriſchen Theiles der Theorie vorausgeſetzt wurde. Fehler in der Zeitberechnung ſind niemals ganz zu vermeiden, wohl aber ſind die nachtheiligen Folgen zu vermindern.

„Auf einen Umſtand muß ich aber noch beſonders aufmerkſam machen. Geſetzt auch der Feind überſchreite den Fluß einige Stunden früher als wir vermuthet, ſo wird er hier anfangs doch nur wenig Geſchütz haben, auch an Cavalerie ſehr ſchwach ſeyn. Wir hingegen kommen ſogleich mit einem Corps an, das

ſtärker an dieſen beiden Waffen iſt, folglich manchen Vortheil auf ſeiner Seite hat, den man geltend zu machen wiſſen wird. Ein Corps von 20,000 Mann aller Waffen hat aber ſchon ſo viel Widerſtandskraft, daß bei guter Führung mehrere Stunden erforderlich ſind es zu überwältigen. Der Vertheidiger kann in ſolchen Fällen mit der größten Kühnheit zu Werke gehen, denn ſein Rückzug iſt nicht gefährdet. Der Uebergegangene befindet ſich in einer ganz anderen Lage, er iſt zwar auch auf Kühnheit angewieſen, wird aber doch immer beſorgten Geiſtes rückwärts blicken müſſen, denn alle die Maſſen, welche noch am andern Ufer ſtehen, können ihm nichts nützen.

„Es iſt zuletzt auch noch von der Flankenwirkung des Vertheidigungsheeres geſprochen worden, wenn daſſelbe ſich in Rheinbaiern aufſtellte, und es wurde behauptet, daß Schwaben hierdurch gegen jeden Angriff geſchützt ſey. Auf wie vielerlei Vorausſetzungen ſtützt ſich denn dieſe Annahme? Hat wohl der geehrte Sprecher ſich die Mühe gegeben zu ergründen, wieviel Tage erforderlich ſeyn würden, um aus der Gegend von Landau oder Germersheim bis Breiſach vorzudringen, und den ganzen — gewiß ſehr erheblichen — Widerſtand zu brechen, auf welchen man bei dieſer Flankenoperation unfehlbar ſtoßen würde? Müßte man nicht ein ſtarkes Blokade- oder wenigſtens Beobachtungscorps vor Straßburg, ſelbſt vor Breiſach zurücklaſſen, wenn der Feind ſeine Brücken z. B. noch weiter hinauf hätte ſchlagen laſſen? Wie weit kann derſelbe inzwiſchen auf dem rechten Rheinufer vorgedrungen ſeyn, welchen unermeßlichen Schaden kann er uns dort zugefügt haben? Und wie ſteht es mit dem Rückzuge des im Elſaß vorgedrungenen Vertheidigungsheeres, wenn der Feldherr endlich zu der Ueberzeugung kommt, daß er einen ganz unnützen militäriſchen Spaziergang gemacht habe? — Dieſe und noch viele andere Fragen könnte ich den Anhängern

dieſer Vertheidigungsart zur Beantwortung vorlegen, wenn ſie noch länger auf ihrer Meinung beharren ſollten, vielleicht dürfte ſie aber ſchon die hohe Wahrſcheinlichkeit davon abbringen, daß die Franzoſen, wenn ſie wirklich in Deutſchland vordringen wollen, gegen Rheinbaiern ein Heer verwenden werden, das ſtark genug iſt, das unſerige dort ſo lange zu beſchäftigen, bis das zur Offenſive in Schwaben beſtimmte Heer ſeinen Uebergang beendigt hat" *).

Zwölfter Sprecher. „Man darf ſich über die Schwierigkeit ſolcher Flußoperationen nicht täuſchen, ſie gehören zu den gewagteſten Unternehmungen, und der Vertheidiger einer großen Flußſtrecke iſt nicht viel beſſer daran als ſein Gegner. Thätigkeit, Kühnheit und Glück werden in den meiſten Fällen den Erfolg beſtimmen. Es wird alſo viel darauf ankommen, wer zu der gewählten Verfahrungsart das ſtärkſte Vertrauen hat.

„Aber ein Umſtand iſt bisher ganz unerwähnt geblieben, und muß ſchließlich noch zur Sprache gebracht werden, denn er ſcheint mir ſehr wichtig zu ſeyn. Es wurde von vielen Sprechern bezweifelt, daß der unmittelbare Vertheidiger eines Fluſſes zur rechten Zeit und in hinreichender Stärke auf dem Uebergangspunkte ankommen werde, und auch ich hege dieſen Zweifel in mancher Beziehung. Bei dem ganzen Raiſonnement darüber hat aber Niemand daran gedacht, daß es Mittel giebt, die Bewegung der Truppen künſtlich zu beſchleunigen. Ich ſpreche

*) Das Ueberbrückungsſyſtem des Herrn von Birago, mittelſt welches die Donau am 23. Juli dieſes Jahres in 3¼ Stunde an einer Stelle überbrückt wurde, an welcher der Fluß 171 Klaftern Breite und eine Geſchwindigkeit von 9 Fuß in der Sekunde hatte, und ſich hauptſächlich durch ſeine Solidität bewährte, dürfte bei der Flußvertheidigungstheorie ebenfalls Berückſichtigung verdienen, obſchon anzunehmen iſt, daß zur Ueberbrückung einer ſolchen Flußſtelle im Kriege das Doppelte an Zeit erforderlich ſeyn wird. Anmerkung des Herausgebers.

nicht von gewöhnlichen, mit Pferden bespannten Wagen; dieses Mittel reicht hier nicht aus. Aber unsere Zeit ist so erfinderisch, daß man der Hoffnung Raum geben darf, man werde sich künftig hierzu der Eisenbahnen und Dampfwagenzüge bedienen, was ganz andere Resultate der Flußvertheidigung geben dürfte. Eine solche Verstärkung der Vertheidigungsmittel scheint mir namentlich am Oberrheine ganz unerläßlich, weil der Fluß dort sehr viele Inseln hat, die man doch nicht alle besetzen und verschanzen kann, um den Uebergang zu erschweren. Unsere Erfahrungen in dieser neuen Bewegungsart sind zwar noch sehr neu, es steht aber der militärischen Benutzung derselben Nichts entgegen, das nicht zu beseitigen seyn dürfte. Minerva, unsere Schutzgöttin, wird uns ihren Beistand nicht versagen, und Morpheus Befehl geben, seine Traumgötterchen mit angemessenen Instruktionen auf die Erde zu senden, namentlich nach Frankfurt a. M., um alle Mitglieder der Militär-Commission des deutschen Bundes für diese Idee zu gewinnen."

Es trat hierauf eine Pause ein, und da auf mein Befragen Niemand etwas Weiteres vorzutragen oder einzuwenden hatte, erklärte ich, daß die Berathung zu Ende sey, worauf wir uns trennten. Ich hatte mich der Theilnahme daran nur deshalb enthalten, weil der neunte Sprecher der Vertreter meiner Ansichten gewesen war. Später erkannte ich in demselben unseren alten Freund, den General von Valentini.

Als wir zur Gesellschaft zurückgekehrt waren, fanden wir dieselbe in einer seltsamen Aufregung, deren Ursache uns nicht lange ein Geheimniß blieb. Merkur war durch die von Minerven erhaltene Züchtigung nur noch mehr gereizt worden, ihren Planen zum Schutze der Deutschen entgegenzuarbeiten. Aber

auch Mars hatte ihn durch unzeitige Vorwürfe etwas erbittert. Da nun Merkur bekanntlich ein Freund des Handels und der Industrie ist, und die Städte verwüstende Bellona niemals leiden mochte, sagte er Beiden die versprochenen geheimen Dienste auf, und fing an, die in der Gesellschaft anwesenden Engländer auf eigene Hand in sein Interesse zu ziehen. Doch hat er das, wie mich dünkt, recht schlau angefangen, denn statt die Franzosen und Engländer gegen einander aufzuhetzen, versprach er ihnen goldene Berge von einem Bündnisse, das vorläufig nur merkantile und industrielle Zwecke haben, also eigentlich gegen keinen Staat insbesondere gerichtet seyn solle. Dadurch hofft Merkur die Franzosen etwas einzuschläfern, mithin moralisch zu schwächen, während er ihnen vorspiegelt, daß ihre materielle Macht einen sehr starken Zuwachs durch dieses Bündniß erhalten werde. Die Mehrzahl der Anwesenden ließ sich wirklich durch ihn verblenden, nur Einige witterten Unrath, da ihnen bekannt ist, daß Merkur viel mit St. James verkehrt, und der geheime Agent der dortigen Machthaber seyn soll. Für den Fall also, daß über lang oder kurz ein Bündniß zwischen England und Frankreich geschlossen wird, dürfen unsere Landsleute sich nicht sehr ängstigen, denn es kann nicht von Dauer seyn, und dürfte Euch indirekt manchen Vortheil verschaffen. Legt nur die Hände nicht müßig in den Schooß, und rüstet Euch zum Kampfe gegen Jedermann mit allen Waffen, die Natur und Kunst, Wissenschaft und Industrie Euch mit so großer Freigebigkeit darbieten. Unser Jahrhundert macht Ansprüche auf Großartigkeit, vergeßt das nicht, und wendet bei allen Dingen die Krämerelle nicht als Maßstab an.

Siebenzehnter Brief.

Olymp, den 7. Auguſt 1838.

Einladung zu Napoleon. Ueber das Mißlingen des Feldzugs 1812 in Rußland. — Der Gehorſam eines Heerführers in Bezug auf erhaltene Befehle. — Unterhaltung über vermiſchte Gegenſtände. Napoleon über die militäriſchen Schriftſteller. Ein Selbſtgeſpräch. Ausſichten.

Geſtern hatte ich eine ſehr angenehme Ueberraſchung, indem mir **Napoleon** ſagen ließ, daß er mich für den Abend bei ſich zu ſehen wünſche. Anfangs glaubte ich, der Kaiſer wolle mit mir über die Entwürfe in Betreff der europäiſchen Türkei ſprechen, doch erwähnte er derſelben mit keiner Sylbe, ſondern ſagte gleich beim Eintreten zu mir: „Ich habe heute großes Verlangen, mich über allerlei militäriſche Gegenſtände auszuſprechen, will mich aber an keinen beſtimmten Ideengang binden, und räume Ihnen deshalb das Recht ein, ganz nach Gutdünken und ohne alle Umſtände Fragen an mich zu richten; denn ſobald ich mir die Initiative ſelbſt vorbehalte, komme ich unvermerkt auf Gegenſtände, die ich nur ungern berühre, mein Gemüth aigrirt ſich, und ich empfinde viel weniger Vergnügen an der Unterhaltung, als wenn ich innerhalb des einfachen Ideenaustauſches bleibe. Alſo ohne Umſtände, lieber Clauſewitz, behandeln Sie mich als einen alten Kriegskameraden, obſchon wir einander immer nur gegenüber geſtanden haben, ſelbſt 1812, wo Ihr Monarch mein Verbündeter gegen Rußland war.“

Bei der letzteren Bemerkung verfinſterte ſich Napoleons Stirn, doch ſtrich er ſchnell mit der flachen Hand darüber und ſagte lächelnd: „Ich muß Ihnen damals recht verhaßt geweſen ſeyn;

was führte Sie denn eigentlich in russische Dienste? — „Sire, gab ich zur Antwort, die Leiden meines Vaterlandes schmerzten mich tief; mehr noch der immer weiter um sich greifende Unterwürfigkeitssinn der Deutschen; ich vermochte es nicht länger mit anzusehen und wanderte aus." — „Aber warum schifften Sie sich nicht lieber nach Amerika ein, das Land der Freiheit?" — „Ich wollte mich nicht gern zu weit vom Kriegsschauplatze entfernen, da ich das Resultat dieses Krieges und einen baldigen Umschwung der politischen Verhältnisse voraussah." — „Voraussah?" erwiderte Napoleon mit großer Lebhaftigkeit, „ey seht doch den superklugen Herrn! Bei keinem meiner vielen Kriege habe ich die Voraussicht so weit getrieben, als gerade in diesem Kriege; Alles war reiflich erwogen worden, selbst die möglichen Einflüsse eines frühen oder sehr strengen Winters. Und jetzt sagt mir Einer mit dürren Worten, daß er das Resultat dieses Krieges vorausgesehen haben will. C'est un jugement après coup, Monsieur le savant, gestehen Sie das nur ganz ehrlich."

Ich. „Die Wirkung von zwei Dingen scheinen Ew. Majestät entweder nicht genau gekannt, oder nicht hoch genug in Anschlag gebracht zu haben; ich meine den Charakter der Russen und die große Ausdehnung ihres Landes. Der Russe gleicht in vielen Dingen dem Spanier, hat aber vor diesem den Gehorsam gegen seine Oberen voraus, ein ungeheuerer Vorzug, weil die in ihm schlummernden Kräfte dadurch leichter geweckt, belebt, concentrirt und nach Gefallen verwendet werden können. Das Land selbst ist einer Invasion höchst ungünstig, es vertheidigt sich fast ohne Zuthun der bewaffneten Macht durch die großen menschenleeren Räume, auf welchen man weder Obdach noch Nahrung für beträchtliche Streitmassen findet. Sobald der russische Feldherr jeder entscheidenden Schlacht absichtlich ausweicht, und den Marsch des Invasionsheeres nur auf jede Weise

zu erschweren sucht, muß dasselbe schon sehr bedeutend geschwächt werden, ja ich bin der Ueberzeugung, daß man jedes in das Innere Rußlands tief eindringende Heer strategisch zu Grunde richten kann, ohne nur eine einzige Schlacht zu liefern."

Napoleon. „Ein solches Verfahren hat zu viel Chimärisches, als daß ich es ausführbar halten könnte, und setzt eine so große Beweglichkeit voraus, wie sie ein mit genügender Artillerie und dem nöthigen Fuhrwesen versehenes Heer niemals haben kann. Ueberdies würden die im steten Ausweichen begriffenen Truppen nach und nach allen kriegerischen Geist, alles Selbstvertrauen verlieren, und um so leichter überwunden werden können, wenn sie endlich einmal zum Waffengebrauche gezwungen sind. Das schmeckt ein wenig nach Bülows Lehre von den excentrischen Rückzügen, die wohl für isolirte kleine Corps, aber nicht für Heere von Hunderttausenden anwendbar sind."

Ich. „Und doch haben die Russen ein ähnliches Verfahren 1812 beobachtet, zwar mehr in Folge ihrer geringen Stärke zu Anfang des Feldzugs, als nach einem festbestimmten Plane, aber Sie werden zugeben, Sire, daß dieses beharrliche Verweigern der Schlacht, die Sie eifrig wünschten, einen starken Strich durch Ihren Operationsplan gemacht hat. Daß sich der Angreifende im Vorgehen schwächt, ist eine seit Jahrtausenden bekannte Sache, doch schadet die physische Schwächung wenig, sobald sie durch die moralische Stärkung übertragen wird. Hat man aber auf dem langen Wege zum Operationsziele den Feind nur vor sich weichen, ihn nirgends eine ernste Anstrengung machen sehen, uns ein nec plus ultra zu bezeichnen, dann treten zwei Fälle ein, die in ihren Folgen gleich sehr verderblich werden können. Entweder man schätzt den Gegner sehr gering und wird nachlässig; oder man legt ihm geheime Absichten unter und fängt an, allerhand Besorgnissen für die Zukunft Raum zu geben. In beiden

Fällen aber wird man Fehler begehen, das scheint in der Natur dieser Verhältnisse zu liegen. Ganz anders ist es, wenn man den Gegner zurückgeschlagen, ihm das Geständniß seiner Ohnmacht durch die Waffen abgerungen hat, ein tiefes Eindringen in das feindliche Land hat dann weit weniger Gefahren, sobald nur sonst für den Unterhalt und die Sicherheit der Verbindung mit dem eigenen Lande gesorgt ist."

Napoleon. „Jetzt will ich Sie mit Ihren eigenen Worten schlagen, General! In den Schlachten bei Smolensk und Walutina-Gora (den 17. und 19. August) glaube ich den Russen bewiesen zu haben, daß sie zum Widerstande viel zu ohnmächtig waren; meine Basis war stark, meine Verbindung keinen Augenblick gefährdet, ich habe also ganz nach Ihren Grundsätzen gehandelt."

Ich. „Mit Gunst, Sire, die sogenannten Schlachten bei Smolensk und Walutina-Gora waren eigentlich nur Rückzugsgefechte im größeren Styl, deren Resultate Sie unmöglich befriedigt haben können. Ihre eigenen Verluste darin überstiegen fast die der Russen, welche in guter Ordnung zurückgingen, und später in der Schlacht bei Borodino (den 7. September) den hartnäckigsten Widerstand leisteten. Was aber für die Richtigkeit meiner Behauptung am stärksten sprechen dürfte, war das Machtverhältniß in dieser Schlacht. Ihr anfängliches Uebergewicht hatte sich bereits in ein Gleichgewicht der Kräfte verwandelt, denn von den 285,000 Mann, mit welchen Ew. Majestät über Witepsk und Smolensk vordrangen, blieben Ihnen, nach Abzug der Entsendungen und Verluste, bei Borodino nur noch 130,000 Mann, und so stark waren beinahe auch die Russen. Diese gewiß sehr beträchtliche Schwächung hat mich höchlichst überrascht, denn das, was Sie in der Regel zu entsenden oder zurückzulassen pflegten, beschränkte sich stets auf das Unentbehr-

lichste. Da nun die Verluste in den Gefechten bis zur Schlacht bei Borodino sich leicht übersehen lassen, ist man zu der Voraussetzung berechtigt, daß jene Schwächung hauptsächlich durch den täglichen Abgang an Kranken und Ermatteten entstanden sey; eine ganz natürliche Folge des steten Zusammenhaltens so großer Streitmassen, wie sie das Streben nach schneller Entscheidung gebieterisch forderte, und das würde meine Behauptung unterstützen, daß der Angreifer sich im Vorgehen schwächt, und zwar verhältnißmäßig um so mehr, je größer der Raum ist, den er zu durchschreiten hat, und je schneller er ihn durchschreitet; ferner, daß ein Sieg keinen erheblichen Nutzen gewähren kann, sobald man das Werkzeug desselben, die Armee, durch zu große Energie gleichzeitig mit zu Grunde richtet."

Napoleon. „Meine moralische Ueberlegenheit in der Schlacht bei Borodino war immer noch groß genug, mir einen vollständigen Sieg versprechen zu dürfen, den ich auch erfochten zu haben glaube, denn die Russen gaben ja in Folge ihrer Niederlage die Hauptstadt des Landes Preiß, wo ich bald darauf ungehindert einzog. Aber mich dünkt, Sie huldigen der Ansicht derer, welche verlangten, ich sollte in Litthauen stehen bleiben, mir dort eine neue Operationsbasis gründen, und erst im folgenden Jahre den Marsch nach Moskau antreten. Hätte ich das gethan, so würde ich mich den nächsten Winter in ein trauriges Vertheidigungssystem verwickelt haben, bei welchem ich nothwendig den Kürzeren ziehen mußte. Meine Tadler würden dann gesagt haben: Napaleon ist nicht mehr der Alte; nicht einmal bis zur ersten Hauptschlacht hat er seine Offensive getrieben, er, der seine Eroberungen durch die Siege von Austerlitz, Friedland und Wagram an den letzten Mauern der feindlichen Staaten zu besiegeln pflegte. Die feindliche Hauptstadt, das entblößte zum Fall bereite Moskau, hat er zu nehmen zaghaft versäumt, und dadurch

den Kern bestehen lassen, um den sich neuer Widerstand sammeln konnte. Er hat das unerhörte Glück, den russischen Koloß zu überfallen, und benutzt diesen Vortheil nicht ihn niederzuwerfen, hält mitten im Siegeslaufe inne, als wenn es ihm an Muth und Kraft gefehlt hätte. — So würde man alsdann über mich geurtheilt haben. Ich mußte nothwendig schon im ersten Feldzuge mit meinem Angriffsstoße bis Moskau reichen, wenn ich mir Hoffnung machen wollte, den Muth des russischen Kaisers, die Standhaftigkeit seines Heeres, und die Treue seines Volkes zu erschüttern. Nur in Moskau durfte ich hoffen den Frieden zu dictiren, und ein anderes Ziel habe ich mir in jenem Kriege niemals gesteckt. Ich führte also meine Hauptmacht gegen die Hauptmacht der Russen, die vor mir zurück in das Lager bei Drissa wich, und erst bei Smolensk zum Stehen kam. Ich riß Bragation mit fort, schlug Kutusow bei Borodino und nahm Moskau ein. Daß ich dort den Frieden nicht erringen konnte, hatte ganz andere Ursachen, versetzte mich aber, was ich nicht leugnen will, in eine sehr schlimme Alternative, wie das immer zu gehen pflegt, sobald man, wie Sie sagen, den Kulminationspunkt des Sieges erreicht hat, und doch keine gnügende Wirkung davon sieht."

Ich. „Ew. Majestät thun mir unrecht, wenn Sie glauben, daß ich das zu schnelle Vorschreiten nach dem vorgesteckten Ziele tadeln wolle; im Gegentheil bin ich der Meinung, daß der Feldzug etwas früher hätte eröffnet werden sollen, damit Sie zeitiger nach Moskau kamen, vielleicht wären dadurch auch die großen Verluste auf dem Marsche vermieden worden, weil dann weniger Ursache zu so großer Eile war. Der unglückliche Ausgang eines Krieges ist noch kein Beweis, daß er fehlerhaft geführt worden sey, und wer an der gnügenden Wirksamkeit eines Mittels zum Siege zweifelt, behauptet deshalb

noch nicht, ein besseres angeben zu können, wenigstens ist das mir in Bezug auf den Feldzug 1812 nicht in den Sinn gekommen. Ich glaube aber, daß ein so ungeheueres Reich, wie Rußland, nur bezwungen werden kann durch die Wirkungen des inneren Zwiespaltes, der zwar auch vorhanden war, doch in einem viel zu geringen Grade, um Ew. Majestät beträchtlichen Vorschub zu leisten. Die Zähigkeit des russischen Nationalcharakters war es hauptsächlich, was alle Wirkungen Ihrer Fortschritte schwächte, diese konnte Ihnen aber unmöglich so genau bekannt seyn. Und doch war das russische Heer durch die Schlacht bei Borodino so erschüttert worden, daß man Mühe hatte, eine Arriergarde von Achtung gebietender Haltung zusammen zu bringen. Hätten Sie damals einen Blick hinter die Coulissen thun können, Sire, ich glaube, daß Ihr Zweck dennoch erreicht worden wäre. Aber die Besitznahme des menschenleeren Moskau brachte nicht die erwünschten Wirkungen hervor, obschon sie Ihnen von großen Nutzen war. Die Russen kamen schnell wieder zur Besinnung, und die ihnen gestattete Ruhe wurde gut benutzt."

Der Kaiser schien sich durch diese Aeußerungen zwar etwas zu besänftigen, doch sahe ich nur zu deutlich, daß der Gegenstand unserer Unterhaltung ihn in eine sehr gereizte Stimmung versetzt hatte, weshalb ich froh war, daß er nicht weiter darauf einging, und schnell auf ein anderes Thema überzuspringen suchte. Für den Augenblick fiel mir gerade nichts Besseres ein, als Eugens unerbrochene Depesche bei Zenta, und ich bat den Kaiser deshalb um seine Meinung.

„Der Prinz Eugen, sagte **Napoleon**, hat ganz recht gehandelt, und er würde eben so wenig strafbar gewesen seyn, wenn er die Depesche sogleich gelesen, und die Türken ungeachtet des Verbots angegriffen hätte. Wenn ein Heerführer einen Opera-

tionsplan zugefertigt erhält, der nach ſeiner Anſicht nur ins Unglück führt, ſo würde er ein Staatsverbrechen begehen ihn zu befolgen; ſo iſt es auch, wenn er Befehl zu einer Schlacht erhält, die er zu verlieren überzeugt iſt. Er muß in ſolchen Fällen Gegenvorſtellungen machen, auf Abänderung beſtehen und, wenn das nicht fruchtet, ſeine Entlaſſung einreichen, denn er darf niemals wiſſentlich das Werkzeug des Unterganges der ihm anvertrauten Truppen werden. Ueberhaupt muß man wohl beachten, daß ein Heerführer die höchſte vollziehende militäriſche Behörde des Staates iſt, man darf ihm alſo nur Inſtruktionen, aber keine militäriſchen Befehle zuſenden. Den Inſtruktionen muß er allerdings mit größter Gewiſſenhaftigkeit nachkommen; Befehle, die einen unbedingten Gehorſam verlangen, braucht er aber nicht anzunehmen. Selbſt ein Unterbefehlshaber iſt im Felde nur dann zu unbedingtem Gehorſam verpflichtet, wenn der höhere Befehlshaber, von welchem der Befehl ausgeht, zur Stelle iſt, von dem Stande der Dinge genaue Kenntniß hat, die möglichen Einwürfe oder Anfragen anhören, und die erforderlichen Erklärungen geben kann.

„Wenn nun ſchon die Befolgung von Befehlen dergleichen Modifikationen zuläſſig macht, ſo iſt das mit Verboten noch weit mehr der Fall, und es grenzt an Unverſtand, fern vom Schauplatze der kriegeriſchen Ereigniſſe ſolche Verbote zu erlaſſen. Sobald man von einem Heerführer verlangt, daß er ſeinen Gegner fortwährend ſorgfältig im Auge behalten ſoll, um nach Umſtänden entweder ihn mit Kraft anzugreifen, oder ſich deſſen Angriffen zu entziehen, geht ſchon von ſelbſt daraus hervor, daß man ihm darin freie Hand läßt, und ſich von Hauſe aus darauf beſchränkt, ihm die Grundzüge ſeines Verhaltens vorzuzeichnen, was nur in Form von Inſtruktionen geſchehen kann. Geht die fern vom Kriegsſchauplatze bleibende Regierungsbehörde

über diese Linie hinaus, maßt sie sich eine direkte Einmischung in den Gang der Operationen an, so fällt sie aus der Rolle, und der Heerführer, dessen Verantwortlichkeit eine doppelte ist, darf nun gleichfalls sich eine solche Abweichung erlauben. Wollte er hingegen thun wie ihm befohlen, ungeachtet der Ueberzeugung, daß die verlangte That mißlingen und dem Staate großen Nachtheil bringen werde, so würde es ihm hinterdrein wenig nützen, sich durch den erhaltenen Befehl entschuldigen zu wollen, denn man würde ihm sogleich zur Antwort geben: daß ein Heerführer kein blindes Werkzeug seyn solle. Aber, wie gesagt, die Verhältnisse und Umstände sind dabei wohl zu unterscheiden, denn wollte man es dem Gutdünken eines Jeden freistellen, ob er einen erhaltenen Befehl ganz, oder nur zum Theil, oder auch gar nicht befolgen wolle, so würde daraus noch viel größeres Unheil entstehen, als durch Ertheilung einzelner unverständiger Befehle, die buchstäblich vollzogen werden. Indeß bin ich nicht der Meinung, daß in Bezug auf kriegerische Unternehmungen, die mehr als ein ganz einfacher Angriffs- oder Vertheidigungsakt sind, der unbedingte Gehorsam sehr weit auszudehnen sey. Der Mechanismus und Methodismus gewinnt zwar dadurch, die Intelligenz, das freie Handeln des Geistes, wird aber zu sehr beschränkt, die Friktion der Maschine bedeutend erhöht. Selbst der Anführer eines kleinen Trupps befindet sich häufig in Lagen, wo er sein eigener Rathgeber seyn muß, und der passive Gehorsam nicht nur ihn und seine Truppe augenscheinlich ins Verderben führen, sondern auch der Zweck seiner Entsendung nicht erreicht werden würde. Man unterscheide also genau die Fälle, in welchen die handelnden Personen Instruktionen statt Befehle erhalten müssen, sorge aber dafür, daß gnügende Intelligenz im Heere verbreitet werde.

„Was mich selbst betrifft, so habe ich als Obergeneral der französischen Republick die Befehle meiner Regierung sehr oft

unbeachtet gelassen. Ich eröffnete den Feldzug 1796 in Italien, ohne Jemand erst um Erlaubniß zu bitten, und würde nichts ausgerichtet haben, wenn ich nach Instruktionen des Direktoriums hätte handeln müssen. Mann wollte mir zwar dergleichen zusenden, über einen Theil meines Heeres zu Gunsten eines andern Feldherrn verfügen, in meine Operationen willkürlich eingreifen u. s. w. Aber ich erklärte den Herren ganz kurz, daß, wenn sie in meine Fähigkeiten und in meinen Diensteifer zu wenig Vertrauen setzten, sie den Oberbefehl einem Würdigeren übertragen möchten, und daß wenn sie große Erfolge von meiner Thätigkeit erwarteten, die Einheit des militärischen Gedankens auf keine Weise beeinträchtigt werden dürfe. — Sobald ein Feldherr alle die nöthigen Vorbereitungen und Einleitungen zu einer wichtigen Unternehmung getroffen, an die entfernteren Heertheile die erforderlichen Instruktionen erlassen hat, ist nichts so störend als die plötzliche Aenderung der erhaltenen Aufgabe. Die Politik kann eine solche Aenderung zuweilen gebieten, die Beschleunigung oder Ermäßigung der kriegerischen Thätigkeit eines Heeres, ja selbst ein Operationsziel in ganz anderer Richtung nothwendig machen; immer aber bleibt das ein großer Uebelstand für die Ausführung, denn man kann ein ganzes Heer nicht mit der Leichtigkeit handhaben, wie ein Husarenoberst sein Regiment herumwirft. Der Uebergang von einer Thätigkeitsweise, von einer Operationslinie zur andern, ist mit zahllosen Schwierigkeiten verknüpft, besonders für die Heerverwaltung, welche aber ebenfalls vom Feldherrn in der Hauptsache selbst angeordnet werden, Impuls und Regel erhalten muß. Auch die Kenntnißnahme von der Wege- und Bodenbeschaffenheit in der zu durchziehenden Gegend, von den vorhandenen Unterhalts- und Transportmitteln daselbst, nimmt viel Zeit in Anspruch, und muß folglich sehr mangelhaft bleiben, wenn man durch kategorische Befehle gezwungen wird, seinen Operationsplan über Nacht zu ändern. Die Herren hinter dem grü-

nen Tiſche ſtellen ſich das Alles viel leichter vor, weil ſie die innere organiſche Lebensthätigkeit des Heeres nicht vor Augen haben, und nur die Wirkungen derſelben gewahr werden."

Napoleon war jetzt ganz in ſeinem Elemente, die Wendung des Geſprächs hatte ſeine Stimmung erheitert, und dies gab mir den Muth, mit dem etwas gewagten Einwurfe hervorzurücken: daß er ſelbſt zuweilen aus weiter Ferne an ſeine Heerführer Befehle erlaſſen habe, deren genaue Vollziehung gewiß auch ihre großen Schwierigkeiten gehabt haben müßte. „Mein lieber Clauſewitz," erwiderte **Napoleon**, indem er dicht an mich herantrat und einen meiner Rockknöpfe erfaßte, „Sie werden wahrſcheinlich an ſich auch die Erfahrung gemacht haben, daß es viel leichter iſt Anderen gute Lehren zu geben, als ſich ſelbſt darnach zu richten. Wenn Sie aber gerecht ſeyn wollen, ſo müſſen Sie eingeſtehen, daß ich, der Schöpfer meiner Macht, unter allen Umſtänden auch das belebende Prinzip derſelben ſeyn und bleiben mußte. Ueberdies hatte ich jederzeit eine ſo genaue und umfaſſende Kenntniß von dem Gange der Operationen auf entfernten Kriegsſchauplätzen, von den Eigenthümlichkeiten des Landes, von ſeinen Hilfsquellen, von dem Charakter meiner Unterfeldherren und der zuläſſigen Kriegführungsart, und meine Phantaſie verſetzte mich ſo lebhaft in ihre Lagen, daß direkte Eingriffe von meiner Seite ſich wohl ſehr entſchuldigen laſſen, und weniger Tadel verdienen, als bei vielen anderen Monarchen oder ihren Organen, die von allen dieſen Dingen kaum eine Muthmaßung hatten. Wenn das große Publikum die ganze Correſpondenz mit meinen Unterfeldherrn vor Augen hätte, ſo würde man auch wahrnehmen, daß da, wo ich beſtimmte Operationsbefehle erließ, gewöhnlich Anfragen und Vorſchläge vorausgegangen waren, daß meine Entſcheidung gewünſcht und erbeten wurde, und mein Befehl im Grunde nichts anderes enthielt, als eben dieſe Entſcheidung. Das iſt alſo eine ganz andere Sache.

„In der Regel enthielt ich mich jeder direkten Einmiſchung in die Operationen Anderer, ſelbſt wenn ich in der Nähe war, denn ein Jeder hat bekanntlich ſeine eigene Verfahrungsart, die man nicht ſtören muß. Sie werden ſich entſinnen, daß Moreau meinen Operationsplan für den Feldzug 1800 in Süddeutſchland nicht billigte, ſich dabei zu großen Gefahren ausgeſetzt glaubte, und einen von ihm ſelbſt entworfenen Plan einreichte, den ich als erſter Konſul eigentlich hätte zurückweiſen ſollen. Aber Moreau hatte nun einmal nicht die Fähigkeit, in meinen Ideengang einzugehen, und ſo ließ ich ihn gewähren. Der Zweck wurde allerdings auch erreicht, denn es führen ja bekanntlich der Wege mehrere zum Ziele, aber freilich der eine viel ſpäter als der andere, weniger ſicher und nicht ſo vollſtändig. Ein Feldherr, der nach einem ihm nicht zuſagenden Plane handeln ſoll, kommt mir vor wie der Schauſpieler wider Willen, es entſteht ſelten etwas Gutes daraus, denn man darf unter ſolchen Umſtänden nicht erwarten, daß er ſeine ganze Geiſtesthätigkeit aufbieten werde, ſelbſt wenn er dazu den beſten Willen hätte."

Ich. „Darf ich Ew. Majeſtät an den Marſchall Ney und an die Schlacht bei Ligny erinnern?"

Napoleon. „Aha, Sie meinen den Befehl, welchen ich an den Grafen Erlon abgehen ließ, mit ſeinem Corps ſogleich in die rechte Flanke der Preußen zu marſchiren, iſt dem nicht ſo?

Ich. „Das wollte ich auch andeuten, Sire. Der Marſchall Ney hatte von Ihnen Befehl, mit dem 1. und 2. Corps gegen Quatrebras vorzudringen, und Alles abzuhalten, was von Wellingtons Heere dort ſich wirkſam zeigen ſollte. Da er die Stärke ſeiner Gegner nicht überſehen, noch weniger mit einiger Gewißheit beurtheilen konnte, wieviel Streitkräfte er im Laufe des Tages gegen ſich haben werde, ließ er den Grafen Erlon mit dem 1. Corps in Reſerve, und dieſer erhielt ſpäter von Ew. Majeſtät

Befehl, sich gegen Ligny zu wenden. Wie wurde es unter solchen Umständen dem Marschall Ney möglich, der erhaltenen Aufgabe zu entsprechen? Mußte er nicht in die größte Gefahr kommen, als er den Feind immer stärker werden sah, nach seiner Reserve schickte, und diese inzwischen eine andere Bestimmung erhalten hatte?"

Napoleon. „Mein lieber General, Sie machen mir da einen starken Vorwurf. Doch lassen Sie sich darüber belehren. Als ich den Befehl an Erlon schickte, wich ich allerdings von der Regel ab, das wußte ich, denn die bloße Anzeige von Ney, daß ich über sein 1. Corps anders verfügt habe, ändert nichts in der Sache, da Ney seine Angriffsdisposition einmal getroffen hatte, und ohne Reserve natürlich nicht so energisch verfahren konnte, als ich von ihm verlangte. Aber bei dem damaligen Drange der Ereignisse konnte nicht Alles so regelrecht gehen, als zu anderen Zeiten. Bei Ligny war ich in einen sehr heftigen Kampf verwickelt, bei Quatrebras hingegen vernahm ich nur einen schwachen Kanonendonner und schloß daraus, daß Ney nur wenig Kräfte gegen sich habe, die bei Ligny besser verwendet werden konnten. Dies rechtfertigt zur Genüge mein eigenmächtiges Verfahren in Bezug auf Erlon. Einen weit größeren Fehler beging ich aber insofern, daß ich den Befehl an Erlon nicht ganz unbedingt stellte, um jede Abweichung davon unmöglich zu machen. Daher kam es, daß dieses Corps keinem von uns Beiden nützte. Denn Sie wissen ja, daß Ney an Erlon einen Gegenbefehl schickte und ihn zurückrief, wobei er ihm sagen ließ, daß er von Niemand als von ihm selbst Befehl zu empfangen habe. Erlon kannte die Dienstordnung zu gut, um nicht augenblicklich Folge zu leisten, und entschuldigte seinen Abmarsch ganz einfach damit, daß der kaiserliche Adjutant (General Flahaut) ihm die Versicherung gegeben habe, der Marschall werde von die-

ser abweichenden Bestimmung sogleich durch ihn in Kenntniß gesetzt. — Ney war hier in seinem Rechte. Indeß stand mir doch die Macht zu, eine Aenderung zu treffen, nur hätte ich mich der Mitwirkung Erlons besser versichern sollen. Die Schlacht bei Ligny würde dann für mich einen weit günstigeren Ausgang gehabt haben, und wenn auch Ney in Folge seiner Schwächung geschlagen worden wäre, so hatte das alsdann viel weniger zu bedeuten. Aber es giebt Verhältnisse im Kriege, die von so eigenthümlicher Art sind, daß man selbst nachher nicht entscheiden kann, was man hätte thun oder unterlassen sollen. Doch sprechen wir nicht mehr von jenen Unglückstagen, die Wunden, welche mir damals geschlagen wurden, sind noch nicht verharscht, und ich wollte mich ja in Ihrer Gesellschaft erheitern."

Ich. „Ew. Majestät äußerten zuvor, daß man vor Allem Sorge tragen müsse, gnügende Intelligenz im Heere zu verbreiten, damit Jeder nach Zweck und Umständen handeln lerne. Es hat mir aber nicht immer geschienen, als sey die Intelligenz, d. h. das auf haltbare Gründe gestützte Bewußtseyn des Richtigeren und Besseren, eine große Empfehlung, ein Mittel zu schnellerer Beförderung gewesen, denn ich habe Generale und Obersten in Ihrem Heere gekannt, deren Wissen sich kaum über die Grenzen ihres Dienst- und Exerzir-Reglements erhob, die aber gleichwohl in hohem Ansehen standen und sich der kaiserlichen Huld erfreuten."

Napoleon. „Ich errathe worauf Sie anspielen, General; aber sagen Sie mir doch einmal, ist Ihre rechte Hand oder Ihr linker Fuß so klug als Ihr Kopf? Oder würden Sie wünschen nur eine Hand und einen Fuß, dafür aber drei Köpfe zu haben? Ganz gewiß nicht! Jedes Ding in der Welt hat also seinen besonderen Werth, und es giebt Fälle im Leben, wo man

sich keinen Augenblick besinnen würde, den kostbarsten Zobelpelz gegen ein Paar wasserdichte Stiefeln zu vertauschen. Gerade so verhält es sich auch mit den Individuen in einem Heere, es mag von der befehlenden oder von der gehorchenden Klasse die Rede seyn. Ein Befehlshaber kann nicht alle Kenntnisse und Fähigkeiten in sich vereinigen, deren er zur Ausübung seiner schweren Berufspflichten bedarf, er muß sich also mit Leuten umgeben, die ihm dabei durch Rath und That hilfreich zur Hand gehen. Sein Ansehen wird dadurch viel weniger beeinträchtigt, als wenn er sich mit falschem Schimmer brüsten wollte. Man macht sich in den Augen der Untergebenen am lächerlichsten, wenn man Alles besser zu wissen vorgiebt, und gleichwohl den Mangel an besserem Wissen nicht verbergen kann, auch wird man von ihnen viel schlechter bedient. Wer aber ganz offen gesteht, daß ihm von dieser oder jener Sache die gründliche Kenntniß oder die nöthige Erfahrung abgeht, und deshalb den Rath unterrichteter oder erfahrener Männer begehrt, der wird, wenn er nur selbst nicht ohne Verdienste ist und sich dabei zu benehmen weiß, auch bald die rechten Leute herausfinden. Man könnte zwar entgegnen, daß ein Befehlshaber dadurch von Anderen abhängig werde, die nöthige Selbstständigkeit verliere, ein Spielball der Intriguanten sey u. s. w. Aber Männer von Charakter und Takt sind solchen Nachtheilen nicht ausgesetzt, und diese beiden Eigenschaften dürfen einem Anführer niemals fehlen. Es gehört aber auch mit zu den nothwendigsten Eigenschaften eines Befehlshabers, daß er die Verdienste seiner Untergebenen zu erkennen, zu ehren, und nach Kräften zu belohnen versteht, wodurch das unsichtbare Band zwischen ihnen immer fester geknüpft wird; ja er muß sogar der Eitelkeit zu schmeicheln wissen, um sie zu größerer Thätigkeit anzuregen. Das Vertrauen, welches ich geflissentlich in meine Untergebenen setzte, ist selten getäuscht worden, und es verhält sich damit wie mit der körperlichen An-

ſtrengung im Kriege, je mehr man fordert, deſto mehr wird geleiſtet."

Ich. „Weit entfernt, Ihnen hierin widerſprechen zu wollen, Sire, kann ich doch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß zuweilen auch zuviel gefordert wird, daß man Männer von Talent und regem Ehrgefühl über die Gebühr in Anſpruch nimmt, ſie vor der Zeit abnutzt, und ſich dadurch ihrer Dienſte zu früh beraubt, was dem Ganzen nicht erſprießlich ſeyn kann."

Napoleon. „Darüber, mein lieber General, giebt es keine Polizeitaxe. Ich ſelbſt habe meiner Umgebung viel zugemuthet, aber dieſe größere Thätigkeit dauerte immer nur eine Anzahl Jahre, dann belohnte ich ſie auch kaiſerlich und ſtellte ſie auf ruhigere Poſten. Es iſt unedel, Männer von Geiſt und Talent wie einen Miethgaul abzunutzen, da ihr Werth mit den Jahren ſteigt, was bei Leuten von gemeinem Schlage nicht der Fall iſt, weshalb man dieſe verhältnißmäßig auch mehr anſtrengen darf. Indeß muß jede Art von Verdienſt ihre Belohnung haben."

Ich. „Es hat mir immer überaus ſchwer geſchienen, ein Belohnungsſyſtem zu erfinden, das allen Anforderungen entſpricht, weil das Erkennen des wahren Verdienſtes demſelben als Baſis dienen müßte, und dieſes Verdienſt von ſehr verſchiedener Art ſeyn kann, im Kriege ſowohl als im Frieden. Man müßte alſo zuerſt den Begriff von wahrem Verdienſte feſtſtellen, und dann die Perſonen bezeichnen, welche dergleichen Verdienſte zur Kenntniß der höchſten Befehlshaber zu bringen, vielleicht ſelbſt über die Art ihrer Belohnung Vorſchläge zu machen haben. Zwar bin ich kein Freund von collegialiſcher Wirkſamkeit, hier ſcheint mir aber das Urtheil Mehrerer nicht unwichtig zu ſeyn, und ich würde ſelbſt auf die Anſicht der Untergebenen Werth legen,

ohne mich deshalb in meinen Beschlüssen dadurch binden zu lassen."

Napoleon. „Ihre Idee ist nicht übel, General, aber nach welchen Grundsätzen wollten Sie das Comité bilden, welches über das Verdienst Einzelner ein Urtheil zu fällen hat? Würde dasselbe nicht aus Militärs aller Grade bestehen, nicht jedes Regiment und jede Partei ihr besonderes Comité haben müssen? Bedenken Sie doch, wohin das führen könnte; es verträgt sich eine solche Einrichtung nicht mit den Grundsätzen der Militärhierarchie, wo die Vielköpfigkeit immer ein Hemmschuh für das Gute seyn wird. — Was den Begriff von wahrem Verdienste anbelangt, so ist derselbe ohne große Schwierigkeit festzustellen. Bei der den Menschen im Allgemeinen angebornen Neigung, jeder großen Anstrengung des Geistes oder Körpers sich möglichst zu entziehen, ihr Berufsleben sich zu erleichtern, würde schon die wahrgenommene eifrige Pflichterfüllung zum Verdienste werden. Es wird dieselbe zwar überall gefordert, macht man aber zur Bedingung, daß ein Jeder seine ganzen Kräfte dem Dienste zu widmen habe und, wenn er dies wirklich thut, dadurch nur eine Pflicht erfülle, so müßte man auch, um consequent zu bleiben, jede kleine Unterlassungssünde oder Vernachlässigung bestrafen, weil dieselbe dann als pflichtwidrige Handlung erscheinen würde. Ein solcher Rigorismus würde eben so unpraktisch seyn, wie die ganze Forderung es ist; denn es giebt bekanntlich Menschen, welche bei scheinbar geringer Thätigkeit in ihrem Berufe weit mehr wirklichen Nutzen stiften, als Andere, die sich und ihren Untergebenen keinen Augenblick Ruhe gönnen, und doch niemals fertig werden. Wahres Verdienst erwirbt sich Jeder, der seine Dienstpflicht nicht blos mit Gewissenhaftigkeit erfüllt, sondern eifrig bemüht ist, dem Vaterlande und seinem Stande auch ohne besondere Aufforderung

nach besten Kräften zu nützen, sey es nun auf diese oder jene Weise. Das wahre Verdienst würde öfter belohnt werden, wenn es sich leichter erkennen ließe, aber es ist in der Regel mit Bescheidenheit gepaart und verbirgt sich, bis irgend ein Zufall es an den Tag bringt."

Ich. „Eben deshalb bin ich der Meinung, Sire, daß die Bezeichnung verdienstvoller Offiziere nicht blos den Vorgesetzten überlassen werden sollte, und daß die Kameraden und Untergebenen auf irgend eine Weise auch dabei zu Rathe zu ziehen sind. Denn da die bescheidenen Verdienstvollen mehr in der Stille nützen, ist ihr Wirken mehr nach unten als nach oben bekannt, und niemals auf Effekt berechnet, wie man das bei Leuten von sehr geringem Verdienst so häufig wahrnimmt. Im Kriege wird man das seltener nöthig haben als im Frieden, aber gerade bei einem langen Frieden ist es von Wichtigkeit, verdienstvolle Offiziere nicht unbelohnt zu lassen, denn sie sind es hauptsächlich, welche dem Ganzen, obschon auf kaum bemerkbare Weise, den inneren Halt geben, auf den guten Geist ihrer Truppe, oder auf die Ausbildung ihrer Waffe großen Einfluß üben, was gewiß sehr verdienstvoll ist. Ew. Majestät haben fast ohne Unterbrechung Krieg geführt, und kennen daher die Schwierigkeit, den guten Geist und die kriegerische Tüchtigkeit eines Heeres auch im Frieden zu bewahren, nicht aus eigener Erfahrung; diese Schwierigkeit ist aber sehr groß, setzt von Seiten des Regenten und der hohen Befehlshaber große Umsicht und Thätigkeit voraus, und ist gleichwohl kaum zur Hälfte zu überwinden."

Napoleon. „Sie können Recht haben, General, ich war stets in Kriege verwickelt, und habe über das, was ein langer Friede nothwendig machen würde, niemals ernstlich nachgedacht, obschon ich große industrielle Plane im Kopfe hatte, deren Ver-

wirklichung mich sehr beschäftigte. Die Hauptsache bleibt immer: zweckmäßige Thätigkeit der Truppen im Frieden, und angemessene Belohnung dieser Thätigkeit; um diese beiden Dinge drehet sich die ganze Maschine. Die verschiedenen Thätigkeitsweisen sind leicht zu bestimmen, wenn man den damit verbundenen Aufwand nicht zu scheuen hat, und dieser Aufwand wird vermindert, sobald man die Truppen auch zu gemeinnützigen Zwecken verwendet, wozu es nicht an Gelegenheit fehlen kann. Aber die angemessene Belohnung mag allerdings seine Schwierigkeit haben, denn die Thätigkeit und das Verdienst der Offiziere ist doch von sehr verschiedener Art. Ich habe mancherlei Belohnungen angewendet, Beförderung zu höheren Stellen, Ertheilung von Ehrengraden, Orden und Geldgeschenken; diese Mittel sollten, glaube ich, auch im Frieden dem Zwecke entsprechen. Bei Beförderung zu höheren Stellen muß man ausschließlich das Beste des Dienstes im Auge haben, und darf sich deshalb nicht streng an die Anciennetät binden. Ehrengrade und Orden sind für solche Offiziere die angemessensten Belohnungen, welche nicht in ihrer Truppe dienen, sondern zu Spezialdiensten verwendet werden, und dabei durch höhere Fähigkeit sich auszeichnen. Geldgeschenke muß man denjenigen ertheilen, deren Vermögensumstände mit dem Dienstaufwande nicht im Verhältniß stehen. So gleicht sich Alles aus."

Ich. „Wie würden aber Ew. Majestät die literarische Thätigkeit belohnen? Das ist doch wohl auch ein Verdienst, und gewiß kein geringes, denn man lernt zuweilen aus einem Buche mehr als in drei Feldzügen."

Napoleon. „Die letztere Behauptung ist wohl nicht Ihr Ernst, General, wenigstens werden Sie zugeben müssen, daß man im Kriege Dinge lernt, die man vergeblich in Büchern suchen würde. Die literarische Thätigkeit ist aber auch von so ver-

ſchiedener Art, daß ſie nicht gleichmäßig belohnt werden kann. Es giebt Bücher, in welchen ſich eine ſo praktiſche Tüchtigkeit ausſpricht, daß man zu ihren Verfaſſern augenblicklich großes Vertrauen faßt; es giebt deren aber auch, die blos zur Bereicherung der Wiſſenſchaft dienen, ſey es durch Aufſtellung neuer wichtiger Wahrheiten, oder durch Bekämpfung von Irrthümern. Mit den Verfaſſern der erſteren Art mache man praktiſche Verſuche in anderen Sphären des Dienſtes, denn es zeigt ſich oft, daß der Eine zwar in ſeinem Fache ſehr brauchbar iſt, aber in einem anderen weniger leiſtet, obſchon ihm die theoretiſchen Kenntniſſe nicht abgehen; dagegen giebt es aber auch Männer, die ſich in jedem Dienſtverhältniſſe ſchnell zurechtfinden, und ſelbſt Vorzügliches leiſten, ohne in Beſitz aller dazu erforderlichen ſpeziellen Kenntniſſe zu ſeyn. Die bloßen Gelehrten muß man durch Orden oder Ehrengrade belohnen, ſobald ſie anderwärts nicht zu brauchen ſind, was meiſt durch ihre Individualität bedingt wird. Zu dieſem Zwecke hatte ich den Orden der Ehrenlegion geſtiftet, der, wie Sie wiſſen, nicht blos zur Belohnung des militäriſchen Verdienſtes beſtimmt wurde, ſondern für Jedermann erreichbar blieb. Wären Ihre Schriften zu der Zeit erſchienen, als ich noch Kaiſer von Frankreich war, ich hätte Sie zum Großoffizier der Ehrenlegion ernannt, und das Studium derſelben meinen Generalen, ſelbſt manchem meiner Marſchälle, dringend empfohlen. Einen ſolchen Orden ſollten die deutſchen Fürſten ſtiften, die ja ſo gern bereit ſind, wiſſenſchaftliches Streben zu befördern und auch zu belohnen. Aber Eines ſcheinen ſie dabei zu überſehen. Die beſſeren Schriftſteller werden immer nur vom Ehrgeize angetrieben, Vorzügliches zu leiſten, und dieſer will zu Zeiten etwas gekitzelt ſeyn. Doch muß man dieſen Ehrgeiz von ſchriftſtelleriſcher Eitelkeit unterſcheiden, welche durch einige kleine Geiſelhiebe corrigirt werden muß; meinen Sie nicht auch, Clauſewitz?"

Ich. „Ew. Majestät große Menschenkenntniß ist bekannt; doch würde es mir damals unmöglich gewesen seyn, Ihre Aufmerksamkeit durch meine schriftstellerischen Versuche zu erregen. Meine Ansichten über Kriegführung sind erst durch die praktischen Lehren geläutert worden, die Ew. Majestät selbst und einige Ihrer Unterfeldherren uns darin ertheilt haben. Im Geräusche des Kriegerlebens ist man zu wenig gesammelt, um so gründlich darüber nachdenken zu können, als die Wichtigkeit des Gegenstandes erfordert. Gründliche Studien bedingen eine gewisse Ruhe des Geistes und Gemüthes. Ich habe mich oft Tage lang von allem Verkehr mit Menschen zurückgezogen, um irgend eine Wahrheit zu erforschen, und fand sie am leichtesten in nächtlicher Stille und Einsamkeit. Der Gährungsprozeß der vielen widerstrebenden Elemente ging bei mir oft im Schlafe vorüber, und was mir am Abend noch zweifelhaft war, erhob sich am nächsten Morgen zuweilen zu einem Lichtfunken evidenter Wahrheit."

Napoleon. „Diese Erfahrung habe ich auf Helena zur Gnüge gemacht; mein Gemüth war aber nicht in der Stimmung, wie sie der Schriftsteller braucht, um wahrhaft Großartiges hervorzubringen. Der Adler, das Sinnbild hohen geistigen Aufschwunges, will Freiheit haben, sich in die höchsten Regionen zu erheben, mir aber hatte man die Flügel nicht blos verstutzt, sondern auch festgebunden, so daß ich nur noch mit Schnabel und Krallen arbeiten konnte. Das ist kein angenehmes Geschäft. — Und doch (setzte der Kaiser nach einer langen schwermüthigen Pause hinzu) waren die Stunden, welche ich in meinem Exil der literarischen Thätigkeit widmete, die angenehmsten von allen, ich handelte wenigstens im Geiste, und dieses Streben nach Thätigkeit war mir ein Bedürfniß, es erhob mich über die Erbärmlichkeiten des Alltaglebens, womit man mich unedler Weise umgeben hatte."

Nachdem [illegible] ging mit [illegible] krampfhaft [illegible] meine Gegenwart [illegible] ſich bald [illegible] flammenden Augen [illegible] unheimlich, und [illegible] geeignet [illegible] terbrechen. — [illegible] Königs von Rom [illegible] Sohn!“ rief [illegible] aus, „wie ganz anders [illegible] bei Deiner Geburt [illegible] wir Menſchen, ſo lange wir [illegible] wenig vermögen wir [illegible] doch war ich damals [illegible] mich ſchildern und [illegible] hält. Ich betrachtete [illegible] Menſchheit, doch aber [illegible] berufen eine neue [illegible] Kräfte zu wecken, [illegible] floſſener Jahrhunderte. [illegible] einen erhabenen [illegible] nun ergeht es mir [illegible] mich auf der Höhe [illegible] man würde ganz anders über mich urtheilen, und das Geſchrei der Wenigen, [illegible] unwiderſtehlicher Gewalt in verderblicher Richtung fort; ich wollte Göttliches ſchaffen und war ja nur ein Menſch!“

Ein lautes Sprechen im Vorzimmer weckte den Kaiser aus seinen Träumereien, er sah mich mit Verwunderung an, als schien er sich nicht gleich entsinnen zu können, was mich in seine Nähe gebracht habe, doch im Augenblicke darauf kam er mit wahrhaft kaiserlicher Grazie auf mich zu und sagte lächelnd: „Clauſewitz, halten Sie auch zuweilen Selbſtgeſpräche?" — Ich wollte antworten, als Merkur hereintrat und ſich ſehr beſchwerte, daß ein Abgeſandter des großen Jupiter im Vorzimmer warten müſſe, bis es einem naſeweiſen Pagen gefalle, ihn zu melden. „Ein Page," erwiderte Napoleon ironiſch, „iſt tückiſch wie ein Affe, dumm wie ein Maikäfer und eitel wie ein Pfau, mein lieber Merkur, das ſind bekannte Sachen; ich hatte ihm Befehl gegeben, unangemeldet Niemand in mein Zimmer zu laſſen, weil ich ungeſtört ſeyn wollte. War der Bube unartig, ſo ſoll die Strafe ihm nicht erlaſſen ſeyn. Aber was führt denn Euere Schlauheit heute ſchon zu mir?" — **Merkur.** „Der mächtige Jupiter läßt Euch zur Theilnahme an einer Berathung entbieten, deren Gegenſtand ich nicht näher bezeichnen kann. Apollo wird in einer Stunde hier ſeyn, Euch abzuholen."

Als Merkur ſich wieder entfernt hatte, ſagte **Napoleon**: „Dieſer kleine Schlaukopf iſt mir ein Dorn im Auge, und doch kann ich ihn nicht haſſen. Er repräſentirt hier das Nützlichkeitsprinzip, aber es iſt zu ſehr mit Eigennutz und Selbſtſucht geſchwängert. Vermöge des hohen Ranges, den ich auf der Erde bekleidete, durchblicke ich die hieſigen Verhältniſſe etwas ſchärfer, und kann Ihnen daher ſagen, daß die berühmten olympiſchen Gottheiten ſehr viel menſchliche Schwächen haben, die Ihrem Scharfblicke bis jetzt vielleicht entgangen ſind. Gelegentlich davon ein Mehreres, denn ich will mich nun ankleiden laſſen. Aber wir müſſen in Zukunft öfter zuſammen plaudern, ich habe Vieles mit Ihnen zu beſprechen Für heute Adieu."

Napoleons flüchtige Bemerkungen über mancherlei Gegenstände beschäftigten mich noch lange nach meiner Rückkehr, und versenkten mich in tiefes Nachdenken. Alles, was ich so oft mit Dir über die Mittel zur Belebung der geistigen Thätigkeit besprochen hatte, trat mir wieder vor die Seele. Daß ich auf Vielwisserei niemals etwas gegeben habe, ist Dir bekannt genug, mein Freund; aber das geistige Durchdringen der Erscheinungen und Ereignisse im Menschenleben, das Erforschen der Ursachen, die richtige Schätzung der Wirkungen und ihrer Folgen, sind etwas ganz Anderes, das kommt aus dem Leben und geht wieder in das Leben über, ist mehr als todtes Wissen. Wie und wodurch soll man aber die Menschen dazu antreiben? Jeder von uns erblickt zwar hier die Wirkungen seines eigenen früheren Thuns, aber so weit geht unsere Einsicht noch nicht, daß wir das ganze Treiben der Menschheit in seiner Totalität überblicken könnten. In jeder Region des Himmels gewinnt man einen anderen Standpunkt, und es wird wohl noch manches Jahrhundert vergehen, bevor ich so hoch steige, daß ich darin ganz klar sehe.

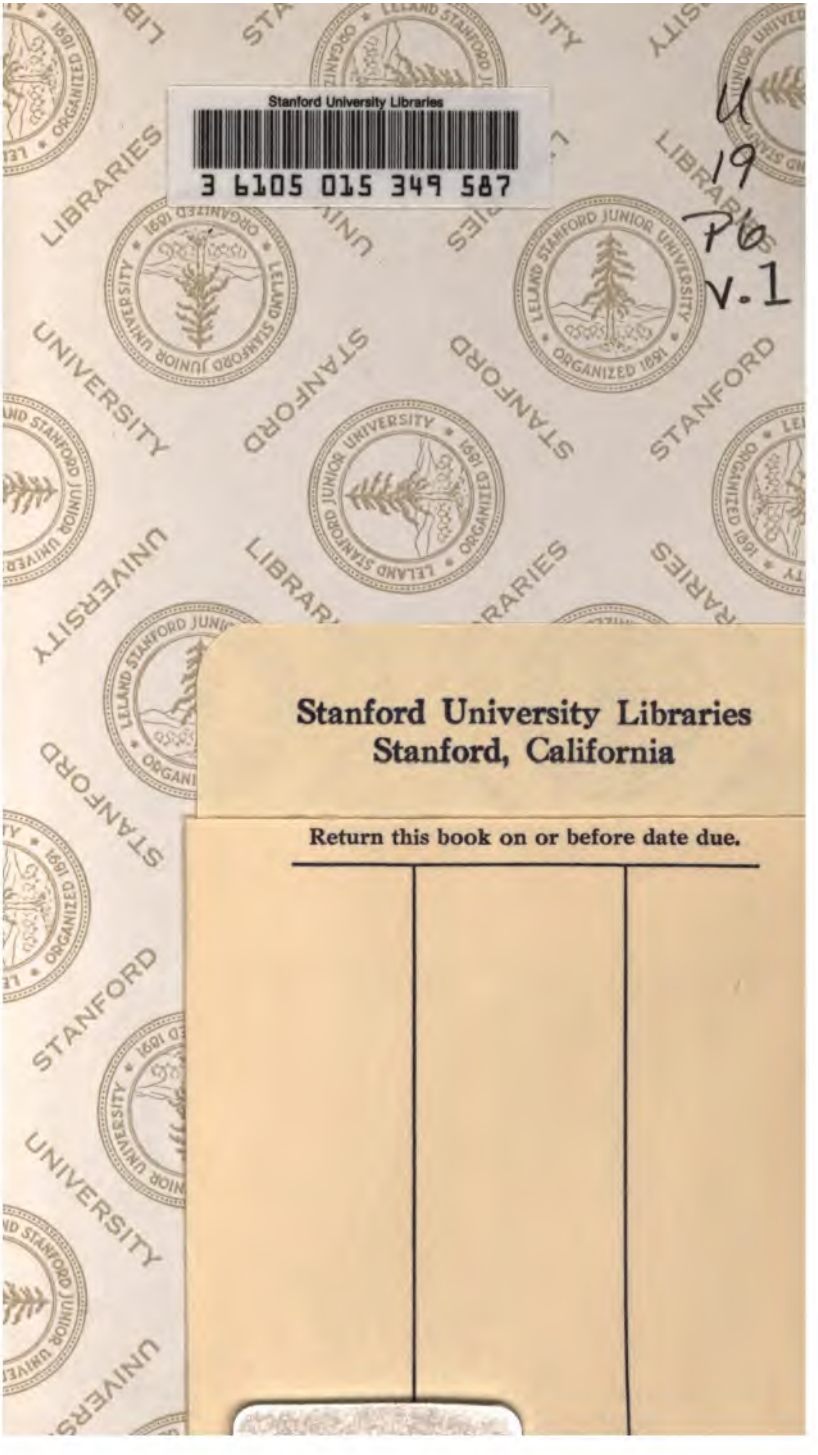
Nächstens hoffe ich Dir Mittheilungen ganz anderer Art machen zu können, denn es haben sich, in Folge der letzten Versammlung bei Minerven, mehrere Parteien gebildet, deren Streben nicht blos dahin geht, sich über einzelne Theile der Kriegskunst zu besprechen, sondern zugleich das Charakteristische der Kriege des achtzehnten Jahrhunderts zu erforschen, und Vergleiche damit anzustellen. Vielleicht gelingt es mir bei diesen Gesellschaften Zutritt zu erhalten, und dann sollst Du manches Neue durch mich erfahren. Am eifrigsten sind die Franzosen bemüht, ihr Licht leuchten zu lassen, und es giebt unter ihnen Männer von sehr gediegenem Werthe. Aber ich denke, daß wir Deutschen ohne Scheu mit ihnen in die Schranken treten können,

und ſo ſehe ich den künftigen Debatten mit Ruhe entgege
Sollte mir auch die Theilnahme daran nicht geſtattet ſey
ſo hoffe ich doch die darüber geführten Protocolle zur Ei
ſicht zu bekommen, denn Minerva verſagt mir nicht leicht ei
Bitte.

Ende der erſten Sammlu

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
LELAND STANFORD JUNIOR UNIVERSITY
ORGANIZED 1891


Stanford University Libraries
3 6105 015 349 587
U
19
P6
v.1
Stanford University Libraries
Stanford, California
Return this book on or before date due.